Digitized by Google

H. C.
505. a.

Digitized by Google

H. E. 309.-3

Digitized by Google

Geſchichte
der
Religionsſchwärmereyen
in der chriſtlichen Kirche.

Von
M. Chriſtian Friedrich Duttenhofer,
Prediger an der Hauptkirche zu Heilbronn.

Dritter Band.

Heilbronn am Neckar und Rothenburg ob der Tauber,
bey Johann Daniel Claß,
1799.

Digitized by Google

MÜNCHEN

MÜNCHEN

Digitized by Google

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorrede

zum dritten Bande.

In diesem Bande wird die Geschichte der christlichen Religion und der so häufig damit verbundenen Verirrungen des menschlichen Geistes **von Karls des Großen Zeiten an, bis zu den Zeiten der Kreuzzüge hin**, oder vom J. 800 bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts fortgeführt. Zwar kommen in den vier ersten Abtheilungen dieses Bandes, in welchen **die Geschichte der Völkerbekehrung** zum christlichen Aberglauben; **der Zustand der Wissenschaften**, besonders **der theologischen**, nebst dem gänzlichen **Verfall aller Sittlichkeit**; **die Geschichte des christlichen Aberglaubens** selbst; und dann **die Geschichte der Hierarchie** beschrieben und beurtheilt wird; auch noch manche Dinge aus dem vorhergehenden Zeitraume vor; so wie die fünfte Abtheilung, welche **die Geschichte des Mönchslebens** enthält, in einigen Beschreibungen der ältern Mönchsinstitute bis ins 12te oder 13te Jahrhundert fortgeht. Dennoch bleibt der Hauptgang der meisten in diesem Bande dargestellten Religionsbegebenheiten auf den erst angezeigten Zeitraum eingeschränkt.

Aus was für einem falschen Gesichtspunkte aber diese Religionsgeschichte immer noch angesehen und beurtheilt werde, das beweißt insonderheit eine Recension des ersten Bandes in den Erfurter Nachrichten

Digitized by Google

von gelehrten Sachen a) sehr deutlich. Eines Theils wird daran getadelt, daß ihr Verf. nicht aus den ersten Quellen der Kirchengeschichte schöpfte, sondern sich nur der neuern Hilfsmittel bediene. Allein, da meine Absicht bey diesem Werke, wie ich in der Vorrede zum ersten Bande gerade und ehrlich genug gesagt habe, nicht dahin gieng, **eine gelehrte Kirchengeschichte**, dergleichen wir schon genug haben, sondern eine eigentliche **pragmatische Religionsgeschichte** zu schreiben, so war es meinem Bedünken nach nicht einmal nöthig, bey dem großen Vorrathe von sehr ausführlichen Hilfsmitteln bis zu den **ersten Quellen** zurückzugehen. — Sonsten bemühte sich ein jeder Geschichtschreiber in diesem Fache immer nur das System seiner besondern Kirche in den ersten Kirchenvätern zu finden; für den Glauben seiner Kirchenparthey in jedem Zeitalter eine Anzahl von Zeugen, Bekennern und Vertheidigern aufzustellen; alles, was für sein Glaubenssystem war, in das hellste Licht zu setzen, hingegen alles, was demselben entgegen war, zu beseitigen, zu verdunkeln oder zu entkräften. Man gab sich alle Mühe, zu zeigen, wie die göttliche Vorsehung von jeher über die Erhaltung und Ausbreitung der wahren allein seligmachenden Religion und Kirche gewacht habe. Nun aber, da alle jene Kirchensysteme durch genauere Erörterung dessen, was Christus und seine Apostel eigentlich gelehrt haben, ihr so lange behauptetes

---

a) S. Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen 36stes Stück vom 22. Jun. 1797. Der bey dieser gel. Zeitung eingeführten Sitte gemäs hat sich auch dieser Recensent genannt. Darum werde ich ihn hier auch nennen dürfen. Es ist nämlich der Herr Vicepräsident Herder zu Weimar, ein Mann, dessen mein Buch ganz unverdient treffende Verachtung mir nicht ganz gleichgiltig seyn darf. Denn ein Recensent, der sich nicht nennet, der will nach Leßings Urtheile, nur eine Stimme aus dem Publikum seyn; der Recensent aber, der sich nennt, scheint das Publikum stimmen zu wollen.

Digitized by Google

Ansehen gröſstentheils verloren haben, und da man mit Recht nicht mehr alles das für allgemeine Religionswahrheit halten kann, was man sonsten dafür gehalten hat, so kann und muß auch die Geschichte der Religion in unsern Tagen aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet werden, als vormals. Denn da man in neuern Zeiten, bey dem sich immer mehr aufhellenden Lichte, so viele Dogmen, so viele Lehrmeynungen und Gebräuche als unhaltbar und nicht zur eigentlichen Religion gehörig befunden, folgl. für das, was sie sind, für Menschenwahn erkannt hat, so kann man also auch jenem alten Kirchenglauben nicht mehr die Achtung und Ehre erweisen, die man ihm sonst erwiesen hat. Man kann das, was der Irrthum jener Zeiten heiligte und für göttlich erklärte, jene Glaubensformeln, jene Kirchengebräuche und Aufzüge, kurz alle jene Erfindungen des von der Schwärmerey getäuschten Menschenwitzes schlechterdings nicht mehr mit der alle Vernunft gefangen nehmenden Ehrfurcht betrachten, wie ehemals. Folglich muß da auch die Kirchengeschichte selbst eine ganz andere Gestalt gewinnen, als sie sonst gehabt hatte. Man kann da, wenn man die Wahrheit sagen will, nicht mehr von den herrlichen Siegen der Religion über Irrthum und Aberglauben in den ersten Zeiten; nicht mehr von der so schnellen und weiten Ausbreitung derselben und von der unter dem Menschengeschlechte dadurch bewirkten Sittenverbesserung, sondern vielmehr von den so baldigen Abweichungen und so weiten Verirrungen der Christen von dem durch Christum ihnen gezeigten Lichtpfade der gesunden Vernunft, und von dem gänzlichen Verfall aller Religion und Sittlichkeit reden. Traurig ist es freylich, wenn man da sehen muß, wie bald die Menschen den so schönen so richtigen Weg der Wahrheit und Tugend, auf den sie von Jesu geführt waren, wiederum verlieſsen, und unter die Herrschaft des Pfaffenbetrugs und der

Schwärmerey zurück kehrten. Aber sehr lehrreich ist es auch, wenn man siehet, durch was für Zauberwerke des Fanatismus sie unter diesem so bald wieder erneuerten Reiche der Finsterniß erhalten wurden, und durch was für Stufengänge sie nach und nach wieder bis zu der Lichthöhe, worauf sie jetzt stehen, hingeführt wurden. Zu keiner Zeit konnte man daher mit einem so freyen und hellen Blicke auf die vergangene Zeiten zurück sehen, wie jetzt; weil man die Wahrheit zu keiner Zeit noch so frey und unentstellt vom Geiste der partheyischen Systems- und Sektenliebe betrachten konnte, wie jetzt. Sollte denn also die Geschichte und der erörternde menschliche Verstand, wie mein vorangeführter Rec. meynt, so gar wenig oder nichts dadurch gewinnen, wenn die Geschichte der Religion nun auch einmal aus dem Gesichtspunkte dargestellt wird, aus welchem sie in unsern Tagen allein dargestellt werden kann, nämlich als die Geschichte des großen langen Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zwischen der christlichen Vernunftreligion und zwischen dem fanatischen Kirchenglauben? eines Kampfes, der zu Jesu und Luthers Zeiten noch lange nicht vollendet, sondern erst recht angefangen oder wieder erneuert wurde. Ja gewis, wenn das Schädliche, das die Verblindung der Schwärmerey und des Sektengeistes mit sich führt, auf irgend eine Weise in allen seinen nachtheiligen Folgen und Wirkungen gezeigt werden kann, so kann es nur durch eine solche historische Darstellung geschehen.

Und einer solchen Darstellung bedürfen unsere Zeiten noch immer. Denn, wenn auch gleich alle die von mir angeführten Schwärmereyen, wie mein Erfurter Rec. meynt, schon längst erloschen und zerstoben wären, und in dieser Gestalt zu unsern Zeiten nicht leicht mehr Eingang finden möchten; a) so hat doch gewiß

a) Mein Rec. sagt nämlich: „da alle die Schwärmereyen und „Sitten, die der Verf. in diesem ersten Bande darstellt, längst

der Hang zur frömmelnden Schwärmerey auch in unsern Tagen noch lange nicht aufgehört, und kann, wo nicht in jener Gestalt, doch unter mancherley andern Gestalten immer wieder zum Vorschein kommen. Zu erkennen, durch was für Täuschungen und Blindwerke die Religion ehemals in den Augen des irregeführten Volks verdunkelt worden, und durch was für Mittel sie endlich wieder die Oberhand gewonnen habe; dies Interesse behält eine Geschichte der Religionsschwärmereyen immer, wenn auch diese, — welches doch heut zu Tage noch lange nicht der Fall ist, — ganz vertilgt und ausgerottet wären. — Freylich scheint unser Zeitalter keiner Warnung vor schwärmerischem Religionseifer zu bedürfen; man schwärmt und eifert nicht für die Religion, sondern man geräth vielmehr in den entgegengesetzten Fehler, da man die Begriffe von Religion und Fanatismus so gerne mit einander vermengt, und jede etwas wärmere Aeusserung der Religiosität sogleich für Schwärmerey erklärt. Allein, da durch diese Geschichte die Gränzen zwischen der christlichen Vernunftreligion und zwischen dem Fanatismus recht eigentlich und absichtlich gezogen werden sollen, und da besonders in den nachfolgenden Jahrhunderten das mannigfaltige Güte, das selbst auch durch schwärmerische Begriffe und Vorstellungen, namentlich durch den Mysticismus und Pietismus, zur Belebung der Religiosität gewirkt wurde, gar nicht verkannt, sondern in sein gehöriges Licht gestellt werden wird, so sehe ich gar nicht ein, wie durch eine solche Geschichte der heutzutag überhandnehmenden Kälte und Gleichgiltigkeit gegen alle Religion einiger Vorschub geschehen könne. In dem mit Eiszapfen vollhängenden

---

„erloschen sind, und in dieser Gestalt zu unserer Zeit nicht „leicht Eingang finden werden, wozu der Spott über alte „Todtengebeine?“ — Wozu? dazu, damit der Geist, der in ihnen spuckte, ja nicht wieder aufromme, weder unter dieser noch unter einer andern Gestalt.

Lichttempel der Vernunft, wie sich der Herr Vicepräs. Herder irgendwo ausdrückt, möchte ich freylich auch nicht gerne wohnen. Aber, so lange sich Licht und Wärme, ruhiges Nachdenken und edle Begeisterung für die gute Sache der Wahrheit noch mit einander vereinigen lassen, so lange werde ich auch nicht mit denen Männern, die in ihren christlichen Schriften so gerne mit leidenschaftlichem Widerwillen gegen alle und jede Religionsphilosophie zu Felde ziehen, a) gemeine Sache machen.

Andern Theils glaubte man sich durch den Titel dieses Buches zur Erwartung einer philosophischen Geschichte schwärmerischer Ideen berechtiget. „Da sollte, wie mein Erfurter Rec. meynt, durchhin „Zeiten, Gegenden, Völker, Absichten, Mittel unterschieden, die Schwärmereyen selbst nach ihren innern „oder äußern Antrieben klaßificirt, jede Art der Schwärmer in ihr Licht gestellt, und auch bey ihnen Ursachen, „Mittel, Zwecke, die Zeiten der Aufgährung und Abgährung ihres Ferments gesondert werden u. s. w.“ Allein, wenn gleich der Titel meines Buches zu dieser Erwartung einiges Recht zu geben scheint, so wird man doch auch nicht mehr von mir zu erwarten berechtiget seyn, als ich in der Vorrede zum ersten Bande, wo der Zweck und Plan dieser Geschichte deutlich und bestimmt genug von mir angegeben wurde, versprochen habe. Ueberdies aber finde ich wenig Lust in mir, eine solche philosophische Geschichte blosser fanatischer Ideen zu schreiben, weil da gewöhnlich viel Falsches, Idealisches, aus der Phantasie des Verf. Ausgesponnenes mit einfließt, was in der wirklichen Welt sich eben nicht allemal so verhält. Die wahre Philosophie der Geschichte ist nicht, die Geschichte a priori ersinnen oder mahlen, sondern wirkliche Thatsachen darstellen und so ordnen, daß sie eine harmonische Uebersicht über die Fortschritte

a) S. Götting. gelehrte Anzeigen 95 St. d. 16. Jun. 1798.

oder Rückschritte gewähren, die die Menschheit in jedem Zeitalter zu ihrer Veredlung und Reife gethan hat. Da nun der moralische Weltplan, wie man in unsern Tagen so deutlich einzusehen gelernt hat, offenbar dahin geht, das menschliche Geschlecht immer höher von einer Stufe der Vollkommenheit zu der andern zu erziehen, so konnte ich mir auch in einer solchen Geschichte, wie diese ist, keinen andern Zweck wählen, als die geheimen Wege zu erforschen, wodurch die göttliche Vorsehung, wenn sie das menschliche Geschlecht auch zuweilen in Barbarey, Unsittlichkeit und Geistessklaverey zurück sinken ließ, dasselbige doch immer wieder da herauszog, und zu höhern Stufen des Lichts, der Sittlichkeit und Freyheit hinanführte.

Inzwischen würde ich über solche schiefe Beurtheilungen dieser Geschichte gerne und ruhig wegsehen, wenn nur der Hr. Vicepräsident in dem oben angezeigten Stücke der Erfurter Nachrichten von gelehrten Sachen nicht in einem so verächtlich wegwerfenden Tone und so ganz ohne alle Belege über mein Buch abgeurthelt hätte, daß es mir wohl nicht zu verargen seyn wird, wenn ich mich hier gegen ein so hartes diktatorisch-absprechendes Urtheil vertheidige, und das Publikum zum Richter zwischen Ihm und mir auffodere. Da sagt nämlich Hr. H. „die „Verfasser der von mir gebrauchten Hilfsmittel werden „sich von der Art Zusammenstellung, da alle sogenannte „Religionsschwärmereyen aus dem Zusammenhange an„derer Begebenheiten, in welche sie solche gestellt hätten, „genommen seyn, ziemlich los sagen. Geschichte sey dies„ses Buch — nicht, sondern ein Auszug aus den neue„sten spätesten Compendien.“ (Also wäre Schröckhs christl. Kirchengeschichte auch nur Compendium??) „Studium der Quellen, Entwicklung jeder Schwärme„rey im Zusammenhange ihrer Umstände fehle ihm. Daß „ich meine Excerpte chronologisch gebe, das helfe diesem „Mangel nicht ab, da der innere Faden einer philosophi„schen Entwicklung dem Buche mangle, das nur ein

„ausgerissenes Aggregat sey.“ Was Hr. Herder hiebey für einen innern Faden von philosophischer Entwicklung im Sinne gehabt habe, das kann ich nicht wissen. Nur das weis ich, daß ich die Entstehung der Schwärmerey in der ersten Abtheilung meines ersten Bandes, besonders von §. X. an, ungefähr eben so und aus eben den Ursachen und Zeitumständen erklärt habe, wie er selbst in seinem erst neuerlich herausgegebenen Geist des Christenthums. S. 114. sq. Und wer den ersten Band dieser Geschichte auch nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, der mag selbst urtheilen, ob er ein blos ausgerissenes Aggregat von Excerpten, dem es an eigener innerer Verbindung fehlt, enthalte oder nicht. An ein so hartes, und überall mit keinen Beweisen belegtes Aburtheln wird sich hoffentlich niemand kehren!

Hernach beschuldiget mich eben dieser Rec. in dem angeführten Stücke, „ich hätte den Begriff der Religions„schwärmereyen zu weit genommen, indem ich auch die „feinste Staatslist, die kältesten Entwürfe der „Hierarchie darunter begreiffe, gegenseitig wiederum, „was nach Zeit und Ort vielleicht (?) reiner Enthusi„asmus gewesen, zur Schwärmerey gerechnet hätte.“ Aber, wo in aller Welt habe ich dann jemals die Feinheit einer Staatslist oder hierarchische Entwürfe unter der Kategorie von Religionsschwärmerey mit begriffen? Oder, wann habe ich das, was nach Zeit und Ort reiner Enthusiasmus war, für Schwärmerey ausgegeben? Von all diesem führt dieser Rec. nicht den mindesten Beweis an; sagt nichts weder von dem Plan und Zweck, noch auch von dem Innhalt meiner Schrift; läßt sich auch nicht mit einem Wörtchen in die Beurtheilung meiner Definition ein, die ich gleich in den ersten Linien meiner Vorrede zum ersten Bande von religiöser Schwärmerey gegeben habe; sondern führt da in seiner Recension eine bloße Wortdefinition von der Schwärmerey aus Leßings Leben und literarischem Nachlaß

an, nach welcher die Begierde, einen Schwarm zu machen, wie die Bienen, das eigentliche Kennzeichen eines Schwärmers seyn solle. „Weil nun", so fährt er nach Leßing fort, „diejenigen Schwärmer, welche die „Durchsetzung gewißer Religionsbegriffe zur Absicht ha„ben, und eigene göttliche Triebe und Offenbarungen „vorgeben, (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betro„gen an sich selbst oder von andern seyn,) leider die zahl„reichste und gefährlichste Klasse der Schwärmerey aus„machen, so habe man diese Schwärmer κατ' ἐξοχὴν „Schwärmer genannt." Wenn nun auch gegen diese Leßingische Etymologie des Worts Schwärmerey nichts einzuwenden wäre, ob man gleich dasselbe auch von dem so regellos scheinenden Hin- und Herschwärmen der Bienen, und besonders gewißer Nachtvögel, z. B. der Fledermäuße u. a. ableiten könnte, so ist es doch nicht zu verzeihen, daß mein Rec. in dem angef. Stücke den von mir selbst zum Grund gelegten Begriff der Religionsschwärmerey nicht nur ganz unbeurtheilt vorbeygeht, sondern ihn auch noch ohne allen Beweis zu weit genommen, zu wankend nennt. Nach diesem Begriff, fährt derselbe S. 291 in dem angef. Stücke fort, „mußten „Christus und die Apostel Ehrenhalben a) abgeson„dert werden, sonst sey hier in der christl. Kirche alles „fanatisch. Wie nun, setzt er hinzu, wenn ein Spötter „die zwey nicht gewagten Schritte auch zurück träte, und „nach einem so wankenden (?) Begriff von Schwärme„rey fragte: war der, waren die, die Volk an sich zogen, „die darauf hinausgiengen, eine Kirche zu gründen, die „sich für inspirirt hielten und gehalten wissen wollten, die „darüber Ungemach, Verfolgung, Schmach und Tod „ertrugen, nicht auch Schwärmer?" Allerdings, würde

a) Dieses Ehrenhalben nahm Hr. H. nachher, als ich ihm einige Beleidigung meines Ehrgefühls über dieses Wort in einem Privatschreiben zu erkennen gegeben hatte, in dem 74sten St. der Erfurter gel. Nachrichten des J. 1797 wieder zurück, und wollte es in ein Allerdings verändert wissen.

ich dem Spötter antworten, wenn das Schwarm machen, das Volk an sich ziehen, das Vorgeben einer göttlichen Inspiration, das Ertragen so vielen Ungemachs den Charakter eines Schwärmers bestimmen und ausmachen sollte, wie Leßing und nach ihm Hr. Herder hier behauptet, dann, dann müßten wir Jesum und seine Apostel auch für Schwärmer halten. Aber, man nehme einmal den Begriff, den ich S. VI. in meiner Vorrede zum ersten Bande von der Religionsschwärmerey gegeben habe; man vergleiche damit den höchst nöthigen Unterschied, den ich eben daselbst S. VIII. zwischen Begeisterung und Schwärmerey, oder zwischen Enthusiasmus und Fanatismus gemacht habe; man lese dann ferner im ersten Bande 1ster Abth. §. §. I. II. III. nach, mit was für Gründen ich Jesum und seine Apostel gegen alle Beschuldigungen von Schwärmerey vertheidiget habe, und dann sage man, ob ich Jesum und seine Apostel nur so Ehrenhalben und weil ich den Schritt noch für zu gewagt hielt, von der übrigen Schwärmerrotte abgesondert habe; oder ob dann überall noch ein Spötter zurück treten, und Jesum und seine Apostel für Schwärmer erklären könne, wenn er den von mir gegebenen Begriff der Schwärmerey zum Maasstab seiner Beurtheilung der Reden und Thaten Jesu und seiner Apostel annimmt; ob er nicht vielmehr wird bekennen müssen: Nein! So konnte kein Schwärmer, kein im Kopfe verrückter Mensch reden und handeln, wie Jesus u. seine Apostel geredet u. gehandelt haben! Begierig, wie denn der Hr. Vicepräs. Herder selbst den Begriff von Schwärmerey bestimmen werde, ergriff ich den neulich von ihm herausgegebenen Geist des Christenthums, und fand die Schwärmerey S. 93 also definirt: „Sie ist entweder ein Brüten über transcendenten übersinnlichen Worten und Wortschällen, deren „Anschauung dem menschlichen Geiste versagt ist; oder „ein thörichtes Hangen an Gebräuchen, Formeln, Vorurtheilen und Gewohnheiten, die man mit Wuth ver-

„theidiget und fest hält; — oder endlich ein Uebertrei„ben der Wirksamkeit, auch zu Erreichung guter Ab„sichten, außer dem Gleichmaße des Ganzen.“ u. s. w. Aber, wer weiß denn nun, was Schwärmerey überhaupt sey? Wer kennt nun die Gränzen, wo Enthusiasmus und Schwärmerey sich von einander scheiden, und außer welchen die Wirksamkeit zur Erreichung guter Absichten in Schwärmerey übergeht? — Hr. H. scheint in der eben angeführten Schrift die Meynung zu behaupten: Alles, was man am ursprünglichen Christenthum etwa noch für Aberglauben und Schwärmerey halten könnte, sey entweder blosse Vorstellungsart, Einkleidung, poetische Form; oder wird es von ihm blos mit einer rednerischen Blume bedeckt, nur undeutlich berührt, oder gar übergangen. a) Aber weiß man denn nun, was oder wie viel an dem ursprünglichen Christenthum reiner Enthusiasmus oder unreiner Schwärmergeist war? Kann nicht der Spötter unter jenen morgenländischen Einkleidungen und dichterischen Floskeln Jesu und seiner Apostel viel mehr Stoff zur Beschuldigung des Fanatismus gegen sie finden, als wenn man ihm bis zur deutlichsten Evidenz zeigt, wie vernünftig, wie klar und wahr, wie lichtvoll, wie bündig und zusammenhängend alle Reden, Belehrungen, Vorschriften und Zusicherungen Jesu und seiner Apostel seyn?

In dem dritten Theile dieser Recension, denn sie ist gerade in 3 Theile getheilt, hält mir Hr. H. eine scharfe Strafpredigt über die unnütze und fruchtlose Anwendung des Spottes bey Religionsschwärmereyen. „Schwärmerey, sagt er, ist Krankheit, Religions„schwärmerey, wo sie nicht absichtlicher Betrug war, ist „die mitleidenswürdigste Krankheit. Sollte gegen sie „das Salz des Spottes die beste Arzney seyn?“ Nein, gewiß nicht! Aber sollte wohl das Salz des Spottes

a) S. auch Götting. gel. Anzeigen. 95 St. d. 16. Jun. 1798.

in einer gewissen Dosis, nur hie oder dort hingestreut, nicht ein sehr heilsames Mittel seyn, die Welt überhaupt auf gewisse Religionsthorheiten aufmerksamer zu machen, deren sich der gesunde Menschenverstand jetzt einmal schämt und in alle Zukunft sich zu schämen Ursache hat? Ob denn aber der Hr. Vicepräs. Herder das Salz des Spottes für ein so ganz unwirksames Mittel gegen die Schwärmerey halte, davon mag folgende aus dem 3ten Theile seiner Briefe, das Studium der Theologie betreffend, ausgehobene Stelle zeugen. Da warnt er S. 122 seinen Freund „für dem heißen „Schwefelbade des Mysticismus, der in ältern „und neuern Zeiten seinen dumpfen erstickenden Nebel „auch über die lebendigsten blühendsten Lehren des „Christenthums ausgebreitet habe, und der das entge„genstehende Extrem sey gegen die unzeitig philosophi„rende Schlaffheit und Kälte. — Seinem Schädel „ein Loch zu bohren, daß Geist vom Himmel hinein„regne; den dunkeln Grund der Seele so lange zu ver„dunkeln, bis er von sich selbst Licht werde, und der „Christus in uns hervorspringe; oder die Gnaden„handlungen in Clausuren zu fassen, jeder ihrer Tage „und Zeit zu bestimmen und dem heil. Geiste einen Ka„lender vorzeichnen zu wollen, nach dem er operiere; „Bänke der Bekehrten und Halbbekehrten zu machen, „und darauf die Sitze vom ersten Schlage an bis zum „letzten Durchbruche zu numeriren; sein und etwa sei„nes Bekehrers enges armseliges Beyspiel zum allge„meinen Muster und Modell sämmtlicher Bekehrungs„gaben und Zustände und Gnaden zu stempeln; und „den Dunstkreis seiner Schwitzstube zum Thermometer „aller menschlichen und göttlichen Gefühle jedermann an „die Thüre zu fixiren; — o Freund, Freund, welche „Schwachheiten, Kleinheiten, Engheiten, oder auch „Pharisäereyen, Greuel und Pedanterey! — — Aus „der Thebaischen Wüste ist der zehrende, erstickende „Ostwind gekommen, nicht vom Himmel, nicht vom

„Geiste des Lebens. In die Wüste gehört er auch, wo „alle Verrichtungen und Geschäfte des menschlichen Le„bens aufhören, und weder Gras noch Laub wächst. „Heiligen Styliten, Fakirs und Derwischen gehört er, „und die mögen ihn behalten; ihren Bauch füllen mit „Ostwind, wie der Prophet sagt, und lebendige Mauso„leen werden." u. s. w. Nein! So meisterhaft und mit einem so kaustischen Witze weiß ich freylich, das muß ich gestehen, die Geißel der Satyre nicht zu schwingen! Aber hofte dann wohl Hr. H. mit dieser die Thorheiten der ältern und neuern Mystiker so lebendig darstellenden Ironie diese Thoren alle sammt und sonders von ihrer Krankheit zu heilen? Oder mag er dieses so beizende Heilmittel nicht mehr für diejenigen berechnet haben, die etwa schon auf dem Wege waren, Schwärmer, Mystiker, oder Schädelbohrer, damit Geist vom Himmel hinein regne, zu werden? Warum traut er aber mir da, wo ich etwa ein paar Körnchen des Spottsalzes mit einstreue, nicht eben so viel gesunden und anspruchlosen Menschenverstand zu, da ich doch eben dieselbe Absicht S. XVIII. in meiner Vorrede zum ersten Bande mit den Worten eines andern Schriftstellers, deren Sinn auch den meinigen ausdrücken sollte, deutlich genug zu erkennen gebe? „Wenn diese „Thoren auch durch dieses Mittel nicht mehr zu hei„len sind, so bewahrt es doch Manchen, der — morgen „angesteckt worden wäre." Ob übrigens mein Buch so voll von Lucianischem Spottgeiste sey, daß es, wie Hr. H. es zu nennen beliebte, eine blosse Sporrgeschichte christlicher Schwärmereyen genannt zu werden verdiente, darüber wird das Publikum jetzt bey dem dritten Bande besser urtheilen können, als die Recensenten des ersten Bandes.

Endlich bricht dieser Rec. noch durch folgendes ganz verächtlich wegwerfendes Urtheil den Stab über mein Buch: „Wenn der Verf. auf seinem Wege so fort„geht, so gewinnt die Geschichte — nichts; der erör-

„ternde menschliche Verstand auch wenig. Leichte Le„ser bekommen eine oberflächliche Lektüre; es ist aber „nicht zu wünschen, daß unter uns dergleichen Bücher „sehr vermehrt würden.“ Mit diesem so harten aber ganz unbewiesenen Urtheile weiset also Hr. H. mein Buch gleich bey seinem ersten Eintritt in die Gelehrten-Republik gleichsam vor der Thürschwelle ab; und so sehr ich die Genialität eines Herders aus seinen so vortreflichen ästhetischen und theologischen Werken bewundere und ehre, so sehr müßte mich ein solches hartschneidendes Urtheil verwunden, wenn ich nicht aus seiner ganzen Recension abnehmen könnte, daß er über mein Buch urtheilte, ohne es nur einer recht aufmerksamen Durchlesung gewürdiget zu haben. Denn, dessen nicht wieder zu gedenken, daß er von dem ganzen Innhalte meines ersten Bandes auch nicht ein Wörtchen anführt; so meint er z. B. S. 291. in der angeführten Recension, diese Geschichte gehe bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts fort; da ich doch aus dem zweyten großen Zeitraume, den ich gewählt habe, in der zweyten Abtheilung des ersten Bandes nur die Entstehung und Ausbreitung des Mönchswesens in der christl. Kirche, wobey freylich hie und dort auch einige satyrische Bemerkungen vorkommen mußten, abgehandelt, und so viele andere Zeitbegebenheiten für den nachfolgenden zweyten Band aufgespart habe. — Hernach, sagt dieser Rec. eben daselbst: „viele suchten ein ächtes „Criterium, wo Enthusiasmus aufhöre, und Schwärmerey anfange? Schwerlich werden sie es in diesem „Buche finden!“ Und doch hätte Hr. H. dieses Criterium sogleich in meiner Vorrede zum ersten Bande S. VIII. sq. deutlich und bestimmt genug finden können, wenn er auch nur diese mit einem ächt kritischen Geiste hätte durchgehen wollen. — Und dann trägt er auch in eben dieser Recension so viel Ungehöriges, aus Leßings Schriften Ausgezogenes vor, so vieles, was mich und mein Buch gar nichts angeht, z. B. von

der

der Gefahr der Ansteckung der Schwärmerey, welcher unsere Menschennatur so sehr ausgesetzt sey, wobey auch wieder die Klapperschlange vorkömmt, welcher der betäubte Vogel ängstlich zufliege; von der Unnützlichkeit des Spotts über Religionsschwärmereyen; von dem verschiedenen Verhalten des Philosophen und des Spötters gegen die Schwärmer; von dem Rasend werden der Schwärmer, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philosophen geht, und nicht nach dem Ihrigen, u. s. w., daß ich mir alles dieses nicht dahin Gehörige durch keine andere Vermuthung zu erklären weiß, als dieses große Dichtergenie müsse sich mit dem eigentlichen Innhalt meines ersten Bandes, so wie mit dem ganzen Zweck und Plan des Werks, nicht einmal recht bekannt gemacht haben. Gesetzt aber auch, Hr. H. hätte mein Buch, nach seiner Recensentenpflicht, aufmerksam genug durchgelesen, so war es doch immer sehr voreilig, über ein Buch, das aus mehrern Bänden bestehen soll, gleich beym ersten Bande zu urtheilen: „die Geschichte gewinne dadurch— nichts, der „erörternde menschliche Verstand wenig; leichte Leser „bekämen eine oberflächliche Lektüre; es sey aber nicht „zu wünschen, daß solche Bücher unter uns sehr vermehrt würden.“ Dabey behält sich dieser Rec. freylich die Hinterthüre offen: „Wenn's so fort geht!“ Aber, was nützt ihm diese Hinterthüre, gegen den Vorwurf der Voreiligkeit? da er sehr wahrscheinlich nur einige spöttische Bemerkungen über die ägyptischen Mönchsthorheiten, über die man nicht anders als lachen kann, aber gewiß nicht die erste Abtheilung des ersten Bandes, darinn durchgängig ein ernsthafter Ton herrscht, gelesen hat. Ich bin daher diesem Rec. großen Dank schuldig, daß er den zweyten Band dieser Geschichte im 74sten Stück der Erfurter gelehrten Nachrichten 1797 blos anzeigte, ohne ihn zu recensiren. Denn Bücher, zu deren aufmerksamen Durchle-

ſung man weder Zeit noch Luſt genug hat, muß man auch — nicht recenſiren wollen.

Uebrigens werde ich, wie mir dieſer Rec. in dem letzt angezeigten Stücke ganz höhniſch erlaubt, ſo wenig über und von mir ſelbſt meynen, daß ich vielmehr die Mängel und Fehler meines Werks recht lebhaft erkenne, und meine künftige Recenſenten recht inſtändigſt um ihre ganz freymüthige Belehrungen darüber bitte. Solche Bemerkungen, wie der Göttingiſche Recenſent über den erſten Band dieſer Geſchichte im 24ſten Stück 1797 und über den zweyten Band im 74ſten Stück 1798 der Götting. Anzeigen von gelehrten Sachen gemacht hat, nehme ich nicht nur gerne und mit vielem Danke an, ſondern werde ſie auch, wo möglich, zu höherer Vollendung dieſes Werks zu benützen ſuchen. Solche oberflächliche, und ohne allen Beweis ſo verächtlich abſprechende Urtheile hingegen, — wie dieſes Herderiſche war, — kann ich nicht anders als mit gleicher Verachtung abweiſen, und werde in Zukunft weiter gar nicht mehr darauf antworten.

Geſchrieben Heilbronn, den 1. März. 1799.

Der Verfaſſer.

Innhalts-Anzeige.

Des dritten Bandes erste Abtheilung.

Geschichte der Völkerbekehrung.

§. I. Einige allgemeine Bemerkungen über die Bekehrung heidnischer Völker zum christlichen Aberglauben, und über die ersten Heidenbekehrer oder Mißionarien.

§. II. Ueber die Mittel, die bey jenen Heidenbekehrungen angewandt wurden.

§. III. Bekehrung der Irländer, der Angelsachsen und der Schottländer zum christlichen Aberglauben.

§. IV. Die nach Deutschland ausgezogenen Heidenbekehrer, der hl. Kolumbanus, der hl. Gallus, der hl. Kilian, der hl. Willibrord, St. Emmeram, Ruprecht, Korbinian u. a.

§. V. Der hl. Bonifacius giebt dem Bekehrungsgeschäfte in Deutschland erst eine festere Dauer.

§. VI. Wie jene Mißionarien ihr Bekehrungsgeschäfte eigentlich getrieben und das Volk zum christlichen Glauben bekehrt haben.

§. VII. Die Triebfedern und Absichten, die bey dem Bekehrungseifer jener Mißionarien, besonders des hl. Bonifaz, zum Grunde lagen.

§. VIII. Des hl. Bonifaz sehr schwache und dürftige Einsichten in die christliche Religion und Sittenlehre. Er macht sich und die deutsche Kirche ganz von Rom abhängig; er verdient also doch nur, ein Apostel des Papstthums genannt zu werden.

§. IX. Was die Religion und Kultur der Menschheit für einen Nutzen von jenen Heidenbekehrungen gehabt habe.

§. X. Würdigung des Verdienstes, das sich Bonifaz um unsere deutsche Vorfahren erworben hat.

§. XI. Fernere Beurtheilung jener Heidenbekehrungen. Karl der Große braucht militairische Gewalt, um die Sachsen zu bekehren.

§. XII. Anschar, des Nordens Apostel, bekehrt die Jütländer, Dänen und Schweden.

§. XIII. Bekehrung der Slavischen Völker, besonders der Russen. Wie wenig das eigentliche Christenthum durch alle solche Heidenbekehrungen gewonnen habe.

Zweyte Abtheilung.

Der Zustand der Wissenschaften, besonders der Theologie.

§. I. Kaiser Karl der Große erwirbt sich allerdings große Verdienste um Wiederbelebung der in Verfall gerathenen Wissenschaften. Eine Wolke von Gelehrten zu und nach seiner Zeit.

§. II. Hindernisse, die der Wiederaufnahme der Wissenschaften im Wege standen, a) von Seiten jener Gelehrten selbst; b) von Seiten des gesammten Klerus.

§. III. Hindernisse der Aufklärung auf Seiten Karls des Grossen selbst. Etwas aus seinen Fragekapitularien.

§. IV. Dem Kaiser Karl dem Großen fehlte es selbst an Aufklärung. Große Fehler, die er dabey begieng.

§. V. Die Art und Weise, wie die Wissenschaften im Mittelalter behandelt wurden.

§. VI. Die größten Gelehrten dieser Zeit sind zugleich sehr abergläubische Schwachköpfe, wie z. B. ein Beda, ein Johannes Damascenus, ein Alcuin, ein Rabanus Maurus.

§. VII. Eine Probe, wie Johannes Scotus philosophirte. Eine solche Philosophie konnte die Welt unmöglich aufklären.

§. VIII. Einige schwache Bemühungen, welche die nachfolgenden Kaiser und Könige zur Wiederbelebung der Wissenschaften anwandten.

§. IX. Die Wissenschaften gerathen in einen gänzlichen Verfall. Nur die Mönche erwerben sich noch einiges Verdienst mit dem Abschreiben alter Autoren.

§. X. Wie sehr die Barbarey und Unwissenheit besonders im 10ten Jahrhundert überhand genommen habe.

§. XI. Die scheußlichen Wirkungen des finstern Aberglaubens in Hinsicht auf die Beängstigung der Menschen.

§. XII. Zustand der gelehrten Theologie in diesem Zeitalter, besonders der Exegetik.

§. XIII. Zustand der Dogmatik. Die ersten vornehmsten Erbauer dogmatischer Systeme.

§. XIV. Einige Proben von dogmatischen Argumentationen, besonders des Johannes Damascenus.

§. XV. Zustand der Polemik. Gottschalks Händel über die Augustinische Prädestinationslehre.

§. XVI. Beurtheilung dieser Prädestinationsstreitigkeit.

§. XVII. Die vom Paschasius Radbertus erregte Streitigkeit über die Brodverwandlungslehre im hl. Abendmahle.

§. XVIII. Die lokern Gründe, womit das Radbertische Transsubstantiationsdogma in jenen Zeiten vertheidigt wurde. Die Stercoranisten.

§. XIX. Berengarius tritt gegen die Radbertische Theorie auf, und sucht sie zu widerlegen.

§. XX. Lanfrank erklärt sich gegen Berengars vernünftigere Meynung. Dieser wird zum Widerruf genöthigt. Urtheil darüber.

§. XXI. Kurze Beurtheilung anderer höchst unbedeutender Streitfragen.

§. XXII. Besonders der Streitigkeiten, die die lateinische und griechische Kirchen gegen einander führten.

§. XXIII. Elender Zustand der christlichen Sittenlehre.

§. XXIV. Einige Proben von der elenden Moral dieses Zeitalters, aus den Schriften eines Alcuins, eines Bischoffs Jonas von Orleans u. a.

§. XXV. Predigten wurden entweder gar keine, oder sehr schlechte und erbärmliche gehalten.

§. XXVI. Der daher entstehende tiefste Verfall der Sittlichkeit unter allen Ständen des Volks, insonderheit bey den sogenannten Geistlichen. Ihre Ausschweifungen gegen das 6te Gebot.

§. XXVII. Fernere Laster und Ausschweifungen des Klerus.

§. XXVIII. Auch die Synodalverordnungen und Kirchenvisitationen können dem Sittenverderben des Klerus nicht abhelfen.

§. XXIX. Allgemeiner Verfall der Sittlichkeit unter dem Volke überhaupt.

§. XXX. Auch durch die strengsten Büssungen und Bußverordnungen, so wie durch andere dahin sich beziehende Anstalten, konnte dem allgemeinen Sittenverderben nicht gesteuert werden.

§. XXXI. Einige Ursachen, woraus sich die Wiederbelebung der Wissenschaften erklären läßt. Scholastik und Mystik.

§. XXXII. Erhebliche Mängel und Fehler der scholastischen Philosophie, als Ursachen, warum sie wenig oder gar kein Licht in die Finsterniß bringen konnte.

§. XXXIII. Ueber den ersten Ursprung und Urheber der scholastischen Philosophie und Theologie. Anselm von Canterbury.

§. XXXIV. Durch die Uebersetzung der Pseudodionysiusischen Schriften ins Lateinische wird auch die heilige Mystik wieder in Gang gebracht und belebt.

Dritte Abtheilung.

Geschichte des christlichen Aberglaubens.

§. I. Tiefer Verfall des Christenthums durch die im Orient entstandene Bilderschwärmerey und Bilderstreitigkeit.

§. II. Kaiser Leo III. der Isaurier verbietet in seinem Reiche die Verehrung der Bilder, und giebt damit Anlaß zu einer Empörung der fanatischen Mönche.

§. III. In Italien findet die Bilderschwärmerey an den römischen Bischöffen sehr mächtige und trotzige Schutzpatronen.

§. IV. Sieg der Bilderschwärmerey in Italien über ihre Gegner. Die römischen Bischöffe sehen sich bey der Gelegenheit um einen andern Herrn um.

§. V. Die Seichtigkeit der vom römischen Bischoffe Gregor II. und vom Johannes Damascenus für die Bilderverehrung vorgebrachten Gründe.

§. VI. Ein vom Kaiser Konstantinus Copronymus angestelltes Koncilium verbietet die Verehrung der Bilder und läßt sie zertrümmern, macht aber die fanatische Wuth der Bilderfreunde dadurch nur noch heftiger.

§. VII. Unter der Kaiserinn Irene und durch das im Jahr 786 nach Nicäa berufene Koncilium gewinnt die Bilderschwärmerey wieder die Oberhand über ihre Gegner.

§. VIII. Die Abendländer haben noch eine gemäßigtere Gesinnung in Hinsicht auf Bilderverehrung. Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main im Jahre 794.

§. IX. Fernere Abwechslung der Siege im Streite der Bilderverehrer und der Bilderverächter.

§. X. Der endliche völlige Sieg der Bilderschwärmerey über die gesunde Vernunft unter der Kaiserinn Theodora. Alberne Frage, ob die Bilder eine ihnen selbst anklebende, oder nur bezügliche Heiligkeit hätten?

§. XI. Der ganze christliche Gottesdienst besteht in einem ganz gedankenlosen Religionsceremoniel, dem nur die Schwärmerey noch einen Anstrich von geistiger Kraft und Wirksamkeit zu geben weiß.

§. XII. Das Meßopfer. Die Fürbitten der Heiligen bey Gott. Allgemeine Beschreibung des ganz kindischen Zustandes der Religion.

§. XIII. Fürchterlich kraße Vorstellungen von Gottes Zorn und Rachgier. Die daher entstehende sehr grausame Selbstpeinigungen büssender Sünder.

§. XIV. Diesen mörderischen Selbstpeinigungen, die noch lange fortdauerten, wird doch endlich von Päpsten und Bischöffen in den Abendländern Maas und Ziel gesetzt.

§. XV. Auch im Abendlande geht die Heiligenverehrung immer weiter.

§. XVI. Die vielen Wunder, die durch die Heiligen geschehen seyn sollten. Ihrer geschahen so viele, daß sich die Mönche zuweilen das Wunderthun von ihrem Heiligen verbitten mußten.

§. XVII. Man sucht dem Volke immer mehrere neue Heiligen zu verschaffen. Das Kanonisationsrecht.

§. XVIII. Keinem Heiligen wurde eine so erhabene Ehre erwiesen, als der heil. Jungfrau Maria. Die dabey begangenen Sottisen.

§. XIX. Die Vermehrung des himmlischen Hofstaats der Heiligen zieht auch Vermehrung der Liturgie, der Feyertage und anderer Kirchengebräuche und Kirchenanstalten nach sich. Der Rosenkranz, die Krone der hl. Jungfrau Maria.

§. XX. Die schwärmerische Sucht nach Reliquien; der schändliche Handel, der damit getrieben wurde; die hohe Ehrfurcht für dieselben, und der abergläubische Gebrauch, den man davon machte.

§. XXI. Der menschliche Verstand wird durch die Reliquienschwärmerey zu den gröbsten Albernheiten verleitet. Einige Beweise hievon.

§. XXII. Die nach Rom und Palästina unternommenen Wallfahrten und der dadurch genährte Schwärmergeist.

§. XXIII. Der zur Seligkeit für hinlänglich geachtete geistlose Kirchenmechanismus.

§. XXIV. Vermehrung der sogenannten Sakramente und ungeheuer kraße Vorstellungen, die man sich von der Wirksamkeit der Taufe und des hl. Abendmahls machte.

§. XXV. Einige von den abergläubischen Meynungen, die aus dem Heidenthum ins Christenthum herübergiengen und da noch lange fortdauerten.

§. XXVI. Die Ordalien, Gottesurtheile. Ihre Entstehung und der damit verbundene Schwärmerwahn.

§. XXVII. Einige Beyspiele von den am meisten gebräuchlichen Ordalien: von der heissen und kalten Wasserprobe; der Feuerprobe; der Kreutzprobe; dem geweihten Bissen.

§. XXVIII. Von der Abendmahlsprobe; dem Bahrrecht; den Zweykämpfen.

§. XXIX. Beurtheilung derselben von Seiten der damit ver-

bundenen Schwärmerey. Betrügereyen: Widersprüche gegen dieselben.

§. XXX. Auch bey dem tiefsten Versinken dieses Zeitalters in Aberglauben giebt es doch noch zwey wackere Verfechter der gesunden Vernunft, nämlich 1) Agobard, Erzbischoff zu Lion.

§. XXXI. 2) Claudius, Bischoff zu Turin. Diese beede richten doch in der Hauptsache nicht viel aus.

§. XXXII. Die Paulicianer haben noch mehr vom reinern Geiste des Christenthums unter sich. Ihre Entstehung und ihre Lehrmeynungen.

§. XXXIII. Ihr Abscheu vor römischen Kirchengebräuchen und Kirchenanstalten. Ihre fernern Meynungen und Sitten.

§. XXXIV. Ihre Entfernung von den Mißbräuchen der großen herrschenden Kirche zieht ihnen von dieser Seite die härtesten Verfolgungen zu, die aber nur zur weitern Ausbreitung dieser Religionsparthey dienen mußten.

§. XXXV. Die Paulicianer kommen auch nach Italien, Frankreich und Deutschland herüber und streuen da ihren bessern Saamen ganz im Stillen und Verborgenen aus.

Vierte Abtheilung.

Geschichte der Hierarchie.

§. I. Hohes Ansehen der römisch-katholischen Kirche; insonderheit des Klerus über die sogenannten Layen.

§. II. Die übertrieben hohe Meynung, welche die Bischöffe und Priester selbst von der Würde und Macht ihres Amtes hatten.

§. III. Angemaßtes Recht der Bischöffe selbst über Kaiser, Könige und Fürsten zu richten. Die mit dem Kaiser Ludwig dem Frommen vorgenommene Bußtragödie.

§. IV. Durch den Alleinbesitz der Gelehrsamkeit bahnen sich die Kleriker den Weg zu den höchsten politischen Aemtern und Ehrenstellen. Ihre Sende. Die Hauskaplane oder Clericiones großer Herren.

§. V. Fortdauer der Glaubenswuth in reicher Beschenkung der Kirchen und Klöster. Die Bischöffe und Aebte werden dadurch endlich Herzoge, Grafen, Markgrafen und Fürsten.

§. VI. Unter allen diesen Kirchenregenten erheben sich endlich die Bischöffe zu Rom bis zum höchsten Gipfel der Alleinherrschaft und Allgewalt.

§. VII. Die Stufen, auf welchen sich die römischen Päpste auf diesen Gipfel der Macht erhoben, summarisch angezeigt.

§. VIII. Die Päpste zu Rom wagen die kühnsten Eingriffe sowohl in die Rechte der Kaiser und Könige, als auch in die Rechte der andern Bischöffe.

§. IX. Mehrere Bischöffe in Frankreich und Deutschland widersetzten sich im Anfange noch den Anmaßungen der römischen Päpste.

§. X. Die häufigen Appellationen nach Rom geben den dortigen Päpsten die erwünschteste Gelegenheit, ihre erhabene Macht noch mehr zu vergrößern.

§. XI. Die erdichteten Dekretalen des falschen Isidors und deren wahrscheinlichste Absicht.

§. XII. Wie sehr dadurch die röm. Papstgewalt vergrößert und das bisher bestehende Kirchenrecht aufgehoben worden.

§. XIII. Steigende Uebermacht der Päpste über die Kaiser und Könige.

§. XIV. Die Aufmunterungen, welche die Kaiser und Könige selbst den Päpsten zur Vergrößerung ihrer Oberherrschaft über die weltlichen Mächte gaben.

§. XV. Die Päpste machen ihre Kaiserkrönung zu einer nothwendigen Bedingung der Kaiserwürde.

§. XVI. Die Freygebigkeit der Päpste auch in Verschenkung oder Verleihung anderer weltlichen Kronen und Reiche.

§. XVII. Einige Proben von der schwärmerischen Kraftsprache, welche die Päpste bey der Vergrößerung ihrer hierarchischen Macht führten.

§. XVIII. Die fürchterlichen Wirkungen der päpstlichen Bannflüche und Interdikte.

§. XIX. Wie es geschehen konnte, daß die Päpste ihr schwärmerisches Vorgeben von der auf sie fortgeerbten Schlüsselgewalt Petri zuletzt selbst ganz treuherzig glaubten, und wie man sie auch noch bey ihrem tiefsten Versinken in Unsittlichkeiten als Christi Statthalter ehren konnte.

§. XX. Keiner unter allen bisherigen Päpsten treibt die Papstgewalt höher als Gregor VII. Sein Charakter: seine Erziehung und seine Thätigkeit, ehe er Papst wurde.

§. XXI. Gregors VII. vorgegebenes Creditiv einer göttlichen Inspiration. Sein höchstwahrscheinlicher Plan zur Errichtung einer geistlichen Universalmonarchie.

§. XXII. Gregor VII. sucht den Kaisern ihr Investiturrecht, unter dem profanen Namen der Simonie, zu entreissen. Auch dabey mischen sich Schwärmervorstellungen mit ein.

§. XXIII. Gregors VII. unnatürliches Cölibatgesetz, wodurch er alle Priesterehen für immer aufhob. Folgen davon.

§. XXIV. Gregor VII. sucht der röm. Papstgewalt auch die weltlichen Reiche und Mächte zu unterwerfen.

§. XXV. Die für die Kaiserwürde so schimpfliche Bußtragödie, welche Gregor VII. mit dem Kaiser Heinrich IV. zu Canoßa vornahm. Bemerkungen darüber.

§. XXVI. Beurtheilung der Apologie des Papst Gregors VII. von Herrn Professor Gaab.

§. XXVII. Fortsetzung derselben.

Fünfte Abtheilung.

Geschichte des Mönchslebens.

§. I. Die Mönche sind die vornehmsten Verfechter der römischen Hierarchie. Ihre Exemtion von der bischöflichen Gerichtsbarkeit.

§. II. Einige Verdienste der Klöster um das Beste der Menschheit. Ihr Sittenverfall.

§. III. Die tiefe Verehrung, in welcher die Mönche bey aller ihrer Unsittlichkeit standen.

§. IV. Entstehung der Mönchsreformatoren, welche die alte verfallene Klosterszucht wieder herzustellen suchten.

§. V. Wie wenig durch die neue Mönchsregeln und Klostersreformen dem alten Sittenverderben der Mönche gesteuert worden.

§. VI. Benedikt von Aniane. Sein Charakter und seine Lebensweise.

§. VII. Die simple und strenge Lebensart der Mönche zu Aniane.

§. VIII. Die weitern Mönchsreformen, die Benedikt von Aniane vornahm. Erweiterung des Klosters zu Aniane.

§. IX. Auch Chrodegang will mit seinem Chorherrninstitute die Kleriker besser im Zaume halten.

§. X. Wie wenig ein solches Institut zur Erreichung des dadurch beabsichteten Zwecks, die Kleriker zu bessern, fähig gewesen.

§. XI. Odo, der II. Abt des Klosters zu Clugny, ein neuer Mönchsreformator.

§. XII. Entstehung der Cluniacenser Mönchskongregation.

§. XIII. Auch die zu Clugny vorgeschriebene Mönchstaktik kann die im Gefolge des Reichthums stehenden Laster bey diesen Mönchen nicht abhalten.

§. XIV. Der Abt Odilo zu Clugny bringt mit Hilfe seines Mährchens von den im Fegfeuer wimmernden Seelen das Fest aller Seelen auf. Der Abt Hugo trägt zur Aufnahme von Clugny vieles bey.

§. XV. Paul von Latra, ein griechischer Sonderling und Mystiker.

§. XVI. Fernere heilige Abentheuer und Wunder des Pauls von Latra.

§. XVII. Dunstan, ein engländischer Heiliger und Erzbischof zu Canterbury.

§. XVIII. Dunstans Thaten bey Hofe und in dem Kampfe gegen die beweibten Weltgeistlichen.

§. XIX. Romuald, der Stifter des Camaldulenser Ordens. Seine Bekehrung zum Mönchsleben und seine asketische Strenge.

§. XX. Romuald wird zum mystischen Anachoretenleben eingeweiht. Seine fernern Thaten und Schicksale. Aus Bigotterie wird er beynahe ein Vatermörder.

§. XXI. Romualds unstätes, immerzu neue Reformen beginnendes und neue mystische Ruheplätze aufsuchendes Schwärmerleben.

§. XXII. Die Lebensweise und der strenge Anachoretengeist des Camaldulenser Ordens. Romualds fernere Schicksale und Tod.

§. XXIII. Johann Gualbert, der Stifter der Valumbrosaner Mönche.

§. XXIV. Die vorgegebene Wunderthätigkeit Joh. Gualberts scheint doch zuweilen auf gute moralische Zwecke berechnet zu seyn.

§. XXV. Wilhelm Abt zu Hirschau. Stephan von Tiers, der Stifter des Ordens von Grammont.

§. XXVI. Bruno von Kölln, der Stifter des Karthäuserordens und sein Mährchen von dem vor Gottes Gerichte verdammten Doktor der Theologie.

§. XXVII. Bruno's und seiner Mitgehilfen Ansiedlung in der wüsten Karthause bey Grenoble. Ihre dortige Lebensweise. Bruno wird nach Rom berufen, stirbt und wird ein Heiliger.

§. XXVIII. Einige von den Regeln und Einrichtungen des Karthäuser Ordens.

§. XXIX. Bey aller Strenge, die man gegen die Uebertretungen der Karthäuser Klostersregel anwendet, kann doch keine wahre Sittlichkeit unter ihnen hergestellt werden.

§. XXX. Die von Klostersheiligen und ihren Reliquien verrichteten Wunderkuren sind einem manchen Kloster sehr einträglich.

§. XXXI. Entstehung des Ordens der regulirten Chorherrn oder Hospitalbrüder des heil. Antons von Viennois.

§. XXXII. Entstehung des Cisterzienserordens. — Der böse Zirkel, den alle jene Mönchsorden oder Mönchskongregationen durchliefen.

§. XXXIII. Der erste Stifter des Cisterzienserordens, Robert von Molesme in Burgund, und die unmittelbar nach ihm folgenden Aebte dieses neuen Ordens.

§. XXXIV. Die den Cisterziensern vorgeschriebenen Ordensregeln.

§. XXXV. Indem das neue Citeaux, aus Mangel an neuen Postulanten, wieder hinzuwelken schien, läßt sich der heil. Bernhard in diesen Orden aufnehmen, und giebt ihm wieder neues Leben.

§. XXXVI. Charakteristick des heil. Bernhards von Clairvaux.

§. XXXVII. Bernhards äußerste Strenge gegen sich selbst und seine mystische Abgezogenheit.

§. XXXVIII. Die Wunderthätigkeit des heiligen Bernhards.

§. XXXIX. Der ausserordentliche Heiligkeitsgeruch, in welchem die Bernhardiner Mönche zu Clairvaux standen.

§. XL. Fortsetzung. Der hl. Bernhard stellt einen Wechselbrief auf zukünftige himmlische Schätze aus.

§. XLI. Der hl. Bernhard ist auch ein großer Gelehrter und Staatsmann. Aus seiner sehr zahlreichen Mönchsschule gehen viele berühmte Männer hervor.

§. XLII. Neid und Eifersucht zwischen Citeaux und Clugny. Daraus entstehen große Händel und gegenseitige Vorwürfe.

§. XLIII. Der hl. Bernhard stirbt und wird unter die Heiligen erhoben. Erstaunliche Vermehrung des Cisterzienser Ordens.

§. XLIV. Die Cisterzienser Mönche sind wahre Schutzpatronen der Dummheit und Unwissenheit. Dagegen müssen Gesichte, Erscheinungen und Wunder den Ruhm ihres Ordens verherrlichen.

§. XLV. Die Absichten, worauf ihre Wunderdichtungen berechnet zu seyn scheinen.

§. XLVI. Wie unmöglich es gewesen, dem Sittenverfall dieses Ordens durch bloße Mönchsvorschriften vorzubeugen. Die daher entstehenden neuen Kongregationen des Cisterzienser Ordens.

Geſchichte
der
Religionsſchwärmereyen
in der chriſtlichen Kirche.

Des dritten Bandes erſte Abtheilung.

Innhalt:

Beurtheilung der Bekehrung heidniſcher Völker zum chriſtlichen Aberglauben.

§. I.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Bekehrung heidnischer Völker zum christlichen Aberglauben, und über die ersten Heiden-Bekehrer oder Mißionarien.

Der warme Religionseifer der Christen erwieß sich wohl von je her in keinem Stücke geschäftiger, als bey der Ausbreitung ihrer Religion unter andern meistens heidnischen Völkern. Aber auch da mengte sich der fanatische Geist des Aberglaubens, der jetzt beynahe über die ganze christliche Kirche ausgegossen war, nur gar zu oft und häufig in dieses Geschäft. Denn so, wie der Geist einer vernünftigen Aufklärung nur langsam, ruhig, bedachtsam, vorsichtig, mit weiser Mäßigung und Schonung zu Werke gehet, aber eben deswegen desto sicherer und gewißer auch im Verborgenen fortwirkt, so stürmte hingegen der christliche Fanatismus schon von der Zeit an, da ihm durch Konstantins des Großen Bekehrung ein freyerer Spielraum gegeben wurde, mit der raschesten oft wildesten Hitze, ganz unbedachtsam, oder ohne sich lange über die zu gebrauchende Bekehrungsmethode zu besinnen, auf die heidnischen Götzen und Götzendiener los; und suchte die Menschen bald mit List bald mit Gewalt, bald mit schlauen anlockenden Ueberredungsmitteln bald mit of-

fenbaren gewaltsamen Zwangsmitteln, bald mit Verheissung großer, auf die Einbildungskraft mächtig wirkender, zeitlicher und ewiger Segnungen bald mit Androhung fürchterlicher ewiger Qualen für seinen allein seligmachenden Glauben zu gewinnen. — Ueberhaupt ist es schon ein großer Fehler, wenn man verlangt, daß Menschen, deren Denkkraft noch nicht im mindesten angeregt, geübt worden ist, die noch nicht einmal aus dem wilden, rohen und ungebildeten Naturzustande herausgezogen worden sind, nun sogleich eine Religion als Wahrheit erkennen und annehmen sollen, die doch nicht anders als nach einiger vorhergegangener Verstandesübung und Erkenntniß der menschlichen Natur und Bestimmung erkannt werden kann. Das Christenthum fand schon in den ersten Zeiten, da es in der Welt eingeführt wurde, überall, wo nur einige Verstandeskultur vorhergegangen war, wie zu Rom, und in Griechenland, eine baldige und willige Aufnahme. Dieß hätte doch die Lehrer der christlichen Religion, wenn sie sich von dem Vernunftgeist Jesu hätten leiten lassen, auf den so vernünftigen Gedanken bringen können und sollen, daß man die Menschen erst zu verständigen Menschen bilden müsse, ehe man sie zu weisen und guten Christen bilden kann; daß man erst ihre Vernunft, ihre Fähigkeit zu denken, zu urtheilen und zu schließen, in Bewegung setzen, wecken, üben, und auch nur bis zu einem sehr niedrigen Grade der Vollkommenheit ausbilden müsse; ehe man ihren Geist zu den höhern, unsichtbaren, geistigen Wahrheiten, wie die christliche Religion lehrt, erheben kann; daß man bey rohen Völkern vorher Schulen, gute Volksschulen, nicht nur Gelehrten-Schulen stiften müße, ehe man Kirchen, oder Versammlungen von vernünftigen Verehrern Gottes und Jesu Christi errichten kann. Aber da fehlte es eben von jeher. Gerade zu der Zeit, wo die Wissenschaften und die Religion selbst in den tiefsten

Verfall gerathen waren, wo man an gar keine Uebung und Ausbildung des menschlichen Verstandes mehr gedachte, da wurden die meisten Heidenbekehrer in die Welt ausgeschickt; da wurden die häufigsten und zahlreichsten Bekehrungen heidnischer Völker zum christlichen Aberglauben unternommen und ausgeführt; da sollte durch das Nachmachen der von Rom aus gebotenen Kirchengebräuche, oder durch das Nachbeten der von den Concilien vorgeschriebenen, aber von den Völkern wenig oder gar nicht verstandenen Glaubensformeln — der Geist Jesu und seiner Religion über die Welt ausgegossen werden; — und doch war in allen jenen Glaubensformeln und Kirchengebräuchen gar nichts mehr vom Geiste Jesu vorhanden! Was konnte daraus anders erfolgen — als ein Tausch des einen Aberglaubens mit dem andern?

Dieß bestätiget sich noch mehr, wenn wir auf die Personen und Mißionarien, die zu diesem großen Geschäfte der Heidenbekehrung in die europäischen Länder ausgesandt wurden, oder selbst ausgiengen, zurücksehen. Denn diese waren größtentheils entweder sehr blinde, und unwissende Glaubenseiferer, die es zwar sehr gut meynen mochten, aber den wahren Geist der christlichen Religion gar nicht kannten, oder stumpfe, finstere, von aller Welt und Menschenkenntniß entblößte, im vernünftigen Denken ganz ungeübte Mönche und Frömmlinge; oder vom Geiste der römischen Hierarchie inspirierte religiöse Gaukler und Zauberer, die unter der Maske eines frommen Eifers für Gottes und Jesu Ehre blos für die Alleinherrschaft und Ehre des römischen Petersstuls eiferten, und anstatt ein moralisches Reich der Wahrheit und Tugend in der Welt zu errichten, den Völkern Europens das schwere Joch einer unerträglichen Pfaffenherrschaft aufhalsten. Es ist daher gewiß nicht sehr bestimmt ge-

sprochen, wenn man beynahe in allen Kirchengeschichten a) in diesen Zeiten immer noch von Ausbreitung der christlichen Religion, von Siegen der Wahrheit oder des reinen wahren Gottesdienstes über den heidnischen Götzendienst und Aberglauben spricht, in Zeiten, wo doch nichts anders, als ein sehr entstellter fanatischer Aberglaube, den man christlich nannte, gepredigt werden konnte, weil diejenigen, die ihn predigten, selbst von allem Geiste der christlichen Religion weit genug entfernt waren, folglich andern das nicht mittheilen konnten, was sie selbst nicht hatten oder besaßen. Und man muß bey solchen Geschichtschreibern, welche die Verdienste jener Heidenbekehrer um die Ausbreitung der christlichen Religion und einer bessern Sittlichkeit zu sehr erheben, solche Lobeserhebungen immer mehr auf die Rechnung eines guten Herzens, als auf die Rechnung der Wahrheit selbst schreiben. b)

§. II.

Ueber die Mittel, die bey jenen Heidenbekehrungen angewandt wurden.

Dieß soll nun jetzt eine kurze Uebersicht von der Geschichte dieser Heidenbekehrungen selbst lehren. Schon im vierten Jahrhunderte wurden von den Söhnen und Nach-

a) Ich nehme hier immer wiederum die mit so vielem Scharfsinne geschriebene Kirchengeschichte von dem würdigen Herrn Abt und Dr. Henke zu Helmstädt aus.

b) In solchen Lobeserhebungen geht wohl niemand weiter, als Herr Spezial M. Gratianus in seiner Geschichte von der Pflanzung des Christenthums, ein Mann, den ich übrigens sehr hoch und werth schätze; und ein dänischer Schriftsteller

folgern Konstantins des Großen allerley Zwangsmittel, die weder die gesunde Vernunft noch das Christenthum billigen kann, gebraucht, um diesem den Sieg über das Heidenthum zu verschaffen. Im Jahr 342 mußten nach einer kaiserlichen Verordnung alle heidnische Tempel zugeschlossen werden, und niemand durfte sich denselben in religiösen Absichten nähern. Alle Opfer, alle Befragungen der Orakel und Zeichendeuter wurden unter Androhung der Todesstrafe und der Güterkonfiskation verboten, und den Statthaltern in den Provinzen eben diese Strafe angekündiget, wenn sie im Bestrafen der Uebertreter dieses Gesetzes saumselig seyn würden. Und dergleichen Befehle wurden von allen Religionslehrern dieser Zeit als Beweise eines sehr gottseligen und löblichen Eifers für die Wahrheit der reinern Gottesverehrung gerühmt und empfohlen, gleich als ob diese an und für sich selbst nicht mächtig genug gewesen wäre, die Finsterniſſe und Greuel des Götzendiensts zu zerstreuen! — Ueber die Spöttereyen und Einwendungen eines Kaisers Julians gegen die christlichen Religionsgebräuche klagt fast ein jeder Geschichtschreiber, der etwas davon zu sagen hat. Aber ich denke: O hätte es dazumal nur mehrere aber weniger abergläubische Juliane, mehrere Philosophen von feinem Witz, von geläutertem Geschmack und gesunder Vernunft gegeben, vielleicht wäre die christliche Religion schon früher, als erst jetzt von den ihr angehängten Schlacken des menschlichen Aberwitzes gereinigt worden! —

Einer der berühmtesten Heidenbekehrer des vierten Jahrhunderts war der mit einem so glänzenden, aber jetzt so gewaltig verdunkelten Heiligen-Schein umgebene heilige Martin Bischof von Tours in Gallien. Aber überall,

---

Tyge Rothe in seiner Schrift: die Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa.

wo er auf seinen heiligen Feldzügen hinkam, da stürmte er mit seinen von frommer Wuth schnaubenden Mönchen auf die Götzentempel los, stürzte ihre lang angebetete Bildsäulen zu Boden, that oder log Wunder über Wunder, die zum Theil höchst abgeschmackt und lächerlich, zum Theil aber auch handgreiflich falsch waren, a) und dadurch brachte er eine unzählbare Menge des staunenden Volkes dahin, anstatt ihrer zertrümmerten Götzen das heilige Kreuz von ihm anzunehmen und ihre Kniee davor zu beugen. — Um anderer entweder durch obrigkeitlichen Zwang oder durch vorgegebene Wunder bewirkten Heidenbekehrungen nicht zu gedenken, so haben zwar die Burgunder und andere am Rhein wohnende ursprünglich deutsche Völker zu Anfang des fünften Jahrhunderts die christlichen Religionsgebräuche freywillig angenommen; aber der Bewegungsgrund, der sie dazu antrieb, war wohl kein anderer, als die Hoffnung, an dem Gotte der Römer, nämlich an Christo einen noch mächtigern Schutzherrn zu erlangen, unter dessen Schutze sie gegen die Einfälle und Räubereyen der Hunnen mehr gesichert seyn würden. Denn alle jene kriegerischen Völker beur-

a) Herr von Mosheim verwirft hier in seiner Kirchengeschichte des neuen Testam. 1. Thl. Schlegl. Uebers. S. 454. §. 23. die Wunder dieses heiligen Martins selbst, als unächt, oder als blos natürliche Begebenheiten, die aber von dem unwissenden Volke für Wunder gehalten worden. Dennoch sagte er, möchte er es nicht mit denen halten, welche glauben, „daß Gott in diesem Jahrhundert seine Allmacht niemals unter den Christen durch ein gewisses ausserordentliches Zeichen zu erkennen gegeben habe," u. s. w. Aber was mag er wohl durch ausserordentliche Zeichen verstehen? Oder hat dann Gott jemals aufgehört, seine Allmacht auch durch ordentliche, aber uns wunderbar scheinende Zeichen zu erkennen zu geben?

theilten den Werth und Vorzug der Religionen blos nach dem Glücke der Waffen, die ihre Bekenner führten. — Oder sahen solche Völker, wenn sie die Ueberwinder der Römer waren, von selbst ein, daß es zur Befestigung ihrer Siege und ihrer Macht besser gethan seyn würde, wenn sie der Ueberwundenen ihren Gottesdienst annähmen; weil sie dadurch die Gunst der jetzt schon so mächtigen christlichen Priester auf ihre Seite neigten.

Auch an politischen schlauen Ränken und Unterhandlungen fehlte es da gar nicht, um der Sache des sogenannten Christenthums gegen den sich hartnäckig sträubenden Götzendienst aufzuhelfen. Da machte man z. B. die Annahme des Christenthums einem raubsüchtigen Volke zur Bedingung, worauf ihnen eine römische Provinz zur Ansiedlung eingeräumt wurde; da versprach man einem hart gedrängten Volke Hilfe gegen seine Feinde, wenn es seinem vorigen Götzendienste entsagen und den christlichen Glauben annehmen wollte; da suchte man zuerst die Fürsten und Regenten und dann durch sie auch ihre Unterthanen für das Christenthum zu gewinnen; da steckten sich schlaue Pfaffen hinter das andere zur Frömmeley immer viel geneigtere Geschlecht, hinter holde Fürstentöchter, die man an mächtige Fürsten, unter der Bedingung ihres Uebertritts zum christlichen Glauben, verkuppelte; oder brachten die für das Christenthum schon eingenommene Gemahlinnen heidnischer Fürsten diese zu dem Entschluß, der Religion ihrer Väter zu entsagen, und die christliche anzunehmen. So wandte die fromme Chlotilde, Gemahlinn des fränkischen Königs Klodwigs, zuerst alle ihre weibliche Künste an, um ihren Gemahl zur Verlassung seiner steinernen und hölzernen Götter, die ihm doch nichts helfen könnten, zu bewegen. Aber alle Zuredungen und Vorstellungen waren bey ihm vergeblich. Endlich, als er

sich und sein Heer in einem Treffen gegen die Allemannen bey Zülpich von einer gänzlichen Niederlage bedrohet sah; gelobte er dem von seiner Chlotilde ihm so oft gerühmten Gotte der Christen an, „er wollte an ihn glauben, wenn er ihm jetzt in dieser Gefahr beystehen und ihm den Sieg über seine Feinde zuwenden würde.“ Zum Glück wandte sich auch wirklich der Sieg auf seine Seite, Klodwig ließ sich von Remigius, Bischof zu Rheims, taufen, und eine große Menge seiner Franken ahmte seinem Beyspiele hierinnen nach. Aber siehe! gerade da der König sollte getauft werden, da fehlte es am Chrisma; — Sogleich eröffnete sich auf das Flehen eines Geistlichen, der es herbeybringen sollte, aber vor Menge der Menschen nicht durchdringen konnte, der blaue Himmel, — und herab flog ein schneeweisses Täubchen mit einem Oelfläschgen in dem Schnabel, womit dann dieser, und die nachfolgenden Könige der Franken bey dem Antritt ihrer Regierung gesalbt wurden. So mußte also auch mit dieser Bekehrungsgeschichte etwas Seltsames und den gemeinen Hang zum Wunderbaren Befriedigendes verbunden werden! Hingegen weiß die Geschichte nichts von einem nur halb vernünftigen Unterrichte, der dem Klodwig vor seiner Taufe gegeben worden wäre, wohl aber davon, daß er nach derselben andere mit ihm verwandte fränkische Fürsten durch die treulosesten und niederträchtigsten Grausamkeiten hinrichten ließ, um sich ihrer Länder zu bemächtigen, daß er also nach seiner sogenannten Bekehrung zum Christenthum ein eben so grausamer, blutdürstiger, rachgieriger und eroberungssüchtiger Barbar geblieben ist, wie zuvor; und was noch das schlimmste ist, daß seine Speichellecker, die Pfaffen, nicht nur über alle seine Lasterthaten schwiegen, sondern noch dazu die Unverschämtheit hatten, zu sagen: „Gott habe seine Feinde unter seine Gewalt zu Boden geworfen, und sein Reich ver-

größert, weil er mit geradem Herzen vor ihm gewandelt und gethan habe, was seinen Augen gefiel. a)

§. III.

Bekehrung der Irländer, der Angelsachsen und der Schottländer zum christlichen Aberglauben.

Sobald die römischen Bischöffe einmal die hohe Idee von ihrem Besitze des Stuls und der Schlüssel Petri angenommen hatten, sobald fiengen sie auch an, ihren Kirchensprengel in den Abendländern auf alle Weise zu erweitern, und mit eben demselben Enthusiasmus für die Ausbreitung ihrer eigenen Herrschaft zu sorgen, mit welchem sonst andere Schwärmer ihre besondere Meynungen zu verbreiten suchen; zumal, da sie unter dem vorgegebenen Eifer für die Beförderung des Reichs Christi ihre eigene Herrschsucht so schicklich zu verstecken wußten. Daher war jetzt vom fünften Jahrhundert an niemand thätiger und geschäftiger in Aussendung rüstiger und mit dem Geiste des römischen Aberglaubens gesalbter Heidenbekehrer, als eben diese Bischöffe. So schickte der römische Bischof Cölestin im Jahr 432 einen gebornen Schottländer, N. Succath, der hernach den Namen Patricius annahm, nach Irland, einen Mann, der bey seinem gänzlichen Mangel an aufgeklärtern Religionsbegriffen desto mehr Gutmüthigkeit, Religionseifer, und mönchische Frömmigkeit besaß, der aber seine ganze Bekehrungsgeschicklichkeit blos dadurch bewieß, daß er durch allerley auf die Einbildungskraft stark wirkende Mittel der Furcht, des Schreckens oder der Hofnung, durch Verheißungen und Drohungen, auch durch erdichtete Wunder und göttliche Erscheinungen seinen Glauben in die

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XVI. S. 249.

Köpfe der wilden Bewohner dieser Insel zu treiben wußte. So soll der einfältige Träumer z. B. vorgegeben haben, er höre zuweilen jemand, der sich für den Geist Gottes erkläre, in dem Innern seines Körpers beten und seufzen; er sey durch ein himmlisches Gesicht von Gott aufgefodert worden, den heidnischen Irländern das Evangelium zu predigen. Der Erfolg seiner Bemühungen, die besonders dahin giengen, Irland mit Mönchs- und Nonnenklöstern zu bevölkern, war auch sehr glücklich; daher dann diese Insel nach seinem Biographen Jocelin die Insel der Heiligen genannt wurde. Von seinen Mönchen wurde aber keiner zum Bischof oder Pfarrer gewählt, er sey dann zuvor durch ein Wunder oder durch eine göttliche Offenbarung für würdig dazu erklärt worden. Die ihm zugeschriebene unterirdische Höhle des Fegfeuers mag, wenn er sie auch nicht selbst zum Schrekken für ängstlich büßende Sünder gebraucht hat, doch eine schlaue Erfindung eines nach ihm folgenden irländischen Bischofs oder Mönchs gewesen seyn, um schwache Köpfe, wenn sie zuvor durch allerley Schrecken erregende Erzählungen, Finsterniß, fürchterliches Gebrüll oder Getöse und durch andere solche Mittel in Verwirrung gebracht waren, fähig zu machen, recht viele scheußliche Geschöpfe ihrer Einbildungskraft zu erblicken. a)

Im folgenden Jahrhunderte, nämlich im Jahr 596. schickte der römische Bischof Gregor der Große einen Abt Augustin, in Begleitung von vierzig Benediktiner-Mönchen, — denn diese Schwärmer taugten zu einem solchen heiligen Feldzuge immer am besten, — nach England, wo ihm durch Frauen, Priester und Wunderkünste in seinem Mißionsgeschäfte schon ziemlich vorgearbeitet war. In der Provinz Kent zog Augustin mit seinen Ge-

a) Mehr hievon S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XVI. S. 229. flg.

fährten unter dem Panier eines silbernen Kreutzes, und unter dem laut tönenden Gesange ein: „Herr nimm deinen Zorn von dieser Stadt, von diesem Volke, und von deinem heiligen Hause — denn wir haben gesündigt!“ Durch das strenge Leben dieser von Rom ausgesandten Mönche, durch ihre vorgegebenen Wunder, durch den baldigen Uebergang des Königs Ethelbert in Kent, der durch seine fränkische Gemahlinn Bertha schon zuvor für das Christenthum gewonnen war, besonders aber durch die kluge Nachgiebigkeit dieser Mißionarien, da sie, auf Gregors Verordnung, an die Stelle der vorigen heidnischen Götzenbilder jetzt nur das Kreuz Christi, die Bilder der Maria und anderer Heiligen auf die Altäre setzten, ihre Götzentempel bloß zu Christentempel um- und einweyheten, ihnen ihre gewohnte Opferfeyerlichkeiten gestatteten, und sie durch die römische Freygebigkeit mit Reliquien reichlich versahen, gewann ihr Mißionsgeschäft auch hier *unter* den Angelsachsen einen ganz glücklichen und erwünschten Fortgang. Denn allerdings zeigte sich Gregor der Große, den wir schon im vorigen Bande als einen großen Andächtler kennen gelernt haben, hier gar nicht als einen einfältigen Schwärmer, sondern als einen recht klugen Menschenkenner, der gar wohl wußte, wie man unkultivirte Barbaren für einen mehr sinnlichen als geistigen Aberglauben gewinnen müße, indem er dem Augustin befahl, zwar die Götzenbilder von den heidnischen Altären wegzuräumen, aber diese nicht selbst zu zerstören, sondern die Götzentempel mit geweihtem Wasser einzuweihen, und mit heiligen Reliquien zu versehen, weil das Volk, wie er nicht unrecht meynte, dadurch zum christlichen Gottesdienst angelockt werden könnte, wenn er an einem Platze gefeyert würde, den sie als heilig zu verehren gewohnt wären. Und, da die Heiden gewohnt waren, ihren Götzen Thiere zu opfern und bey solchen Opfern

mit ihren Priestern zu schmausen, so sollten sie nun insgesammt ihre Ochsen und Mastvieh in der Nähe bey solchen Tempeln schlachten, und sich bey den fröhlichen Gastereyen, die sie da anstellen könnten, zur Ehre und zum Lobe Gottes, etwas zu Gute thun. „Denn harten Gemüthern, setzt Gregor hinzu, ist es unmöglich, alles auf einmal abzuschneiden. So sey Gott den Israeliten auch schon in Aegypten bekannt gewesen, er habe sich aber die Opfer, die sie sonst den Dämonen dargebracht hätten, zu seinem Dienste vorbehalten; sie sollten also ihre gewöhnlichen Thiere nur beybehalten, aber sie mit geänderten Herzen (? ?) Gott allein opfern.“ a) — Die Picten und Scoten wurden durch einen irländischen Mönch Columba zum christlichen Aberglauben bekehrt, nachdem die südlichen Einwohner Schottlands schon vorher durch einen zu Rom unterwiesenen Bischof Ninianus getauft worden waren. Denn, wer getauft war und zwar rite getauft, der hieß auch bekehrt!

§. IV.

Die nach Deutschland ausgezogenen Heidenbekehrer, der heil. Columbanus, der heil. Gallus, der heilige Kilian, der heil. Willibrord, St. Emmeram, Ruprecht, Corbinian u. a.

Nun kamen aus den Reichen Brittaniens, Schottlands und Irlands nach und nach auch zu uns Deutschen einige Mißionarien herüber. Gleich in den ersten Jahren des siebenten Jahrhunderts gieng der Irländer Columbanus mit einigen Gefährten auf heilige Abentheuer nach Deutschland aus, und rief die Schwaben,

a) S. The history of England by Dav. Hume Esq. Vol. I. Chapt. 1. pag. 37. und Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XVI. S. 281.

die Bayern und Franken zur Verlassung ihres heidnischen Götzendienstes auf; ein Mann, den gewiß eben so viel blinder Eifer für die Ausbreitung seines Aberglaubens, als Verlangen nach dem Ruhme eines ausserordentlichen Heiligen, in die größten Gefahren, die mit seinem Mißionsgeschäfte verbunden waren, hineintrieb. Die Herolde seines heiligen Ruhmes erzählen auch von ihm Wunder, die eben so lächerliche, als mitleidenswürdige Beweise ihrer tiefen Geistesstumpfheit sind. Nur ein Pröbchen hievon mag hier eine Stelle haben. Columban fand einsmals die Alemannen oder Schwaben, denen er sein Evangelium predigte, im Begriffe, ihrem Gotte Wodan ein großes mit Bier gefülltes Gefäß zu opfern. Columban bließ auf das Gefäß; sogleich sprang es mit großem Krachen enzwey, und das Bier ward mit vielem Getöse herausgetrieben; ein Mirakel, das also erklärt ward, „der Teufel sey in dem Bierfaß gesteckt, um durch dasselbe die Opfernden zu fangen, diesen habe also der heilige Columban herausgetrieben.“ Genug! das Wunder that seine gute Wirkung und Columban bekam nun nur desto mehr Aufhorcher. —

Einer von Columbans Gefährten war der heilige Gallus, von dem das so berühmte Kloster St. Gallen in der Schweiz seinen Namen hat, ein Mann, der auch, wie Columban, seinem Evangelio durch viele vorgegebene Wunder den Weg zu den harten Herzen erstlich der Schwaben in der Gegend von Bregenz, und dann der Helvetier bahnte. Dieser Heilige vermochte mit seinem Gebet und mit seinem Reliquienkästchen, so viel, daß er nicht nur böse Geister, Schlangen, und andere wilde Thiere, welche in Helvetiens Gebirgen umherirrten, daraus verbannte, a) sondern auch Bären seinem Befehle unterwürfig,

a) Wie diese und andere solche Sagen von Wundern entstehen konnten, und zum Theil auch wirklich entstanden seyn, das

und ein zur Erbauung einer Zelle nöthiges Brett, das zu kurz war, durch ein Wunder länger machte. Die Splitter von diesem Brette wurden auch nachher zu einem probaten Mittel gegen die Zahnschmerzen gemacht. Doch wozu der Spott über alte Todtengebeine! Unterhaltender und lehrreicher mag vielleicht ein kurzer Auszug aus einer von seinen Predigten seyn, weil man daraus die gar nicht ungeschickte Manier jener Mißionarien, nur einstweilen die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu wecken, erkennen kann. In derselben fängt er, wie alle ältere Chronikenschreiber, gleich ab ovo, von der Schöpfung der Welt an; hierauf erzählt er die Geschichten der ältesten Welt, sodann auch einige Stücke aus der Geschichte der Israeliten, besonders lange verweilt er bey der Geburt, Taufe, Versuchung, bey dem Leben und den Wundern Jesu, bey seinem Leiden, und seiner Auferstehung, endlich schließt er mit dem jüngsten Gerichte, wobey er dann, wie billig, solche herzbrechende Ermahnungen anbrachte, daß die anwesenden Lehrer und Zuhörer in häufige Thränen ausbrachen, — eine Wirkung, die noch heut zu Tag an vielen Orten für den gewissesten Beweis einer recht starken Beredsamkeit gehalten wird — und daß sie bekannten, der heilige Geist müsse durch den Mund dieses Mannes gesprochen haben. a)

Ein anderer Irländer oder Schottländer, Namens Kilian, reiste ebenfalls noch in der andern Hälfte des siebenten Jahrhunderts, gerührt durch Christi Worte: „Wer

---

zeigt Hr. Prof. Gaab mit vieler Wahrscheinlichkeit in seinen kleinen Aufsätzen für die Geschichte. Tübingen bey Heerbrandt 1797. S. 1. — 45.

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XIX. S. 143.

„Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, und „nehme sein Kreuz auf sich!“ in Begleitung einiger andern Abentheurer, von Irrland aus, ließ sich auf einem Schiffe nach Deutschland herübersetzen, und lief mit seinem Gefolge bis nach Ost-Franken hin, wo ihm besonders die Gegend von Würzburg sehr wohl gefiel, so daß er nichts mehr wünschte, als hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen, und die armen Einwohner aus ihrer alten heidnischen Finsterniß zu befreyen. Er gieng daher im Jahr 686 nach Rom, ließ sich von dem Besitzer des heiligen Petersstuls einen Freybrief, die Gebräuche des christlichen Aberglaubens weiter zu verbreiten, ertheilen, und, als er wieder nach Würzburg zurück kam, so war Gozbert, ein angesehener Herr oder Statthalter der fränkischen Könige, einer der Ersten, der sich von ihm taufen ließ. Noch jetzt erkennt und ehrt Würzburg Ihn als den Schutzpatron oder Heiligen, der die ersten Anfangsbuchstaben des Evangeliums dahin gebracht hat, a) und seinem Grabe werden eben so viele Wunder und Krankenheilungen zugeschrieben, wie den Reliquien irgend eines andern Heiligen.

Gegen das Ende des siebenten Jahrhunders machte sich der Angelsächsische Mönch Willibrord, ein sehr thätiger und geschäftiger Mann, um die Bekehrung der Friesen verdient, nachdem ihm Pipins Waffen, und des römischen Bischofs Bestätigung und Segen den Weg zu seiner gefahrvollen Unternehmung gebahnt hatten. Von andern deutschen Heidenbekehrern, wie von einem St. Emme-

a) Auch hier in Heilbronn ist unsere Hauptkirche seinem Namen geweyhet worden. Wahrscheinlich wurden also die ersten christlichen Gebräuche von Würzburg aus auch hieher in unsere Neckar-Gegend verpflanzt.

ram, dem das Kloster oder die jetzige gefürstete Abtey zu Regensburg zu Ehren gestiftet wurde; von einem Rudbert oder Ruprecht, dem ersten Bischof zu Salzburg; von einem Corbinian, dem ersten Bischof zu Freysingen ließen sich doch nichts als lauter unsichere Heiligen-Legenden, Wundermärchen, und unverbürgte Abentheuer erzählen, womit ihre schwülstigen Panegyriker ihre Lebensbeschreibungen ausstaffirten, um desto mehr Bewunderung und Ehrfurcht gegen sie bey dem horchenden Pöbel zu erregen. — Was das aber für ein Christenthum gewesen, das die angeführten Heidenbekehrer in Deutschland anrichteten, das läßt sich aus den bisherigen Erzählungen leicht erachten. Es konnte nämlich nichts anders seyn, als ein elendes Gemische von halbheidnischen, halbchristlichen Gebräuchen, Gebets- und Segensformeln, die man die Neubekehrten, wenn sie sich taufen ließen, nachmachen oder nachbeten lehrte. Daher war auch das Werk solcher Mißionarien öfters von keinem langen Bestand. Denn so lange der neuangekommene Heilige noch da war, und dem im Lesen ganz unerfahrnen Barbaren die Worte vorsprach, die er nachsprechen sollte, oder die Gebräuche vormachte, die jener nachzumachen hatte, so lange gieng's noch gut. Aber so bald jener wieder fort war, so bald fielen auch die Neubekehrten größtentheils wiederum in ihr altes heidnisches Unwesen zurück.

§. V.

Der heil. Bonifacius giebt dem Bekehrungsgeschäfte in Deutschland erst eine festere Dauer.

Jedoch, nun kam einer, zu Anfang des achten Jahrhunderts, der alle seine Vorgänger verdunkelte, und dem Mißionsgeschäfte in Deutschland eine neue Wendung und festere Dauer zu geben wußte, nämlich der Engländische

Benediktinermönch Winfried, der nachher den Namen Bonifacius erhielt. Dieser gieng auch von dem Heidenbekehrungseifer getrieben zuerst nach Friesland. Da aber seinem Evangelio hier keine Thüre geöffnet ward, so wandte er sich, auf den klügern Rath eines Bischofs von Wincheſter nach Rom, und bat den dortigen Bischof Gregor II um seine Bevollmächtigung zur Bekehrung der noch übrigen heidnischen Deutschen. Dieser ließ sich eine solche Gelegenheit, sein Ansehen und seine Macht zu vergrößern, nicht leicht entgehen, sondern ernannte ihn, nachdem er ihm sein Glaubensbekenntniß abgefodert, zum Bischof über die deutschen Gemeinen, die künftig durch ihn gesammelt werden sollten; nahm ihm den Eid der Treue ab, verband ihn dadurch, in allen Dingen schlechterdings nur den Anordnungen und Einrichtungen der römischen Kirche zu folgen, und gab ihm endlich an alle Bischöffe, Herzoge und Grafen, insonderheit auch an Carln Martel, ohne dessen Unterstützung seine Unternehmung wohl wenig Fortgang gehabt hätte, sehr nachdrückliche Empfehlungsschreiben mit. Der Eid, welchen Bonifacius bey dieser Gelegenheit dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern schwur, lautet wörtlich also:

„Ich Bonifacius, von Gottes Gnaden Bischof, ver„spreche dir, dem seligen Petrus, Fürsten der Apostel, „und deinem Stellvertreter, dem heiligen Vater Grego„rius, nebst seinen Nachfolgern, bey dem Vater, Sohn „und heiligen Geist, der unzertrennlichen Dreyeinigkeit, „wie auch bey diesem deinem allerheiligsten Leichnam, „daß ich allen Glauben und die Reinigkeit des heiligen „katholischen Glaubens beobachten, und in der Einigkeit „eben desselben Glaubens, auf welchen ohne Zweifel die „ganze Seligkeit der Christen ankömmt, mit Gottes Hilfe „beharren will; daß ich auf keine Art wider die Einig„keit der gemeinschaftlichen und allgemeinen Kirche, auf

„jemands Rath, in etwas willigen; sondern, wie gesagt, „den Glauben, meine Reinigkeit und Mitwirkung mit „dir und den Vortheilen deiner Kirche, dem von Gott, „dem Herrn, die Macht zu binden und zu lösen gegeben „worden ist, und deinem Stellvertreter und dessen Nach„folgern, in allen Stücken erhalten will. Sollte ich auch „erfahren, daß einige Bischöffe den alten Vorschriften der „heiligen Väter zuwider handeln: so will ich keine Ge„meinschaft oder Verbindung mit ihnen unterhalten; son„dern vielmehr, wenn ich solches wehren kann, wehren; „wo aber nicht, es sogleich treulich meinem apostolischen „Herrn melden. Wenn ich, welches ferne von mir sey, „irgend etwas wider dieses mein Versprechen, entweder „aus freyem Vorsatze, oder gelegentlich zu thun versu„chen sollte: so will ich in dem ewigen Gerichte schuldig „befunden werden, und mir die Strafe des Ananias und „der Saphira zuziehen, welche euch, auch über ihre ei„genen Güter, zu betrügen oder zu belügen sich unter„standen haben. Diesen Aufsatz des Eides aber habe ich, „Bonifacius, geringer Bischof, mit eigener Hand ge„schrieben, und, nachdem derselbe auf deinen allerheilig„sten Körper gelegt worden, den Eid vor Gott, als Zeu„gen und Richter geschworen, welchen ich auch zu hal„ten verspreche.“ a)

So machte der schwache Mann sich und sein ganzes Unternehmen, seinen ganzen Glauben und seine ganze Anstalt von den Aussprüchen des römischen Apolls abhängig, und so legte er den ersten Grund zu der so viele unglückliche Händel erzeugenden Abhängigkeit der ganzen nachmaligen deutschen Kirche von den Aussprüche eines fremden Bischofs!

---

a) Schröckhs christl. Kirchenq. Thl. XIX S. 172, 173.

Nun gieng Bonifacius, mit brennendem Eifer, von dem Geiste des römischen Stuhls inspirirt, ohne nur im geringsten daran zu zweifeln, ob das auch der Geist Christi wäre, nach Deutschland aus, zuerst unter die Heßen, sodann zu den Thüringern, wo zwar schon vor ihm christliche Priester gewesen waren, die aber den römischkatholischen Glauben jetzt nicht mehr rein und unverfälscht besaßen, sondern von dem Bonifaz erst wieder zu demselben zurückgeführt werden mußten. Ueberall, wo er hinkam, da stürmte er zuerst mit glühendem Eifer für seine heilige Dreyeinigkeit auf die den Götzen geweihten Altäre los, da hauete er die unsern ältern Vorfahren so ehrwürdigen alten heiligen Eichen, und andere solche Symbole des heidnischen Götzendienstes nieder, und richtete an deren Stellen christliche Kirchen und Klöster auf. Hierauf wandte er sich, vom römischen Bischof Gregor III, dem Nachfolger Gregors des IIten, mit dem heiligen Mantel beschenkt, a) nach Bayern, wo er als umherziehender Erzbischof und Kirchenvisitator, einen von Rom abtrünnigen Schismatiker, Ehrenwulf, nach den römischen Kirchengesetzen verurtheilte und verstieß. Nach diesem beschäftigte er sich mit Stiftung neuer Bisthümer, mit Haltung einiger Synoden, mit Verfolgung der Ketzer, mit Anordnung der Kirchengebräuche und mit andern solchen kirchlichen Einrichtungen. Bey allem aber, was er that und vornahm, erbat er sich gemeßene Vorschriften und Befehle von Rom aus, und nach diesen Vorschriften richtete er sich als ein treuer Anhänger des römischen Papa, auf das genaueste. Dafür ernannte ihn dieser auch zum Erzbischof zu Mainz; denn dieses war von

a) Mit dergleichen geweihten Sächelchen hat Rom von jeher den schwärmerischen Eifer und die Ergebenheit seiner Emissarien gar meisterhaft zu unterhalten gewußt.

jeher immer die fette Lockspeiße, womit der römische Bischof den Eifer solcher ihm ergebenen und für die Erweiterung seines Gebiets und Ansehens so treuarbeitenden Heidenbekehrer anspornte und belohnte! — Endlich gieng Bonifacius in seinem hohen Alter, an Körperkräften zwar geschwächt, aber noch voll regen, rüstigen Eifers, von mehrern Priestern, Kirchendienern und Mönchen begleitet, noch einmal unter die Friesländer. Aber hier fand er seinen Tod; denn als er hier im Jahr 755 bey Dokkum ein kleines Lager aufgeschlagen hatte, um seine Missionsgeschäfte mit desto mehrerer Sicherheit treiben zu können, so wurde er mit seinen Begleitern an einem Tage, den er für einige Neugetauften zu ihrer Firmelung bestimmt hatte, von einem Haufen wüthender Götzendiener überfallen, und ungeachtet ihrer Reliquien, womit sie die Gefahr zu beschwören hofften, auf das jämmerlichste ermordet. Die hinter ihnen gefundenen Bücher warfen die wilden Barbaren auf dem Felde und in den Morästen herum. Gleichwohl will die Legende sie nach langer Zeit ganz unversehrt wieder gefunden haben. Ja selbst das Evangelienbuch, a) das der heilige Mann stets bey sich getragen, und im letzten Augenblicke vor sich gehalten hatte, soll in der Mitte zwar durchgehauen, aber — welch ein Mirakel! nicht ein einziger Buchstabe davon beschädiget worden seyn. Daß ein solcher Märtyrer, wie unser Bonifaz, zu dem höchsten Range der Heiligen des mittlern Zeitalters erhoben worden, und daß der allgemein verbreitete Heiligengeruch, den er hinterließ, die Wunder, die bey seinem Grabe zu Fulda geschahen, die vielen Schenkungen und Opfer, die diesem Heiligen in den nachfolgenden Zeiten nach Fulda gebracht wurden, den Abt dieses Klösters endlich zu einem Reichsfürsten und Besitzer

a) Das Kloster zu Fulda will es noch besitzen.

eines beynahe zwölf Meilen langen und eben so viele Meilen breiten Gebiets erhoben haben, das versteht sich von selbst.

§. VI.

Wie jene Mißionarien ihr Bekehrungsgeschäft eigentlich getrieben, und das Volk zum christlichen Glauben bekehrt haben.

Bey solchen Erzählungen von so vielen Heidenbekehrungen, und von der oft ungeheuren Menge Volks, das durch die Predigten jener Mißionarien zuweilen sehr schnell zum christlichen Glauben übergeführt wurde, mag wohl ein nachdenkender Leser am meisten auf die Frage begierig seyn, wie sie dann ihr Mißionsgeschäft recht eigentlich getrieben haben? oder was der Hauptinhalt ihrer Predigten an das Volk gewesen seyn mag, da sie so stupende Wirkungen damit zu Stande brachten? Allein gerade da siehet man sich von allen Kirchengeschichten, sie mögen auch so gründlich und ausführlich geschrieben seyn, wie sie immer wollen, am meisten verlassen und unbefriediget hingestellt. Alles, was man da vom Innhalt ihrer Predigten noch erfährt, besteht etwa darinnen, daß sie dem heidnischen Volke zuerst, wie wir oben ein Beyspiel gelesen haben, eine kurze aber wahrscheinlich sehr sinnlich und pathetisch dargestellte Geschichte von der Schöpfung der Welt, von den Schicksalen der Israeliten, wahrscheinlich auch von der Gesetzgebung auf Sinai, von Jesu Christo, und von seinen Wundern, von seinem Leiden, Sterben und Auferstehen, von der Stiftung der Kirche Christi und von den vielen Wundern, die bisdaher darinn geschehen seyn sollten, vortrugen; daß sie sodann alle Menschen zum alleinigen Glauben an Christum ermahnten, den Gläubigen die herrlichsten Belohnungen, die sie im Himmel zu erwarten hätten, verspra

chen, den Ungläubigen hingegen mit den fürchterlichsten Strafen und Qualen, womit sie einst in der Hölle würden gepeiniget werden, droheten, daß sie endlich ihre dogmatischen oder historischen Darstellungen auch mit allerley erbaulich seyn sollenden, aber freylich nicht so wohl vernünftigen als vielmehr sehr willkürlichen und in der praktischen Vernunft wenig gegründeten Moralien untermischten, das ist alles, was man jetzt noch von dem ungefähren Inhalt ihrer Volksvorträge erfahren kann. Wenn dann ein solcher Vortrag gehalten war, so suchte man nur einige von dem Volke, meistens aber die Fürsten desselben entweder durch Verheißungen und Geschenke oder durch Drohungen und Strafen dahin zu bringen, daß sie sich taufen ließen. War dies geschehen, so bestand das angelegentlichste Geschäft eines solchen Heidenbekehrers darinnen, daß er seine Getauften gewiße ihnen sehr unverständliche Gebets- und Glaubensformeln nachbeten lehrte, daß er sie zur Nachahmung oder Beobachtung jenes ganzen Religionscerimoniels, das jetzt das Wesentlichste des römischen Aberglaubens ausmachte, anhielt, und sie vor nichts mehr, als vor der Besuchung jener Oerter, wo den heidnischen Götzen noch geopfert oder ihre Hilfe, und ihr Segen angerufen ward, und vor jenen heidnischen Fetischen, Symbolen und Zauberformeln warnte.

Das ist es hauptsächlich, was bey allen Erzählungen von den Verrichtungen und Thaten der Heidenbekehrer immer am meisten vorkömmt. An reinere und würdigere Religionsbegriffe war da natürlicherweise gar nicht zu gedenken. Denn wie konnten jene Heidenbekehrer ihren neuen Lehrlingen etwas mittheilen, was sie selbst nicht besaßen? Und man kann's kaum begreiffen, wie ein Herr Prof. Schröckh a) von unserm heiligen Bonifaz sagen

a) in seiner Kirchengesch. Thl. XIX. S. 241.

konnte: „in einem eingeschränkten Kopfe habe er zwar „Fertigkeit genug besessen, rohen Menschen die Anfangs„gründe christlicher Religionskenntniße beyzubringen; „aber es habe ihm eben alles von Rom aus vorgeschrie„ben seyn müßen.“ Wie? die Anfangsgründe christlicher Religionskenntniße rohen Menschen beyzubringen, dazu gehört wohl mehr Sokratische Katechetik und philosophische Religionseinsicht, als einem heiligen Bonifaz zuzutrauen ist! — Solche Anfangsgründe findet man wohl noch in den ehemaligen Glaubensbekenntnißen, die man in jenen Zeiten die Täuflinge ablegen ließ, da sie versprechen mußten, dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen zu entsagen; und dagegen an Gott den allmächtigen Vater, an Christum, den Sohn Gottes und an den heiligen Geist zu glauben. a) Aber wie wenig die Lehrer, welche den christlichen Glauben dazumal ausbreiten sollten, zur Er-

a) Ein solches Tauf und Glaubensformular, das wahrscheinlich ehemals unter den Franken, Thüringern und Hessen üblich gewesen, giebt uns Hr. Prof. Schröckh in seiner christl. Kirchengesch. Thl. XIX. S. 209. Der Täufling wurde nach seiner damaligen Mundart gefragt: Forsachestu (entsagst du) Diabolæ? (dem Teufel.) Er antwortete: Ec (Ich) forsacho Diabolæ. Weiter: End allum Diabol gelde? (Und aller Gesellschaft des Teufels?) Antw.: End ec forsacho allum Diabol gelde. Endlich: End allum Diaboles Wercum? (Werken?) Antw. End ec forsacho allum Diaboles Wercum end Wordum (Worten) Thunaer (dem Thor) ende Woden (Wodan) end saxn Ote (Sachsen Othin) ende allem the Unholdum (allen den bösen Geistern) the hira genotas sint, (welche ihre Genossen sind); darauf wurde er um seinen Glauben befragt: Gelobistu (Glaubest du) in Got almehtigan Fadær? Antw. Ec gelobo in Got almehtigan Fadær. Gelobistu in Christ Gotes Suno? Ec gelobo in Christ Gotes Suno, Gelobistu in halogan Gast? Ec gelobo in halogan Gast.

klärung solcher kurzen und trockenen Glaubensbekenntniße Geschick und Fähigkeiten hatten, das läßt sich aus ihrer Unwißenheit überhaupt und aus ihrem Mangel an Uebung im vernünftigen Denken leicht erklären. Wenn dann die Täuflinge solche geweihte Formeln nur ein wenig vernehmlich nachzusagen wußten, so glaubte man ohne weiters, daß sie auch den ganzen Sinn derselben, so wie ihn die heilige Kirche zu erklären vorschrieb, gefaßt hätten.

Dagegen bewiesen jene heilige Abentheurer, die Heidenbekehrer, desto mehr Kühnheit und Muth in Zertrümmerung alter heidnischer Götzen und ihrer Symbole. So stand einst im Niederheßischen bey dem Dorfe Geismar eine ungeheuer große Eiche, die Jupitereiche genannt, unter welcher die heidnischen Bewohner jenes Landes, die ihre Götzen nicht wie andere Heiden in Tempel einschloßen, sondern in Haynen und unter Bäumen verehrten, mit schauervoller Ehrfurcht ihr Opfer darbrachten. In diese fieng Bonifacius, vor einer großen Menge Heiden, an, einzuhauen. Die Heiden glaubten nicht, daß ein solcher Frevel ungestraft an der heiligen Eiche könnte begangen werden. Aber siehe, welch ein Wunder! die Eiche zerspaltete sich von selbst in vier gleiche Theile, ohne daß die Gefährten des Bonifaz Hand anzulegen brauchten. Und die Heiden, welche ihr Heiligthum von den Göttern verlaßen, und umstürzen sahen, giengen nun leicht und gerne zum Christenthum über. So stürzte der heilige Bonifaz, der Uebermacht seines Gottes gewiß, mehrere Götzen an mehreren Orten zu Boden, und zerschlug oder zertrümmerte sie. Und dieß that ohne Zweifel gute Wirkung. Denn je mehr die heidnischen Deutschen die Ueberlegenheit des neuen römischen Gottes, vor dem sie nun ihre Kniee beugen sollten, in solchen siegreichen Thathandlungen erfuhren, desto leichter waren sie zu bewegen, ihre alten unmächtigen Götter zu verlassen, und zu dem neuen mächtigern Gott überzugehen.

§. VII.

Die Triebfedern und Absichten, die bey dem Bekehrungseifer jener Mißionarien, besonders des heil. Bonifaz, zum Grunde lagen.

Aus solchen Untersuchungen ergiebt sichs nun leicht, daß alle jene Heidenbekehrer, und besonders auch unser heilige Bonifacius von einem gewißen sehr rühmlichen unerschrocknen Muth und Eifer in Ausbreitung dessen, was sie für Christenthum hielten, beseelt waren. Mit dem Vorsatze, ihren Glauben in andern heidnischen Ländern auszubreiten, und mit dem Vertrauen auf Gott, er werde ihrem so guten Vorhaben einen glücklichen Fortgang verschaffen, giengen sie aus ihrem Vaterlande und ruhigen Kloster, auch wenn ihnen, wie dem heiligen Bonifaz, sehr angesehene Würden da angeboten wurden, fort, und begaben sich, oft in sehr geringer Begleitung, unter wilde Barbaren, die für ihren alten heidnischen Aberglauben noch eben so heftig eiferten, wie die Christen für ihren neuen, die zum Theil noch gewohnt waren, ihren Göttern Menschenopfer zu bringen, und keine größere Wollust kannten, als aus dem Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde zu trinken. Solchen zu vernünftigen Belehrungen noch gar nicht vorbereiteten Wilden mit beständiger Lebensgefahr eine Lehre zu verkündigen, die alles, was heidnisch war, verdammte, und sich mit dem Götzendienste schlechterdings nicht vertragen konnte; ein solcher Enthusiasmus kömmt, wie Herr geheimer Rath Spittler sagt, gewiß nicht in gemeine Seelen. Inzwischen läßt sich doch auch sehr daran zweifeln, ob ihre Geistesstärke nicht mehr physisch als moralisch gewesen, und ob der Eifer, der sie anfänglich bey ihrer ersten Unternehmung beseelte, nachher nicht durch sehr gemeine menschliche Leidenschaften,

besonders durch Ehrgeiz, Herrschsucht, Neid und Eigennutz, befleckt worden sey. — Von unserm heiligen Bonifaz macht es wenigstens ein neuer Geschichtschreiber a) sehr wahrscheinlich, daß Begierde zu glänzen und zu herrschen die vornehmste Triebfeder bey seinen Mißionsgeschäften gewesen; daß er sich vor dem Höhern, der ihn zu seinem Zweck empor heben konnte, eben so tief geschmiegt, als er seine Untergebenen mit gebietendem Stolze behandelt habe, und daß er nur darum der demüthige Verehrer des römischen Stuhls gewesen, um sein Ansehen unter den Geistlichen des fränkischen Reiches desto hervorragender machen zu können.

Der wahrscheinlichste Grund, worauf sich diese Beschuldigung gründet, ist sein Verfahren gegen den Aldebert einen Gallier, und den Clemens einen Schottländer, welche er blos darum so unerbittlich verfolgte, weil sie etwas heller und freyer dachten, als man dazumal zu Rom gedacht haben wollte; und weil sie sich dem Willen des Bonifacius nicht in allem demüthig unterwerfen wollten. Aldebert nämlich predigte wahrscheinlich eine etwas strengere Sittenlehre, als dazumal üblich war; er verwarf den römischen Reliquientand. Clemens aber wollte die neuen Kirchengebote vom Cölibate der Geistlichen und von unerlaubten Ehen nicht anerkennen, auch hatte er über Christi Höllenfarth und über die Prädestination seine eigenen Vorstellungen. Dies waren die peinlichen Verbrechen, um deren willen Bonifacius diese beyde wackere Männer zu Rom als Ketzer anklagen, ihrer Aemter entsetzen ließ, und auf solche Art der Nachwelt die Spur zum Inquisitionsgericht schon sehr sichtbar vorzeichnete. Noch deutlicher aber zeigte sich seine Herrschsucht bey der

a) Hr. Joh. Ernst Christian Schmidt in seinen Beyträgen zur Kirchengeschichte des Mittelalters im ersten Theil 1796.

Absetzung des Erzbischoffs Gewiliebs zu Mainz. Bonifacius hatte als Bischof und Erzbischof noch keinen fixirten Sitz; er gieng also darauf um, und ruhete nicht eher, als bis er durch allerley Kabalen und Anklagen den Gewilieb von seinem erzbischöflichen Stuhle weggedrängt, und sich selbst auf denselben geschwungen hatte. a)

§. VIII.

Des heil. Bonifaz sehr schwache und dürftige Einsichten in die christliche Religion und Sittenlehre. Er macht sich und die deutsche Kirche ganz von Rom abhängig; er verdient also doch nur ein Apostel des Papstthums genannt zu werden.

Auch von Seiten des Verstandes, der Kenntnisse und Einsichten und der eigenen Geistesfreyheit ließ sich von einem solchen Manne, wie Bonifacius war, für Deutschlands Kultur und Aufklärung wenig Gutes erwarten. Seine ganze theologische Wissenschaft bestand, wie uns Herr Prof. Schröckh versichert b) blos in einiger Bekanntschaft mit dem seit dem Augustinus und römischen Gregorius eingeführten Lehrbegriffe, im fleißigen Lesen der lateinischen Bibel-Uebersetzung und einiger lateinischen Kirchenväter. Aber eigenes Untersuchen, Läutern, Urtheilen, das war seine Sache nicht. Die reinere Religion der Christen kannte er gar nicht, vielmehr brachte er den ganzen römischen Aberglauben mit der Heiligenverehrung, mit dem Vertrauen auf Reliquien, mit dem Fegfeuer und mit den zur Befreyung aus demselben erfundenen Seelmeßen, mit der Mönchsfrömmigkeit, und mit der Verdienstlichkeit und Heiligkeit des ganzen Kir-

a) S. die erst angef. Beyträge zur Kirchengesch. von Schmidt. S. 40 — 46.

b) Im 19ten Thl. seiner christl. Kirchengesch. S. 241.

chenzeremoniels, gerade in der Form und Ausbildung, die dieser Aberglaube in seinem eigenen Kopfe bekommen hatte, unter seine neugestifteten Gemeinen, und durch seine seltsame Erzählungen von Gesichtern und Erscheinungen, die den Zustand der abgeschiedenen Seelen erklären sollten, wurde dieser Aberglaube noch mehr vermehrt.

Wie wenig er mit dem Geiste der christlichen Religion und Sittenlehre bekannt gewesen, das beweißen folgende Anekdoten. Ein im Lateinischen noch nicht wohl stylisirter Priester in Bayern machte bey einigen seiner Taufen den Sprachschnitzer: Baptizo te in nomine patria et filia et spiritua sancta. Das war nun in Bonifazens Augen ein gar abscheulich — anti-römischer Greuel. Er meynte, alle so getaufte Menschen müßten wieder umgetauft werden, wenn ihr Antheil an Gottes Gnade nicht zweifelhaft bleiben sollte. Allein zum Glück hielt der römische Bischof Zacharias, den der einfältige Bonifaz in einem so schweren Falle um Rath gefragt hatte, dieses Umtaufen für unnöthig, und erklärte die Auflegung der Hände für hinlänglich zu ihrer Reinigung. — Ein anderer bayrischer Priester Virgilius nahm entweder außer unserm Sonnensystem mehrere Welten an, oder behauptete er: die Erde sey rund, folglich auch auf der andern Seite ihrer Kugel bewohnt und von Sonn und Mond beschienen. Unser heiliger Bonifaz, welchen Virgilius beym Herzog Odilo in Bayern außer Credit und Gunst zu setzen suchte, klagte ihn darüber zu Rom, als über eine ketzerische Neuerung, an, konnte aber wegen des Uebergewichts, das sein Gegner am bayrischen Hofe hatte, wenig gegen ihn ausrichten. — Ueber die Grundsätze der christlichen Sittenlehre hatte der armselige Mißionär so wenig Licht im Kopfe, daß er beym Bischof zu Rom die Anfrage machen konnte: Ob es den Christen wohl erlaubt wäre, rohen Speck zu essen? Denn die Deut-

schen fräßen alle noch nicht nur rohen Speck, sondern auch — welch ein Greuel! — Pferdefleisch, Aelstern, Krähen, Störche, Haasen, Biber, und andere im Gesetze Mosis verbotenen Thiere. Darauf antwortete der römische Bischof mit belachenswürdiger Ernsthaftigkeit: die Deutschen müßte er theils mit Gewalt und Nachdruck von dem essen des Fleisches der benannten Thiere und Vögel abhalten; theils müßte er sie dazu anhalten, ihren Speck vorher, ehe sie ihn essen wollten, zu räuchern oder zu kochen; oder, wenn ihre Lust zum rohen Speck unüberwindlich wäre, so dürften sie ihn doch nicht eher als erst nach Ostern essen, theils um die große Fastenzeit nicht zu entweihen, und theils um dem Specke einige Zeit zum Austrocknen zu lassen. Solche Armseligkeiten finden hier blos darum Platz, um daraus den religiösen Bagatellengeist jenes Zeitalters zu erkennen! Auch andere dergleichen kleinliche Fragen, wie z. B. über das Osterfeuer, das seinen Ursprung wahrscheinlich von dem alten heidnischen Nothfyr, Nothfeuer, hernahm, über die Behandlung der mit der fallenden Sucht behafteten Menschen, über das Fußwaschen der Nonnen am grünen Donnerstag, über das zur Einweihung der Priester und Kirchendiener erforderliche Alter, über die Steuern von Seiten der Sklaven die in christlichen Ländern wohnten u. dgl. a) beantwortete Zacharias dem heiligen Bonifaz mit Ernsthaftigkeit, ohne zu bedenken, wie sehr sich dergleichen Fragen bis ins Unendliche vervielfältigen müßten, so lange noch kein gewißes Prinzip bey der christlichen Sittenlehre zum Grunde gelegt war.

In keinem Stücke aber bewieß sich unser heilige Bonifaz mehr als den blinden vom Geiste der römischen Kirchenschwärmerey gesalbten Eiferer, als in seiner

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. XIX. Th. S. 228, 229.

Wachsamkeit über die genaue Beobachtung der Kirchengesetze, in seiner Strenge gegen die Uebertreter derselben, und in seiner hohen Meynung von den Rechten des geistlichen und Mönchsstandes. Denn nichts schien ihm ein kräftigeres Mittel zu seyn, den Klerus allen andern äußeren politischen Verhältnissen zu entziehen, und dem Gehorsam seiner kirchlichen Obern zu unterwerfen, als die genauere Verkettung desselben unter sich, die strengere Unterordnung der Niedrigern unter die Höhern, und die höhere Heiligachtung der Kirchengesetze. Und wie hätte er sich auch leichter zur höchsten Oberherrschaft über Deutschlands Kirche empor schwingen können, als durch sein steetes Anschmiegen an den Petersstul zu Rom, und durch sein anhaltendes Wachen über die Beobachtung der römischen Kirchengesetze? Wenn da irgend ein zuvor gegeweihter Bischof oder Priester die Weihung nicht nach römischen Gebräuchen von dem Bonifaz annehmen, oder überhaupt sich der römischen Kircheneinrichtung nicht unterwerfen wollte, o dann schimpfte dieser Bote des heiligen Stuls recht Matrosenmäßig über ihn, als über einen falschen Bruder, Ketzer, Gotteslästerer, Teufelsknecht, Vorläufer des Antichrists, und drohte mit dem Banne oder mit Leibs- und Gefängnißstrafen. Die Kleriker, die in der zwoten Ehe, oder in der Ehe mit einer Wittwe lebten, die warf er, nach römischem Styl, alle in die Klaße der Hurer und Ehebrecher. Eben daher war auch sein ganzer Kopf und Glauben von Rom so abhängig, daß er schlechterdings nichts unternahm, nichts veranstaltete, verfügte, lehrte oder gebot, wozu er nicht vorher Erlaubniß oder Verhaltungsbefehle beym heiligen Peter zu Rom eingeholt hätte. Er wagte es kaum selbst etwas zu denken, noch vielweniger etwas anzuordnen, oder zu verfügen — ohne die Genehmigung des bischöflichen Stuls zu Rom, dessen Urtheilen und Machtsprüchen er sich in allem blind unterwarf. Wie

kriechend

kriechend sagte z. B. nicht dieser erste Erzbischof der deutschen Kirche in einem noch von ihm übrigen Briefe: „Daß alles, was er als Legat des heiligen Stuhls „seit sechs und dreyßig Jahren gethan habe, nur zum „Nutzen der römischen Kirche gereichte, deren Urtheile, „woferne er irgendwo mit Worten oder mit Werken ge„fehlt hätte, er sich in aller Demuth unterwerfe.“ Und in einem Schreiben an den heiligen Zacharias: „er wün„sche nichts mehr als den allgemeinen Glauben und die „Einigkeit mit der römischen Kirche zu erhalten, er lasse „daher auch nicht nach, alle seine Lehrjünger hier zu Lan„de zum Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl zu nö„thigen und zu bereden.“ O der arme Bonifaz! Wie tief steckte da schon sein eingeschränkter Kopf unter dem geistlichen Despotenjoch, das zu Rom geschmiedet wurde! Daran mochte er aber wohl nicht gedacht haben, unter was für eine fremde Botmäßigkeit er dadurch die deutsche Kirche zog, in was für eine tiefe schimpfliche Abhängigkeit von einem römischen Oberpriester er ihren Glauben, und ihre ganze Lehr- und Kirchenanstalt brachte, und was für eine ergiebige Quelle von unbeschreiblichen Uebeln er dadurch für die Deutschen eröffnete! Aber dafür soll er auch nicht mehr ein Apostel des Christenthums sondern ein Apostel des Papstthums heißen!!

§. IX.

Was die Religion und Kultur der Menschheit für einen Nutzen von jenen Heidenbekehrungen gehabt habe.

Fragen wir nun aber nach dem Nutzen, der aus solchen Heidenbekehrungen für die Religion und Cultur der Menschheit hervorkam, so kann derselbe unmöglich so groß seyn, als er in manchen Kirchengeschichten gerühmt wird, sondern wird, wenn wir ihn genau

betrachten, sehr geringe ausfallen. Daß unsre deutsche Vorfahren kein Pferdefleisch, keinen rohen Speck, keine in ihrem Blute erstickten Thiere mehr essen, daß sie ihre alten Hayne, Bäume, Felsen, Wasserquellen u. dgl. nicht mehr besuchen, noch ihre vorher üblichen Anbetungen dabey verrichten durften; daß ihre vorigen Götzenbilder zerstört, die Altäre derselben niedergerissen oder in Christentempel umgewandelt wurden; daß sie jetzt dagegen andere Bilder, das Kreuz Christi, so vielerley von Rom ausgeschickte Reliquien und andere dergleichen sinnliche Spielereyen, als Gegenstände ihrer gottesdienstlichen Verehrung, bekamen; daß sie ihren alten heidnischen Religionsgebräuchen entsagen, dagegen andere, die man christlich nannte, nachmachen mußten; daß sie in Krankheiten oder andern schweren Plagen ihre Zuflucht und ihr Vertrauen nicht mehr zu heidnischen Amuleten oder Fetischen oder Wahrsagerskünsten oder Zauberformeln, sondern zum Abendmahle, zum Salböle der Kirche, zu Bezeichnungen mit dem Kreuze oder zu Priestersegnungen nehmen durften; daß sie das Vater unser, und andere solche Gebetsformeln und Glaubensbekenntnisse gedankenlos oder mechanisch nachbeten lernten; daß ihnen anstatt des Joches ihrer schon so sehr gefürchteten Druiden nun ein viel drükkenderes von ihren christlichen Bischöffen, Priestern und Mönchen auferlegt wurde, die als Bevollmächtigte der Gottheit jetzt unter ihnen auftraten, und von ihnen als die eigenmächtigen Ausspender von zeitlichem und ewigem Glück oder Unglück, Segen oder Fluch angestaunt wurden; daß sie jetzt keine Menschenopfer mehr schlachten, nicht mehr aus den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde trinken, keine nicht canonische Ehe mehr schließen, nicht mehr auf öffentlichen Raub ausgehen, besonders sich an Kirchengütern nicht vergreifen durften, wenn sie sich wegen solcher Freveltaten nicht sogleich wiederum mit der

Kirche auszusöhnen wußten; das ist wohl alles, oder doch das Meiste, was sich im Besondern vom Nutzen jener Heidenbekehrungen sagen läßt.

Man kann es daher dem so vortreflichen Engländischen Geschichtschreiber Hume nicht verargen, wenn er von den ehemaligen Angelsachsen sagt: „Das Christenthum „habe sich weder in Verbannung ihrer alten heidnischen „Unwissenheit, noch auch in Verbesserung ihrer barbari„schen Sitten wirksam gezeigt. Denn da sie diese Lehre „durch den verdorbenen Kanal von Rom her bekamen, „wodurch die ursprüngliche Reinheit des christlichen Glau„bens gar sehr verunreiniget worden, so habe sie eine „starke Beymischung von Leichtgläubigkeit und Aberglau„ben mit sich geführt, die für den Verstand wie für die „gemeine Sittlichkeit gleich verderblich war. Die Ehr„furcht gegen Heilige und Reliquien schien die Anbetung „des höchsten Wesens selbst beynahe untergraben zu ha„ben. Mönchische Beobachtungen wurden für verdienstli„cher geachtet, als thätigere Tugenden: die Kenntniß na„türlicher Ursachen ward durch den allgemeinen Glauben „an die Dazwischenkunft übernatürlicher Kräfte und Mit„tel in Vernachläßigung gebracht: Freygebigkeit gegen die „Kirche machte alle Frevelthaten gegen die bürgerliche Ge„sellschaft wieder gut: und die Gewissensbisse über Grau„samkeit, heimlichen oder öffentlichen Menschenmord, „Verrätherey und über andere solche schwere Verbrechen „wurden nicht durch Lebensbesserung, sondern durch „Geldbußen, durch knechtische Unterwürfigkeit gegen die „Mönche, und durch niedrige elende Andächteleyen gestillt „und ausgesöhnt. Die Ehrfurcht gegen den Klerus war „so hoch gestiegen, daß, wo nur irgend ein Mensch in „priesterlicher Kleidung, wäre es auch auf öffentlicher „Landstraße, erschien, — das Volk sich um ihn her „sammelte, ihm alle Zeichen der tiefsten Ehrerbietung

„erwieß, und ein jedes Wort, das aus seinem Munde gieng, „gleich als das heiligste Orakel auffaßte. Selbst die krie„gerische Tugenden, welche den sächsischen Geschlechtern „so eigen war, (und wer wollte diese überhaupt den alten deutschen Völkern absprechen?) „fiengen an, vernachläßi„get zu werden, und der Adel, der nun die Sicherheit „und Trägheit des Klosters dem Tumult und Kriegsruhm „vorzog, schätzte seinen Werth nach dem jährlichen Ein„kommen der Klöster, deren Regierungen er übernahm.“ a) — Nach solchen Aeußerungen hätte also der Nationalgeist der Deutschen und anderer Völker durch jene Bekehrungen zum Christenthum nicht nur nichts gewonnen, sondern sogar verlohren.

Und damit stimmt auch der oben angeführte neuere Geschichtsforscher b) überein, welcher behauptet, „der „große kühne Geist der Deutschen sey durch den neuen „christlichen Glauben erstickt worden. — Das Christenthum „hieß den neubekehrten Deutschen, seine Väter verdammen. „Wallfahrten kamen an die Statt der Kriegszüge, Reliquien „an die Stelle der aufbewahrten Heldenschwerdter, Heili„gen-Legenden wurden für die Sagen von den Thaten „der Väter vertauscht. Nicht mehr in den Haynen der „Vorfahren, und auf ihren fernen Schlachtgefilden wan„delte des deutschen Geist, und dürstete nach Unterneh„mungen: — sondern in den Garten Gethsemane, und „an den Oelberg wünschte er sich hin, um sich dort leich„ter die Vergebung seiner Sünden zu erflehen.“

Man könnte also immer noch daran zweifeln, ob es

---

a) S. David Hume's Esq. History of England Vol. 1. Chapt. 1. pag. 62. London printed for A. Millar and sold by T. Cadell. 1767.

b) J. E. C. Schmidt in seinen Beyträgen zur Kirchengesch. des Mittelalters. 1. Thl. S. 58. flg.

nicht besser gewesen wäre, unsere alte deutsche Vorfahren hätten zu der Zeit, da das Christenthum so gewaltsam entstellt und verderbt war, lieber gar nichts davon gehört oder erfahren, als daß sie es aus der Hand der Schwärmerey in einer so häßlichen Form und Gestalt, und doch unter einem so imponierenden Heiligkeitsschein empfiengen. Wenigstens würden jene Mißionarien gewiß viel besser für die Kultur des deutschen Nationalgeistes gesorgt haben, wenn sie ihm auch nur die ersten Buchstaben der römischen und griechischen Gelehrsamkeit kennen gelernt hätten. Aber daran war freylich bey jenen Heidenbekehrern nicht zu gedenken, da sie größtentheils, fast nicht einen einzigen ausgenommen, selbst höchst unwissende, im vernünftigen Denken und Urtheilen ganz ungeübte, in den Klöstern blos zu asketischen Uebungen, zum mechanischen Beten und Psalmen singen, und zum blinden Gehorsam gegen ihren Abt erzogene, in der Welt- und Menschenkenntniß wenig geübte, und mit dem Geiste der Lehre Jesu ganz unbekannte Männer waren. Zwar kann man freylich im Allgemeinen sagen, wie es auch fast von allen Kirchen-Geschichtschreibern behauptet wird, die Sitten jener wilden, rohen und kriegerischen Nationen seyn durch das Christenthum doch wenigstens in etwas gemildert worden, in so ferne nämlich jene Barbaren durch die Strenge der Kirchengesetze und durch die Kirchenzucht der genau über sie wachenden neuen Bischöffe, Priester und Mönche etwas zahmer, beugsamer, eingezogener, und milder wurden. Aber gründliche Verbesserung ihrer Sitten kann das immer nicht heißen, und jene Kirchenzucht konnte sie mit aller ihrer Strenge doch zu nichts anderm als zu sehr unmoralischen Heuchlern und zu recht ängstlich kriechenden Sklaven des ihnen vorgesetzten Klerus bilden.

§. X.

Würdigung des Verdienstes, das sich Bonifaz um unsere deutsche Vorfahren erworben hat.

Freylich konnte ein so rohes und ungebildetes Volk, wie unsere deutsche Vorfahren waren, wohl nicht leichter und geschwinder zu dem neuen christlichen Aberglauben umgekehrt werden, als eben durch solche sinnliche Religionsgebräuche und Zeremonien, die man ihnen statt ihrer vorigen gab, durch ein solches gedankenloses Nachbeten geweihter heiliger Worte und Formeln, und durch solche auf die Einbildungskraft des Wilden so mächtig wirkende Versprechungen oder Drohungen im Namen einer allmächtigen, keine andere Götter neben sich duldenden, Gottheit, wie jene Heidenbekehrer bey ihren neuen Zöglingen gebrauchten. Daher machten sie auch, so erbärmlich übrigens ihre Vorträge waren, doch oft zum Erstaunen viele Proselyten, besonders wenn ihnen das Exempel angesehener Fürsten und Volksführer, oder reiche Belohnungen der Neubekehrten, oder bürgerliche, dem hartnäckigen Götzendiener gedrohte Strafen zu Hilfe kamen. Aber dann wird man sich doch nicht wundern dürfen, wenn so viele nach empfangener Taufe entweder bald wiederum zu ihren vorigen Götzen und in ihre alten heiligen Haine zurückkehrten, oder, welches noch öfters geschah, ihre vorige heidnische Gebräuche mit den neuen christlichen, — also Christum mit den alten Götzen — vereinigten und vermischten. In Italien selbst traf deswegen Mabillon noch römische Innschriften an, auf welchen die Dii Manes und der heilige Geist zugleich vorkamen. a) Nach-

a) S. Schmidts Geschichte der Deutschen. 2tes Buch. 12tes Kapitel. S. 279.

dem Bonifaz unsern deutschen Vorfahren das Opfern bey den Bäumen und in den heiligen Eichwäldern nach und nach abgewöhnt hatte, so glaubten sie nun, als Christen, die nämliche Opfer mit allen ihren heidnischen Gebräuchen seyn ihnen erlaubt, wenn solche nur in der Nähe von einer Kirche, oder zu Ehren eines Märtyrers oder eines andern Heiligen verrichtet würden. Aus dem Grunde wurden auch so viele abergläubische Gebräuche des Heidenthums, nur mit veränderten Namen, unter den Christen beybehaltn. Anstatt der Druiden traf man nun Pythonissen unter ihnen an. Anstatt aus dem Flug der Vögel oder aus den Eingeweiden der Thiere wahrzusagen, schlug man jetzt die Bibel oder das Evangelienbuch auf, um sich die Zukunft aus dem, was dem Aufschlagenden zuerst unter die Augen fiel, zu enthüllen. Denn das waren ihre sortes Sanctorum. Eine solche Proselytenmacherey war also im Grunde nichts anders, als — der Tausch eines Aberglaubens mit dem andern!

Auch ist es wohl ausser Zweifel, daß ein solches auf keine festen Vernunftgründe gebautes Werk der Schwärmerey, wie der damalige christliche Aberglaube war, durch keine andere Einrichtung, als durch ein solches hierarchisches System, wie zu Rom erbauet wurde, Festigkeit und Dauer erhalten konnte. Denn, wie hätten sonst jene Heidenbekehrer, wie hätte insonderheit unser heilige Bonifaz, ihrem in fremden Ländern aufgeführten Kirchengebäude Haltung und Festigkeit geben wollen, wenn sie nicht so viele Empfehlungsschreiben, Vollmachten, Befehle, sowohl von Rom aus, als auch von dem fränkischen Hofe her erhalten hätten; wenn sie nicht als Gesandte dessen, dem alle Reiche und Völker ihrem Vorgeben nach unterworfen werden sollten, hätten auftreten können; und wenn es nicht das eigene Interesse der von ihnen angeordneten Bischöffe erfodert hätte, die schon gepflanzten

Christengemeinen fortdauernd zu erhalten und ihr Kirchengebiet immer noch mehr zu erweitern? Aber dann muß man nur nicht vergessen, daß das, was durch sie gepredigt und eingeführt wurde, eigentlich nicht christliche Religion, sondern ein schon sehr entstellter häßlicher Aberglaube war; nur nicht vergessen, wie viel Zeit, Mühe und Kampf es nachher kostete, um jene alte dicke Nacht des Aberglaubens nur einigermassen wieder zu zerstreuen, und die von Rom aus uns angelegte Geistesfesseln zu zerbrechen. Und dann läßt sich erst noch die Frage aufwerfen, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn man unsere deutsche Vorfahren lieber noch einige Jahrhunderte in ihrem alten heidnischen Aberglauben gelassen und einstweilen nur einige Bekanntschaft mit den allerersten Elementen der Wissenschaften unter sie gebracht hätte? Folglich bleibt unserm armen Bonifaz, dessen Verdienste um Deutschland oft nur zu sehr erhoben werden, a) kein anderes Verdienst übrig, als dieses, daß er unsere deutsche Vorfahren mit dem Namen Gottes und Jesu, oder überhaupt mit der christlichen Religionsterminologie, ohne ihnen einen Sinn davon geben zu können, einigermassen bekannt machte, so daß doch ihren Nachkommen diese Worte nicht mehr ganz fremd waren; daß er Klöster stiftete, in welche sich nachher die Wissenschaften bey ihrem gänzlichen Verfall noch flüchten konnten, und daß er in Deutschland die Synodalanstalten einführte, wodurch der immer mehr zunehmenden Verschlimmerung des Klerus, mit Kriegführen, Jagen, Hundehalten, Spielen, Huren u. d. gl. doch einiger Einhalt gethan werden konnte. Und wir sind diesem sogenannten Apostel der Deutschen

a) Schmidt sagt in seiner Geschichte der Deutschen im 2ten Buch, 12ten Kapitel: Wir Deutsche seyn ihm unendlichen Dank schuldig!

keinen andern Dank schuldig, als den, welchen ein durch viele nachfolgende weisere Lehrer und Erzieher weiter ausgebildeter Philosoph seiner Amme schuldig ist, die ihn zuerst einige Wörter und Töne nachlallen lehrte, zugleich aber auch seinen Kopf mit vielen nachher schwer zu vertilgenden Mährchen und Vorurtheilen anfüllte.

§. XI.

Fernere Beurtheilung jener Heidenbekehrungen. Karl der Große braucht militairische Gewalt, um die Sachsen zu bekehren.

In den nachfolgenden Zeiten giengen zwar immer noch mehrere vom Heidenbekehrungseifer erfüllte Männer auch in die nördlichere Gegenden von Europa aus, um dem christlichen Aberglauben noch mehrere Bekenner zu gewinnen. Allein da sich das politische und kirchliche Interesse der Regenten und Bischöffe immer mehr mit diesem Bekehrungsgeschäfte verband, und dasselbe zuletzt in einen blos äusserlichen Bekenntnißzwang und Religionszeremoniel ausartete, ohne nur im Mindesten darauf zu sehen, ob dann die neubekehrte Völker auch andere bessere Religionsbegriffe, Gesinnungen und Meynungen angenommen hätten, oder nicht; so verliert sich das Interesse des pragmatischen Geschichtsforschers, der sonst den allmählichen Entwicklungen einer Volksumwandlung so gerne nachgeht, hier fast gänzlich aus der Kirchengeschichte, und man findet da fast nichts als ein trockenes Verzeichniß sehr vieler neuer Völker, die zum Christenthum bekehrt wurden; a) Heyrathsgeschichten fürstlicher

a) Nur in einer Anmerkung mögen die Namen der jetzt neubekehrten heidnischen Völker hier stehen: nämlich die Sachsen, die Dänen, Jüteländer, Schweden und Norweger, die

Personen, wodurch den Heidenbekehrern ihr Geschäft erleichtert wurde, oder Legenden von den Thaten, Wundern und Schicksalen jener Abentheurer, die auf Heidenbekehrungen ausgiengen, oder Erzählungen von neuen Klöstern und Bisthümern, die unter den neubekehrten Völkern angelegt wurden u. d. gl. Es sollen daher jetzt nur noch einige Bemerkungen und Urtheile über jene Bekehrungsgeschichte hier beygefügt werden, theils um die dabey angewandte Bekehrungsmethode, und theils den Erfolg derselben daraus zu erkennen.

Bey keinem Volke fand das Bekehrungsgeschäft jener Missionarien mehr Schwierigkeit, als bey den Sachsen. Nicht sowohl Liebe und Eifer für ihre alte Götzen, als vielmehr Liebe und Eifer zur Freyheit, und Abscheu vor dem so beschwerlichen Pfaffenjoch, insonderheit vor der so drückenden Zehntabgabe, die die neuen christlichen Priester ihnen aufbürden wollten, war es, was sie gegen das sogenannte Christenthum empörte. Alcuin, einer der angesehensten Hoftheologen Karls des Großen, hält ihm dieß in einem Brief an einen seiner Hofbedienten gerade heraus vor: „Wenn man den hartherzigen Sachsen, „sagt er, das angenehme Joch und die leichte Last Christi „eben so dringend predigte, als die Entrichtung der Zehn„ten und der gesetzmäßigen Strafen auch für die gering„sten Vergehungen von ihnen eingetrieben wird, so wür„den sie wohl die Taufe nicht so sehr verabscheuen. Möchte „es doch endlich einmal apostolische Lehrer des Glaubens,

---

Bulgaren, Böhmen, Mähren, die Sorben, Wenden, Slaven, Rußen, Polen, Ungarn und andere. Alle diese Völker sollen nach den Angaben der Kirchengeschichte zum christlichen Glauben bekehrt worden seyn. Und doch gewann die wahre Religion nicht einen Fuß breit Landes unter ihnen!

„Prediger und — nicht Beutemacher geben!“ a) Also Habsucht, Gierigkeit des fränkischen Klerus, dieß war das vornehmste Hinderniß, das die von der Liebe zu den Waffen und zur Freyheit begeisterten Sachsen von der Annahme der Taufe abschreckte. Dessen ungeachtet befahl Karl der Große, in der Ueberzeugung, daß es kein anderes Mittel gebe, dieses kriegerische Volk völlig zu unterjochen, als das neue christliche Priesterjoch, daß alle an der Weser und Elbe wohnende Sachsen, zu deren Bändigung ein dreyßig Jahre lang fortgesetzter Heereszug kaum hinreichend war, durch militärische Gewalt zur Annahme des Christenthums gezwungen werden sollten. Ja er gab sogar den äusserst harten und grausamen Befehl, daß ein jeder nicht getaufte Sachse, der sich verstecken würde, um nicht getauft zu werden, und ein Heyde bleiben wollte, hingerichtet werden sollte. So ließ er einmal im Grimm fünfthalb tausend Sachsen niedersäbeln; — er ließ sie, wie eine Heerde Vieh, in den Fluß hineintreiben, und im Namen der heiligen Dreyeinigkeit mit Wasser besprengen. Und nun — hießen sie Christen. Freylich war das nicht Religionsschwärmerey, was Karln den Großen zu einer solchen Dragonade bewog, auch erscheint zur Ehre des damaligen Klerus kein Bischof als Aufhetzer dazu. Aber desto schändlicher ist der Mißbrauch der Religion, die da dem politischen und kirchlichen Interesse des Kaisers und des Klerus zur Maske dienen mußte, um ihre beyderseitige Vergrößerungsabsichten durchzusetzen. Denn ohne das Christenthum, das heißt ohne das zahmmachende Joch der christlichen Pfaffenherrschaft hätte Karl der Große sich dieses immer wieder von neuem empörende Volk, die Sachsen, nie unter seiner beständigen Oberherrschaft erhalten können. Daher wurden immer da, wo die Siegesfahne des Christen-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XIX. S. 263.

thums zuerst unter einem Volke aufgepflanzt ward, sogleich auch neue Klöster und Bisthümer angelegt, und diese thaten dem Kaiser, wie Hr. geh. Rath Spittler sagt, a) eben die Dienste, als ein paar neu errichtete Statthalterschaften. Beede, der Kaiser und die Bischöffe arbeiteten da, einer für des andern Vortheil. Wenn der Kaiser mit Gewalt der Waffen seinen Länderumfang erweiterte, so mußte er zugleich auch den Kirchensprengel seiner Bischöffe erweitern, um seine neue Eroberungen zu sichern. Und dem Ehrgeiz, der Habsucht der letztern mußte es gar angemeßen seyn, wenn sie ihre geistliche Oberherrschaft und ihr Zehentrecht über mehrere neue Länder und Völker ausbreiten konnten. So wie das Schwerdt der weltlichen Fürsten den Nacken so vieler tausend Menschen und Völker unter den Hirtenstab der Bischöffe beugte, und sie ihrer vorgegebenen Seelensorge unterwarf; so machte hingegen das geistliche Schwerdt des Glaubens mit seinen gedrohten Bannflüchen und ewigen Höllenstrafen die Gemüther jener rohen Barbaren fein hübsch zahm und unterwürfig, so daß sie nachher gegen die so vereinigte geistliche und weltliche Macht nicht mehr zu rebelliren wagten.

§. XII.

Anschar, des Nordens Apostel, bekehrt die Jütländer, Dänen und Schweden.

Von Herrschsucht und Ehrgeiz freyer, aber eben so thätig und geschäftig in seinem Bekehrungseifer, wie Bonifacius, war der Apostel des Nordens, Ansgarius oder Anschar, ein Mönch von Corvey, der erste Erz-

a) Grundriß der Geschich. der christl. Kirche von L. T. Spittler. Göttingen 1782. S. 160, 161.

bischof von Hamburg, und dann auch von Bremen, ein Mann, dem besonders die nördliche Königreiche Dänemark und Schweden ihre erste Bekehrung vom heidnischen zum christlichen Aberglauben verdanken. Dieser Mann verdient besonders wegen seines etwas schwärmerischen Charakters hier noch einige Erwähnung. Schon als Knabe wollte er eine Erscheinung von der Jungfrau Maria gehabt haben, die ihn zu einer strengen Gottseligkeit ermahnte; in seinen reifern Jahren machte er sich die Einbildung, der Apostel Petrus und der Täufer Johannes hätten ihn auf drey Tage ins Fegfeuer gebracht, ihn aber nachher wiederum durch die herrlichsten Gesichte erquickt; ja Christus selbst sey ihm einmal erschienen, und habe ihm, nach einem vollständigen Bekenntniß aller je von ihm begangenen Sünden, dieselben sammt und sonders vergeben. Als er hierauf Vorsteher der Schule in dem neugestifteten Kloster Corvey an der Weser wurde, fühlte er sich durch einen innern göttlichen Beruf oder gar durch eine himmlische Erscheinung gedrungen, mit dem dänischen König Harald, der schon einige Neigung für das Christenthum von sich blicken ließ, als Heidenbekehrer unter die wilden Dänen und Jütländer fortzuziehen, ja er steckte auch noch einen andern Mönch dieses Klosters, Autbert, mit seinem Schwärmereifer so an, daß sich dieser ihm zum Gehilfen bey seinen frommen Abentheuern anbot. Allein mit vieler Mühe und unter beständigen Widerwärtigkeiten und Gefahren, die er von Seiten der Ueberfälle und Räubereyen der alten heidnischen Götzendiener zu befürchten hatte, konnte er es in vielen Jahren a) kaum so weit bringen, daß der von ihm gepflanzte Baum des christlichen Aberglaubens in den besagten Reichen ei-

a) Er reißte im Jahr 826 zuerst nach Dänemark, und starb im Jahr 865.

nige Wurzeln ſchlagen konnte. Sein Eifer immer nur recht viele Proſelyten zu machen war ſo groß, daß er zuweilen junge Knaben kaufte, oder Gefangene auslößte, blos um ſie zum Dienſte der Religion und der Kirche zu erziehen. Uebrigens legte er ſeinen alten, trüben, ſchwärmeriſchen Mönchsgeiſt nie ab; er trug z. B. ſtets ein härenes Hemd auf bloßem Leibe, zog ſich zuweilen mit einigen Geiſtlichen zu frommen Uebungen in eine einſame Zelle zurück, und pflegte in ſeinen jüngern Jahren Speiße und Trank blos nach einem beſtimmten Gewicht und Maas zu genießen. Dieſe Enthaltſamkeit hielt er für ein ſo nothwendiges Stück ſeiner Asketik, daß er ſie in ſeinem Alter, da ſeine Lebenserhaltung ein größeres Maas von Speißen erfoderte, durch mehreres Allmoſengeben, Beten u. d. gl. zu erſetzen ſuchte. Gerne hätte er ſein ganzes Leben unter lauter Trauern und Weinen zugebracht, — wahrſcheinlich war er alſo einer von jenen ängſtlich büßenden, und nach Gnaden ſtöhnenden Frömmlingen; — oft ſuchte er ſich recht gefliſſentlich in eine ſolche wehmüthige und weinerliche Gemüthsſtimmung zu verſetzen, doch konnte er es erſt im letzten Jahre ſeines Lebens dahin bringen, daß er weinen konnte, — ſo oft er nur wollte; welches er als eine von Gott erbetene Gnade anſah. Am meiſten aber betrübte er ſich darüber, daß ihn Gott nicht würdigte, die Krone eines Märtyrers davon zu tragen, die ihm Gott, wie er meynte, verheißen, aber ſeiner Sünden wegen wieder verweigert hätte. Darüber konnte er ſich ſo lange nicht beruhigen, bis ihn Gott ſelbſt durch eine vernehmliche in einer Entzückung gehörte Stimme tröſtete. Ueberhaupt ſollen ihm faſt alle ſeine Schickſale vorhergeſagt worden ſeyn; durch ſein Gebet und geweihtes Oel ſoll er unzählige Kranke geheilt haben; und was die Reliquien dieſes zum Heiligenrange erhobenen Heidenbekehrers nach ſeinem Tode noch für Wunder gewirkt ha-

ben, das wollen wir den heiligen Legenden zu erzählen überlassen.

Wie wenig aber die überzeugende Kraft seiner Volksvorträge die Einführung des Christenthums bey den Schweden befördert habe, das läßt sich daraus erkennen, weil da erst die Götter durch das Loos befragt werden mußten, ob die neue Religion in Schweden eingeführt werden dürfte oder nicht? Da nun das Loos für das Christenthum günstig ausfiel, und unter dem Volke eine aufrührerische Bewegung dagegen entstand, so trat ein angesehener Mann unter ihnen auf, und gab dem Könige und dem Volke den Rath: der Gott der Christen hätte sich in Seegefahren so wie in andern Nöthen schon als einen sehr mächtigen Gott bewiesen; da nun das Meer den Schweden durch Seeräuber so gefährlich worden sey, so könnten sie nichts Klügeres thun, als den angebotenen Beystand des Christengottes annehmen, um so mehr, da sie von ihren alten Göttern verlassen zu seyn schienen. Hierauf wurde einmüthig beschloßen, die Einführung des neuen christlichen Gottesdiensts in Schweden zu gestatten.

§. XIII.

Bekehrung der slavischen Völker, besonders der Rußen. Wie wenig das eigentliche Christenthum durch alle solche Heidenbekehrungen gewonnen habe.

Etwas vernünftiger giengen die Emißarien der griechischen Kirche Methodius und Cyrillus bey der Bekehrung der slavischen Völker zu Werke. Cyrillus machte wenigstens den Anfang ihrer Aufklärung damit, daß er eine Buchstabenschrift für sie erfand, die Bibel in ihre Sprache übertrug, und sie dadurch in den Stand setzte, aus den Urkunden der Religion selbst zu schöpfen.

Auch unter die Mähren und Böhmen brachten diese beede Männer schon etwas geläutertere und freyere Begriffe, als jene von Rom ausgehende Mißionarien. Aber wahrscheinlich arbeiteten ihre Nachfolger nicht auf diesem guten Wege fort.

Auch die Rußen waren Zöglinge von der Constantinopolisch griechischen Kirche. Sobald da einmal ihr Großfürst Wladimir durch seine Vermählung mit einer griechischen Prinzessin Anna bewogen ward, im Jahr 988, seinem alten heidnischen Götzendienste zu entsagen, und sich taufen zu lassen, so gieng diese Entschließung auch auf seine ihm blindlings gehorchenden Unterthanen über. Als er mit seiner neuen Gemahlin in der Hauptstadt Kiew anlangte, mußten sogleich alle Götzenbilder zerstört, zertrümmert werden. Das Bild des vornehmsten Gottes der Rußen, Perun ließ er einem Pferde an den Schweif binden, von zwölf Männern beschimpfen, prügeln und in den Dnieper stürzen: ein Anblick, der die Einwohner bis zu Thränen rührte. Hierauf wurde in der ganzen Stadt der Befehl ausgerufen: alle Einwohner sollten sich am folgenden Tage beym Flusse Potschaina einfinden, und sich da taufen lassen. Wer sich dessen weigern würde, sollte als ein gegen den Großfürsten Ungehorsamer behandelt werden. Schaaren von Tausenden erschienen daselbst; aber alle sagten, — es müße doch gut seyn, sonst würden es ihr Fürst und seine Bojaren, seine Hof- und Staatsminister, die ihnen an Einsicht weit überlegen wären, nicht befehlen. So verräth sich auch hierinn der Sklavensinn eines unter dem Drucke des Despotismus lebenden Volkes! Wenn diesem sein Despot irgend einen neuen Glauben, der seinem vorigen zuwider ist, aufzwingen will, so prüft, so untersucht es vorher nicht lange, sondern beugt seinen Nacken geduldig unter das neue Priesterjoch, und tröstet sich nur damit, das, was seine

Despo-

Despoten befehlen, — müsse doch gut seyn, weil sie mehr Einsicht hätten, als das Volk.

Uebrigens bestätiget sich das, was oben schon bey der Bekehrung deutscher Völker gesagt worden ist, auch hier auf das Vollkommenste. Ueberall, wo nur das Christenthum eingeführt wurde, da trat eben immer ein Aberglaube an die Stelle des andern. Sehr oft behielten die zum Christenthum bekehrten Völker neben den neuen christlichen Gebräuchen, die sie jetzt nachzuahmen lernten, auch noch lange ihre alten heidnischen Gewohnheiten bey, und vereinigten oder vermischten sie mit einander. So wurde in Norwegen der Becher des Gottes Thor nun dem neuangenommenen Schutzheiligen, dem heiligen Martin von Tours zu Ehren ausgetrunken. Bey dem Begräbnißmahle eines dänischen Königs trank sein Sohn und Nachfolger zuerst auf das Wohl seines Vaters; hierauf tranken alle, die zugegen waren, Heiden und Halbchristen aus großen Hörnern die Gesundheit Christi; hernach des Erzengels Michael, zuletzt that man auch Gelübde nach ächt heidnischer Weise. Gewiß, ein sauberer Gottesdienst! Wie viel vom Christenthum, oder wie es eigentlich geprediget worden, darüber lassen uns die Nachrichten, die man noch von den Bekehrungen jener finstern Jahrhunderte hat, ganz im Dunkeln. Ihre Verfasser setzen es als etwas ganz begreifliches voraus, daß man überall sehr geschwind mit den Ueberzeugungen der Heiden fertig geworden sey. Hingegen wissen sie desto mehr von Kirchen, Klöstern, Bisthümern, die jene Heidenbekehrer sogleich stifteten, und von den Wundern, die sie verrichtet haben sollen, zu erzählen. Durch die wenigen Gebets- und Glaubensformeln, die man die neubekehrten Völker auswendig lernen und nachbeten ließ, konnten, da sie ihnen entweder gar nicht oder erbärmlich genug erklärt wurden, schlechterdings keine andere als sehr verwirrte, höchst-

dunkle, ganz falsche und verkehrte Begriffe und Religionsvorstellungen erzeugt werden, die ihnen zu einem bessern Leben nicht nur nichts nützten, sondern sogar schadeten. Hingegen sah man das Gottesdienstliche Cerimoniel bey diesem neuen Aberglauben für die heiligste Religionsübung an, deren Vernachläßigung oder Uebertretung nur durch Geschenke an die heilige Kirche oder durch andere solche von Priestern auferlegte Büßungen vergütet werden konnte; daher wirkte selbst die Furcht vor dem Klerus nicht viel zum Besten der Sittlichkeit.— Zwar gab das Christenthum an manchen Orten einen sehr mächtigen Damm gegen den willkürlichen Mißbrauch des weltlichen Despotismus ab; aber eben diese Religion machte doch zuletzt die Gewalt des Klerus unwiderstehlicher, und überließ es ihm, welchen Preis oder Loskaufung er auf jede Sünde setzen wollte. Also konnte schlechterdings keine eigentliche aus Grundsätzen und Ueberzeugungen entstehende Beßerung weder in Hinsicht auf den Verstand, noch auch in Hinsicht auf das Herz und Leben der Menschen von solchen Heidenbekehrungen erwartet werden. Und es sind immer mehr gutmüthige als in der That selbst gegründete Vorstellungen, die man sich von der so kräftig heiligenden Wirksamkeit der christlichen Religion, auch noch in ihrer äussersten Entstellung macht, wenn so viele Geschichtschreiber immer noch von dem beßernden Einfluß derselben auf die Sitten jener neubekehrten Völker und Menschen reden. a)

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXI. 3ter Abschnitt S. 292 — 553.

Geſchichte
der
Religionsſchwärmereyen
in der chriſtlichen Kirche.

Des dritten Bandes zweyte Abtheilung.

Innhalt:

Verfall aller, auch theologiſcher Wiſſenſchaften; Einſchränkung des Vernunftgebrauchs; allgemeines Sitten-Verderben.

Digitized by Google

§. I.

K. Carl der Große erwirbt sich allerdings große Verdienste um Wiederbelebung der in Verfall gerathenen Wissenschaften. Eine Wolke von Gelehrten zu und nach seiner Zeit.

Wenn der menschliche Geist einmal durch Glaubenszwang so tief niedergedrückt, und so sklavisch an die Feßeln eines selbst über die Gedanken und Meinungen der Menschen unumschränkt gebietenden Hierarchen angekettet ist, daß er über die Dogmen seiner für untrüglich gehaltenen Väter nicht hinauszugehen wagt, o dann hält es sehr schwer, diese Feßeln wieder abzuwerfen, und sich von dem durch Schwärmerey geheiligten Blendwerke seines als göttliche Wahrheit ihm aufgebürdeten Glaubens frey zu machen; besonders, wenn diejenige, die selbst denken und die Rechte der Menschenvernunft mit Standhaftigkeit behaupten sollten, die Lehrer und Gelehrte, selbst nicht mehr frey denken, prüfen und urtheilen weder können noch mögen, sondern ihre und ihrer Zöglinge Menschenrechte gedankenlos und blindlings an die Herrschbegierde eines vorgegebenen Statthalters Gottes und Jesu Christi verrathen. —

Zwar gab sich der fränkische König und Kaiser Carl der Große alle Mühe, wieder ein neues Leben und neuen Eifer in die so gänzlich verfallenen Wissenschaften zu bringen. Er unterhielt nicht nur eine eigene Hofschule, um der so schimpflichen Unwissenheit zuerst unter den hö-

hern Ständen seines Volks einigermaßen abzuhelfen, und sodann auch die andern zu einer rühmlichen Nacheiferung im Studieren anzureizen; sondern er traf auch Vorkehrungen, daß die Bischöffe bey ihren Hauptkirchen die sogenannten Kathedralschulen, und die Aebte in ihren Klöstern Schulen anlegen mußten, worinnen junge Leute und Mönche in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, und zum Dienst der Kirche vorbereitet werden sollten. Der Ruhm seiner Hofschule und seine Anordnungen waren auch so wirksam, daß, nach dem Muster derselben, bald mehrere berühmte Schulen zu Fulda, zu Hirschau, zu Corvey, Prüm, Weißenburg, St. Gallen und Reichenau gebildet wurden. Er berief auch Sprachkundige und in andern Hinsichten gelehrte Männer von allen Orten her, wo nur immer welche zu finden waren, hauptsächlich aber aus Brittanien und Irland, wo sich die Liebe zu den Wissenschaften um diese Zeit hingeflüchtet zu haben schien; um durch sie die so unwißende Geistlichkeit, die Bischöffe, Priester, Mönche und dann auch andere zu Aemtern und Ehrenstellen bestimmte Männer zum weitern Nachforschen und Studieren zu ermuntern; er erzeigte den von ihm berufenen Gelehrten alle nur ersinnliche Ehre; er belohnte sie reichlich. Ja, da er selbst nicht nur Lust und Liebe zur Gelehrsamkeit, sondern auch einige, nicht zu verachtende gute Kenntniße besaß, so munterte er seinen Klerus und seine Hofleute durch sein eigenes gutes Beyspiel sowohl, als durch seine Anstalten dazu auf. Ja er übte sogar die Köpfe seiner Bischöffe durch allerley gelehrte Fragen, die er ihnen vorlegen ließ, und die sie ihm entweder mündlich oder schriftlich beantworten mußten. a)

---

a) S. Mosh. christl. Kirchengesch. Schlegl. Uebersetzung II. Th. S. 29 sq. §. 3, 4. besond. not. x.

Auch machten sich unter seiner und seiner Nachfolger wissenschaftlichen Pflege viele gelehrte Männer berühmt, die in ihrem so finstern Zeitalter doch immer noch einiges Licht verbreiteten. Die Geschichte nennt uns besonders einen Alcuin, Carls Lehrer, einen Engländer, den dieser ruhmwürdige Regent auf einer Reise nach Rom kennen lernte, und von dort aus in sein Reich berief, um in die dicke Nacht seiner Franken einiges Licht zu bringen; einen andern Engländer, den ehrwürdigen Beda; a) einen Paulinus von Aquileja; einen Eginhard, Carls des Großen geheimen Secretarius oder Kanzler, und Biographen; einen Paulus Diakonus, oder Paul Warnefrid, der auf Carls Befehl ein Homiliarium, oder eine Sammlung von Predigten aus den Kirchenvätern über alle Sonn- und Festtags Evangelien zusammenschrieb; einen Ambrosius Authpertus, der Gloßen über die Offenbahrung Johannis zusammenstoppelte; einen Theodulph von Orleans; — im neunten Jahrhundert einen Rabanus Maurus, Erzbischof zu Mainz, der als Gelehrter und als der allgemeine Lehrer der Deutschen und Franken billig oben an steht; einen Agobard aus Lion, der sich durch seinen Heldenkampf gegen den Aberglauben seiner Zeiten einigen Ruhm erwarb, den er aber durch seine Vertheidigung der Empörung Lothars gegen seinen Vater wieder schändlich befleckte; einen Claudius, Bischof von Turin, der auch auf die ehrenvolle Liste der Verfechter der gesunden Vernunft gegen den Aberglauben gesetzt zu werden verdient; einen Hilduin, Abt zu St. Denys; einen Freculph von Lisieux; einen Servatus Lupus; einen Drepanius Florus; einen Druthmar,

a) Beda gehört eigentlich in das siebente und achte Jahrhundert, dann er war A. 673 zu Durham in England gebohren, und starb A. 753.

der noch unter die beſſeren Exegeten des Evangeliſten Mat, thäus gehört; einen Gottſchalk, der ſich durch ſeine unglückliche Streitigkeiten über die Auguſtiniſche Gnade und Gnadenwahl bekannt gemacht hat; einen Paſchaſius Radbertus, der durch ſeine Klügeleyen über die Abendmalslehre in den Annalen der Kirchengeſchichte ſo berühmt geworden iſt; einen Ratramnus, Mönch zu Corvey, den den Gegner Radberts; einen Haymo, von Halberſtadt; einen Walafridus Strabo, Abt im Kloſter Reichenau; einen Hinkmar, Erzbiſchof zu Rheims; einen Johannes Erigena Scotus; und andere; a) lauter Männer, deren Gelehrſamkeitsruhm man freylich nicht nach dem Maaß der zu unſern Zeiten blühenden Gelehrſamkeit meſſen darf, die aber deſſen ungeachtet für ihre Zeiten immer noch große Gelehrte heißen mögen. Unter dieſer Wolke von Schriftſtellern und Gelehrten, die zum Theil vor und unter Carls des Großen Regierung, zum Theil bald nach ſeinen Zeiten lebten und den Ton der Welt angaben, ſollte man meynen, hätte doch der menſchliche Verſtand wiederum zu einiger Freyheit und Stärke gelangen können. — Aber wir werden bald ſehen, was für Hinderniſſe dieſer ſo guten Wirkung im Wege ſtanden.

§. II.

Hinderniſſe, die der Wiederaufnahme der Wiſſenſchaften im Wege ſtanden, a) von Seiten jener Gelehrten ſelbſt; b) von Seiten des geſammten Klerus.

Einmal, waren alle jene Männer, die jetzt zu und nach Carls des Großen Zeiten die Welt hätten erleuchten

a) Ihre Schriften und andere Lebensumſtände findet man in der Schlegliſchen Ueberſetzung der Mosheimiſchen Kirchengeſch., im achten und neunten Jahrhundert angezeigt.

sollen, einen einzigen, den Johannes Erigena Scotus, etwa noch ausgenommen, mehr gelehrte Compilatoren, Grammatiker, Wortkrämer und Sentenzenklauber, als — Philosophen und Selbstdenker; Männer, die der Welt zwar eben das wiederum vorsagten, was schon vor ihnen ihre Väter gesagt und geschrieben hatten; aber die durch die Zauberlaterne der Schwärmerey geblendet, nicht selbst darüber nachdachten, es nicht selbst beurtheilten oder prüften, ob und wie ferne jene väterliche Traditionen vernünftige, reine Wahrheit enthielten oder nicht; Männer, die größtentheils gar nicht durch das Studium der alten Griechen und Römer gebildet, ihre ganze Gelehrsamkeit blos aus den Schriften der ältern Kirchenväter geschöpft hatten, von denen sie nur zum einfältigen blinden Glauben, aber nicht zum Zweifeln an den wohlhergebrachten Lehrsätzen, nicht zu eigenen Untersuchungen darüber angeführt werden konnten. Nun wissen wir ja wohl, daß ein bloßes Wissen oder Nachbeten gewisser längst ausgemachter Lehrmeynungen und Lehrsätze, wenn nicht eigenes vernünftiges Prüfen und Philosophieren dazu kömmt, eben nicht viel Licht in die Köpfe der Menschen bringen könne; besonders wenn dann auch das wenige und seichte Philosophieren, das etwa noch damit verbunden wird, nur darauf berechnet ist, alles, was die Alten über Religion und Offenbarung sagten oder schrieben, wahr zu finden, und es nur mit neuen Sophistereyen zu bestätigen. Der größte Gelehrte kann bey all seinem vielen Wissen doch immer noch der mitleidenswürdigste Schwachkopf seyn und bleiben, wenn sein Geist einmal unter der Nebelkappe des düstern Fanatismus steckt, und wenn er es nicht wagt, über das alte geheiligte Religionssystem eine neue freyere und unpartheyische Untersuchung anzustellen. Wie hätte denn ein solcher elender Wörterkram, eine solche magere, dürre, seichte Afterphilosophie, wie die zu

Karls des Großen Zeiten war, die nicht einmal den geraden schlichten Menschenverstand recht brauchen, vielweniger die Schriften der Evangelisten und Apostel recht verstehen lehrte, den menschlichen Geist zum eigenen freyen Denken, Urtheilen und Schließen erheben können?

Hernach litt es nun freylich auch das Interesse des ganzen gesammten Klerus nicht mehr, daß der Laye frey denken, und die hierarchischen Anmaßungen des Priesterstands nebst den von der Kirche festgestellten Glaubensdogmen genauer untersuchen lernte. Denn das mußte ein jeder, auch noch so bigotter Priester und Bischof leicht fühlen, daß es für ihren Vortheil nicht räthlich wäre, viel Licht in die ihrem Fanatismus so günstige Nacht der Unwissenheit zu bringen, und daß ihr hierarchisches auf schwärmerische Usurpationen gebautes System, mit dem ganzen heillosen Unwesen ihres Aberglaubens, nicht wohl würde bestehen können, wenn es durch ein höheres Licht der Vernunft und Wahrheit sollte beleuchtet werden. Daher finden wir von der Zeit an, da jenes System sich zu erheben anfieng, diejenigen, die die Aufklärung des menschlichen Geistes am meisten hätten begünstigen sollen, die Lehrer der Religion, als Verfechter eines fanatischen Aberglaubens, immer im hitzigsten Kampfe mit der gesunden Vernunft, und mit allen denen, die zuweilen vernünftigere Vorstellungen und Begriffe an die Stelle jener abergläubischen unterschieben wollten. Daher finden wir zwar viele Gelehrte, wenigstens für ihre Zeiten hochgelehrte Männer, unter dem Klerus und in den Klöstern, aber wenige, sehr wenige, die es wagten, selbst zu denken, und jene schauervolle Mysterien des christlichen Aberglaubens, dieses Noli me tangere, dieses unverletzliche Heiligthum, woran niemand ungestraft rütteln durfte, einer neuen ruhigern und kaltblütigern Prüfung zu unterwerfen. Von Karln dem Großen mit neuer Thätigkeit

belebt, strebte der Geist des Menschen freylich sich von den ihm angelegten Fesseln der Barbarey und Unwissenheit loszuwinden. Allein, der Widerstand, den er jetzt noch von Seiten des unter der Nacht der Schwärmerey so mächtig gewordenen Klerus fand, war mächtiger, als alle seine Bestrebungen. Die zum Gehorsam gegen Gott und die Religion gerechnete Unterwürfigkeit unter das furchtbare Ansehen der über ihre Herrschaft so eifersüchtig wachenden Bischöffe verhinderte nicht allein alle Fortschritte der weitern Aufklärung, sondern beschleunigte auch einen baldigen neuen Verfall aller Wissenschaften.

§. III.

Hindernisse der Aufklärung auf Seiten Karls des Großen selbst. Etwas aus seinen Fragkapitularien.

Ueberdieß wurde Karl auch durch sein politisches Verhältniß, darinn er gegen die römischen und andere Bischöffe stand, verhindert, seine Aufklärungsversuche weiter zu treiben, als jene es gerne sahen. Denn wer war es, der ihm die Kaiserkrone zu Rom aufsetzte? Wer war es, der den Kronen, die er trug, den größten Glanz und ihm selbst die Würde und das Ansehen eines vom Statthalter Gottes auf Erden selbst eingesetzten Regenten ertheilte? Wen konnte er bey seinen Eroberungsentwürfen zur Unterjochung und Bezähmung der entferntern wilden Völker · der Frießen, der Sachsen, der Ungarn und anderer besser gebrauchen, als die Bischöffe und das über das Volk erlangte hohe Ansehen derselben? Da konnte, da durfte er also seine Aufklärungsversuche nicht bis zur Verminderung des bischöflichen Ansehens und der bischöflichen Macht und Gewalt, die ihm zur Erweiterung seines Reichs, und zur Erhöhung seiner eigenen Würde so dienlich war, forttreiben.

Auch war er selbst nicht so weit aufgeklärt, daß er den ganzen Zusammenhang des hierarchischen Systems und Aberglaubens, nebst allen den üblen Folgen, die für die Wissenschaften und für die Veredlung des menschlichen Geistes daraus entstehen mußten, hätte durchdringen und einsehen können. Zwar urtheilte er in den letzten Jahren seines Lebens schon ziemlich richtig über das gegenseitige Verhältniß der Kirche und des Staats, indem er in seinen Fragkapitularien, die er den zur Untersuchung des kirchlichen Zustandes bevollmächtigten Abgeordneten mitgab, die Fragen entschieden haben wollte: a) Wie weit die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Geistlichen und der Weltlichen giengen; in was für Fällen die Geistlichen die Weltlichen, und umgekehrt, in ihren Amtsverrichtungen hinderten; wie weit sich jene in die Angelegenheiten und Geschäfte von diesen mischen dürften; wie das Leben derer beschaffen seyn müße, die man Chorherrn und Mönche nannte? Er wollte einen genauen Unterricht von den Pflichten der Geistlichen haben; ob man sagen könne, daß derjenige die Welt verlassen hätte, der noch immer fortführe, seine Güter durch alle Art von Mitteln zu vermehren, bald durch Verheißungen des Paradieses, bald durch Androhungen der Hölle um unter dem Namen Gottes oder eines Heiligen, die Einfältigen zu bereden, daß sie sich zum Vortheil der Geistlichen und Mönche und zum Nachtheil ihrer eigenen rechtmäßigen Erben ihrer Güter beraubten? Ob das die Welt verlassen heiße, wenn man, um sich fremder Güter zu bemächtigen, sogar falsche Zeugen erkaufte? was man von denen denken solle, die unter dem Vorwand der Liebe gegen Gott und die heiligen Reliquien von einem zum andern brächten, daselbst neue Kirchen erbaueten, und den Gläubigen anlägen, ihre Güter an diesel-

a) Wahrscheinlich aber waren ihm auch diese Fragen von seinem Alcuin eingegeben.

ben zu verschenken? Was es für einen Nutzen habe, wenn Klosteraufseher mehr darauf dächten, viele, als gute Untergebene zu haben? warum man sie mehr anführte, gut zu singen und zu lesen, als gut zu leben? warum man so viel auf die Pracht und den Schmuck der Kirchen verwende, da doch der Schmuck der Tugend viel vorzüglicher und dem Sinn der christlichen Religion weit angemessener wäre? und so weiter. a) Nur Schade, daß Karl solche reine und helle Blicke nicht früher auf das Leben seiner Geistlichen und Bischöffe geworfen hatte, und daß er von diesen erst die Beantwortung solcher Fragen erwartete.

Auch in andern die Religionsgebräuche betreffenden Dingen scheint Karl schon viel heller als der größte Theil von den damaligen Bischöffen gesehen zu haben. So verbot er zum Beyspiel die Verehrung der Bilder; bestimmte die Anzahl der sich immer mehr vermehrenden Fest- und Feyertage; er untersagte die Glockentaufe; er wollte, daß die nackten mit Ketten und Eisen belasteten Herumstreicher, die sich für Büßende ausgaben, nicht geduldet werden; daß man den Psalter und das Evangelium nicht zum wahrsagen mißbrauchen sollte; und so ließ er noch andere, dem Aberglauben seiner Zeit manchen Abbruch thuende, Verordnungen ergehen.

§. IV.

Dem Kaiser Karln dem Großen fehlte es selbst an Aufklärung. Große Fehler, die er dabey begieng.

Aber bey alle dem war er doch lange nicht aufgeklärt und weise genug, um den immer mehrere Auswüchse

a) S. Cramers Fortsetzung der Boßuetischen Geschichte. 5ter Thl. 2ter Band, 2ter Abschn. S. 129.

gewinnenden Baum des römischen Aberglaubens an seinen tiefern Wurzeln anzugreifen, und ihm einen tödtlichen Stoß beyzubringen. Nach eines neuen Geschichtforschers sehr wahrscheinlich gemachten Vermuthungen a) war Karl der Große nichts anders, als das Sprachrohr seines Alcuins, und ein Mann, der aus eitler Ruhmbegierde eben auch den gelehrten Schnickschnack seiner sogenannten Hofphilosophen nachschwatzte. Alles, was ihm von gelehrten Schriften zugeschrieben wird, war sehr wahrscheinlich nichts anders, als das Werk der Gelehrten, die er an seinem Hofe hielt, und durch welche er sie verfertigen ließ. Seine oft so hochgerühmte Fürsorge für die Gelehrsamkeit; seine Verordnungen zur Anlegung neuer Schulen; seine Theilnahme an theologischen Streitigkeiten, und seine übrigen Verdienste um Religion und Gelehrsamkeit waren nichts anders, als die Früchte von dem, was ihm Alcuin an die Hand gegeben hatte. Und da dieser sein Anführer im Geiste jenes Zeitalters sehr religiös war, besonders die Reliquien sehr ehrte, so war es Karl der Große auch. Besonders war er auch den römischen Bischöffen, wie Alcuin, nur zu blindlings ergeben, und räumte ihnen, auf eine gewiß nicht sehr politische Art,

---

a) Joh. Ernst Christ. Schmidts Beyträge zur Kirchengeschichte des Mittelalters. 1ster Thl. 1796. S. 128. 137. flg. „Ein „Alcuin und andere sprachen ihm z. B. von gelehrten Sa„chen vor, und dies war genug für ihn, um auch gelehrt „seyn zu wollen. So ließ er sich nun in der Grammatik und „Rhetorik Unterricht geben. So hörte er gelehrte Untersu„chungen an, ob die Finsterniß ein Etwas oder ein Nichts „sey. So verglich er Handschriften der Evangelisten, und „beurtheilte Varianten. So arbeitete er, um noch schreiben „zu lernen, wozu aber seine Finger schlechterdings sich nicht „bequemen wollten.“ u. s. w.

zu viele Macht und Gewalt ein. Er bestätigte nicht nur die Schenkungen, die sein Vater Pipin an den heiligen Petersstul gemacht hatte, sondern vermehrte und erweiterte sie auch, ohne jemals einige kluge Eifersucht über die immer höher steigende Macht jener geistlichen Despoten zu Rom zu äußern, und zwar immer mit der andächtelnden frommen Miene, — pro mercede animae, oder zur Vergütung und Abbüßung seiner Sünden. Aus dem Grunde ward ihm auch noch der hohe Rang eines Heiligen bey der spätern Nachwelt zu Theil. Er gab, wie sein Vater, die alberne Verordnung, daß alle Kirchen seines weiten Gebiets ihr Ritual von Rom herholen, und in allen Stücken ihre gottesdienstliche Verhandlungen nach der römischen Leyer ableyern sollten. — Er begieng den wichtigen Fehler, daß er nicht auch die sogenannten Layen zum wissenschaftlichen Fleiß mehr aufmunterte, sondern dieses Feld den Priestern und Mönchen allein zu bauen überließ; und diese bauen es bekanntlich immer nur einseitig, nur zum Dienst und Vortheil ihrer Kirche oder zur Unterstützung ihres Aberglaubens.

Er bestätigte die schon vor ihm aufgekommene Gewohnheit, dem Volke bey seinen gottesdienstlichen Versammlungen nur gewisse Abschnitte aus der heiligen Schrift vorzulesen; ein Mißbrauch, wodurch die Christen niemalen recht in den ganzen Sinn und Innhalt aller einzelnen Bücher der heiligen Schrift eingeleitet werden können. Und da nur Wenige im Stande waren, diese Abschnitte — man nannte sie Evangelien und Episteln — dem Volke zu erklären, und zu seiner Erbauung anzuwenden, so ließ er durch einen seiner Hoftheologen, Paul Warnefrid ein Homiliarium, oder eine Sammlung von Homilien aus den Schriften der ältern Kirchenlehrer zusammen stoppeln, und seinen unwissenden Priestern in die Hände geben, damit sie dem armen Volke doch we-

nigstens etwas aus dem Worte Gottes vorgackern könnten. — Endlich ließ er auch Lebensbeschreibungen der Heiligen vom ersten Range in ein Buch zusammentragen, um so dem Volke ein schönes und erbauliches Exempelbuch in die Hände zu geben. So gut nun aber bey diesem allem seine Absicht seyn mochte, so konnte doch dadurch nichts weniger als wahre Aufklärung befördert werden. Denn, so wie durch eine solche Legendensammlung nur jene falschen Heiligkeitsbegriffe, die schon lange in die Kirchenmoral aufgenommen waren, weiter fortgepflanzt wurden, so konnte auch durch jene Perikopen und durch das daran gehängte Homilienbuch bey den Geistlichen nur Abneigung vor dem eigenen weitern Fortstudieren genährt und unterhalten werden. Denn, welcher faule Bauch mag gerne selbst eine Predigt ausarbeiten, wenn er in seiner kaiserlich privilegirten Reichspostill schon eine vor sich hat, die er nur, so gut er kann, ablesen darf? a) Auch seine so ganz soldatische Manier, die Sachsen zu bekehren, wovon oben schon geredet worden ist, mag wohl einen Beweiß von seiner fast unersättlichen Eroberungssucht, aber nicht von seinen geläuterten Einsichten in die Lehren des Christenthums, und wie solche fortzupflanzen seyn, abgeben.

§. V.

---

a) Bey diesem vom Kaiser Karln dem Großen für seine Zeiten veranstalteten Nothbehelf, müssen wohl jedem aufmerksamen Leser die vielen Noth- und Hilfssammlungen von Predigtentwürfen und Predigtmaterialien, die heutzutage in so vielen homiletischen Beyträgen und Predigermagazinen zu finden sind, einfallen. Nur ist dabey zu wünschen, daß die Trägheit so vieler ungeschickten und Geistesarmen Prediger, denen dadurch gedient seyn solle, nicht auch wie in jenen Zeiten zu sehr befördert werde.

§. V.

Die Art und Weise, wie die Wissenschaften im Mittelalter behandelt wurden.

Werfen wir aber einen Blick auf das Feld der Wissenschaften selbst hin, so wie es in der kaiserlichen Hofschule, auch in andern Kathedral- und Klosterschulen angebaut wurde, so werden wir noch mehr finden, wie wenig der menschliche Geist von einer solchen Methode, die Wissenschaften zu behandeln, Licht und Vortheil ziehen konnte. Einmal schränkten sie den ganzen Umfang ihrer Gelehrsamkeit blos auf sieben Hauptwissenschaften oder freye Künste ein, nämlich auf die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, — diese drey nannte man das Trivium; — dann kamen die Arithmetik, die Musik, die Geometrie, und die Astronomie; und diese begrif man unter dem gemeinschaftlichen Namen: Quadrivium. Diese sieben Künste bezeichnete man mit dem Gedächtnißverse:

Lingua, tropus, ratio, numerus, tonus, angulus, astra.

Diese machten den ganzen wissenschaftlichen Gesichtskreis aller von Karln und seinen Nachfolgern gebildeten Gelehrten, den ganzen Umfang ihrer Gelehrsamkeit, aus. Was jenseits desselben lag, das war und blieb ihnen terra incognita. Dagegen hatten sie bey ihnen auch den hohen Werth, daß sie glaubten, diese sieben Künste eröffneten jedem Leser den Weg, und richteten seinen Verstand zu allem so auf, daß er dadurch in den Stand gesetzt werde, die Schwierigkeiten aller ihm vorzulegenden Fragen aufzulösen. In den meisten Schulen wagten es die Lehrer nicht, ihre Schüler über das Trivium hinauszuführen. Wer noch dazu das Quadrivium studirte, der dünkte sich schon den höchsten Gipfel alles menschlichen

Wissens erreicht zu haben. Wer aber noch weiter fortstudieren, und ein Philosoph vom ersten Range werden wollte, der las die Schriften eines Augustins, eines Kassiodors und eines Böethius, die man für die größten und unübertrefbarsten Philosophen hielt.

Und wie wurden diese Wissenschaften behandelt oder vorgetragen? Ihre Grammatik war nichts anders, als eine magere und trockene Beschreibung von Buchstaben, Sylben und Wörtern, nebst ihren Eigenschaften und Veränderungen; ein dürres Gerippe von Nennwörtern, von ihren Geschlechtern und Deklinationen; von Zeitwörtern, und deren Conjugationen, von Vorwörtern, Zahlwörtern, Beywörtern, Zwischenwörtern, Bindwörtern, und von einigen Regeln, wonach sich jene in ihrer Verbindung und Zusammensetzung richten. Da war noch an keine Kritik, an keine philosophische Bearbeitung der Sprachlehre zu gedenken! Wie ihre Rhetorik beschaffen gewesen, das erkennt man am leichtesten daraus, daß sie die einzigen Muster eines schönen und beredten Vortrags, die griechischen und römischen Schriftsteller, kaum dem Namen nach kannten, noch viel weniger sie als Muster, woraus die Regeln der Beredsamkeit abzuziehen sind, lasen. Denn die Lehrer dieser Zeit waren noch immer mit dem Geiste der Andächteley eines schwachköpfigen Gregors des Großen behaftet, der vor dem Lesen heidnischer Schriften, als vor einem die Seele tödtenden Gifte, zurückbebte, und schon die erste aufsteigende Neigung darnach für eine Versuchung des bösen Geistes hielt. Ja selbst ein Alcuin, der als der Wiederhersteller der schönen Wissenschaften in diesen Zeiten erhoben worden, machte einem Mönche, den die Lust anwandelte, den Virgil zu lesen, große ernstliche Vorwürfe darüber, indem er zu ihm sagte: „Der Sohn ist entwi„chen, seitdem Virgil gekommen ist; wo der Herr woh-

„nen sollte, da nistet jetzt Marol.“ a) Man kann sich also vorstellen, was da für ein elender verdorbener Geschmack unter solchen barbarischen Rednern und Lehrern herrschen mußte! Ihre Dialektik aber war nicht sowohl eine Kunst, vernünftig und richtig zu denken, zu urtheilen und zu schließen, als vielmehr eine Kunst, den Verstand durch eine übel zusammenhängende Mannigfaltigkeit von metaphysischen oder ontologischen Kunstwörtern, Formeln und Spitzfindigkeiten zu verwirren. Und so war auch ihr Quadrivium beschaffen. Die Musik war blos eine Anleitung zum Kirchengesange, die nicht einmal bestimmte Regeln hatte. Die Arithmetik bestand in einer Sammlung der gemeinsten Lehren, von den Zahlen, und den verschiedenen Arten, sie zu vermehren oder zu vermindern, die mit dem, was sie aus der Astronomie von den Weltkörpern und Sternen wußten, kaum zu einer sichern Berechnung der kirchlichen Feyertage zureichte; gleichwie ihre Geometrie blos in einigen mangelhaften und eingeschränkten Begriffen von den in die Sinne fallenden körperlichen Eigenschaften der Ausdehnung, vom Punkte, von geraden und krummen Linien, von den Figuren, die daraus entstehen, vom Vierecke, von den Dreyecken, vom Zirkel, und von den Beschaffenheiten dieser Figuren bestand. b)

§. VI.

Die größten Gelehrten dieser Zeit sind zugleich sehr abergläubische Schwachköpfe, wie z. B. ein Beda, ein Johannes Damascenus, ein Alcuin, ein Rabanus Maurus.

Wie wenig aber eine solche armselige Gelehrsamkeit den Geist des Menschen aufhellen, und zum ei-

a) Cramers Fortsetzung der Bossuet. Gesch. des 5ten Thls. 2ten Band. S. 133.

b) S. Cramer am angef. Orte. S. 135.

genen Denken geschickt machen konnte, das sieht man an den berühmtesten Gelehrten und Lehrern dieser Zeit selbst. Ein Beda z. B. war gewiß einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, und dennoch blieb er bey all seiner Gelehrsamkeit, in Hinsicht auf Beurtheilung des Wahren und Guten, so schwach, so leichtgläubig, daß der alberne Glaube an Reliquien und Wunder, mithin auch an Heiligenverehrung, eine der vornehmsten Stützen an ihm fand. a) Solche Männer konnten vielleicht über alle andere Dinge sehr richtig urtheilen, nur da, wo es auf Frömmigkeit oder Glauben ankam, da steckte ihr Kopf sehr tief unter der geweihten Kaputze des Aberglaubens. Ein Johannes Damascenus nahm seiner weitläufigen Gelehrsamkeit ungeachtet dennoch die allerabergläubigsten Meynungen und Vorstellungen in Schutz; er vertheidigte nicht nur die Bilderverehrung mit den seichtesten und albernsten Sophismen, sondern er nannte auch die Reliquien der Heiligen — von Christo dargereichte Quellen, aus welchen vielerley Wohlthaten fließen. Von jener sagte er: b) „Wenn der Schöpfer und Herr aller „Dinge ein König der Könige, ein Herr der Herren, „und ein Gott der Götter genannt wird, so müssen auch „die Heiligen — Götter, Herren und Könige seyn, weil „sie über die Leidenschaften regieren und herrschen; weil „sie das göttliche Ebenbild unverfälscht bewahrt haben, „(denn das Bild des Königes heißt ebenfalls König;) „weil sie mit Gott aus freyem Vorsatze vereiniget sind; „ihn zum Bewohner aufgenommen haben; und dasjenige „aus Gnaden sind, was er von Natur ist.“ Und über die Wunderkraft der Heiligenreliquien urtheilte der schwa-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 126.
b) ibid. S. 305. flg.

che Mann also: „Wenn aus einem rauhen Felsen, und „aus dem Kinnbacken eines Esels, als Gott wollte, „Wasser hervorgequollen ist; warum sollte es unglaublich „seyn, daß aus den Ueberbleibseln der Märtyrer ein „wohlriechendes Oel fließe?“ Ohe!

Sogar ein Alcuin, der sonst über den Punkt der Bilderverehrung so aufgeklärt dachte, war doch auch vom Aberglauben, besonders von der Reliquiensucht, so sehr eingenommen, als irgend ein altes Weib seiner Zeit. Er erbat sich nicht nur vom Patriarchen Paulinus von Aquileja ein Stückchen vom lebendig machenden Kreutze Christi, oder von andern Reliquien, um sich damit gegen alle Arten von Unfällen zu schützen, sondern er besang auch die vom Beda erzählten Wunder, die durch Reliquien gewirkt worden seyn sollten, uud die Träumereyen vom Fegfeuer in besonders darüber verfertigten Gedichten. a) Das lächerlichste aber ist, daß alle solche Gelehrte, deren Gelehrsamkeit man aber ja nicht nach dem Maaßstab unserer Zeiten messen darf, einander mit vollen Backen Philosophen nannten, und diesen so ehrwürdigen Namen mit dem größten Rechte zu verdienen glaubten. So wurde Rabanus Maurus, Alcuins Schüler, Erzbischof zu Mainz und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, für einen sehr scharfsinnigen Philosophen gehalten, weil er eine aus andern Schriftstellern ausgezogene Sammlung von Erklärungen unzähliger Namen und Definitionen, theils theologischen, theils philosophischen Innhalts schrieb. b)

§. VII.

Eine Probe, wie Johannes Scotus philosophierte. Eine solche Philosophie konnte die Welt unmöglich aufklären.

Jedoch, der größte Philosoph und Selbstdenker

a) Schröckhs christ. Kirchengesch. Thl. XX. S. 129 und 188.
b) Ebendaselbst. Thl. XXI. S. 207.

dieſes Zeitalters, (des neunten Jahrhunders) war ohne Zweifel Johannes Erigena Scotus; und doch blieb auch Er nicht ganz frey vom Hang zur Myſtik a) und zu ſchwärmeriſchen Grübeleyen, ſo daß auch er ſein Zeitalter nicht wieder zu dem verlorenen Lichte zurückeführen konnte. Dieſer Schriftſteller bewies ſich inſonderheit durch ſein Buch de divisione naturae oder von der Eintheilung der Naturen als einen ſelbſtdenkenden Geiſt, der, ohne ſich zum ſklaviſchen Nachbeten zu erniedrigen, ſich vielmehr von den Feſſeln des Anſehens loszuwinden und ſeinen eigenen Weg in der Philoſophie zu bahnen ſtrebte, indem er ſchon ſeinen Ariſtoteles mit dem Plato, und die ariſtoteliſch-dialektiſche Theologie mit der platoniſch myſtiſchen zu vereinigen ſuchte. In dieſem Buche theilte er alle Dinge in vier verſchiedene Klaſſen ein, in ſolche, welche ſchaffen, ohne erſchaffen zu werden; in ſolche, welche erſchaffen werden und ſchaffen; — in ſolche, die erſchaffen werden, ohne zu ſchaffen, und endlich in ſolche, die weder erſchaffen werden, noch ſchaffen. Die letztere Gattung fällt, vermöge ihres Widerſpruchs, von ſelbſt weg, zur erſten rechnet er Gott, zur andern die göttlichen Ideen, und zur dritten die Geſchöpfe. „Nach „ſeiner Meynung hat Gott die urſprünglichen Urſachen „und Formen aller Dinge in ſeinem Sohne erſchaffen, „oder er iſt vielmehr in allen Dingen das Weſen, und „deswegen ihr Schöpfer. Er iſt blos, als ihre Urſache, „und in keinem Verſtande eher da, als ſie ſind. Die „Welt iſt deswegen in ihm, als in ihrer Urſache, ewig. „Alles iſt Gott, und Gott iſt alles; — (alſo der wahre „Pantheismus!) gleichwie in der Einheit alle Zahlen „gleichſam von Ewigkeit her enthalten ſind. Unter dem

---

a) Er überſetzte die Schriften des Pſeudo Dionys des Areopagiten.

„Nichts, woraus Gott alles erschaffen hat, versteht Eri„gena das unaussprechliche, unbegreifliche, unzugängliche „Licht der göttlichen Natur, das an sich selbst betrachtet, „oder durch sich selbst gedacht, weder war, noch ist, noch „seyn wird, ein Wesen, welches weder erschafft noch er„schaffen wird. Diese Natur wird nur dann in allen „Dingen gefunden, war in allen und wird in allen seyn, „wenn sie durch eine unaussprechliche Herabkunft in die „wirklichen Dinge auf vielerley Art sichtbar wird. Man kann „also sagen, daß Gott alle Dinge mache, und auch „selbst in allen Dingen gemacht werde. Nach der Auferstehung kehren alle Wesen in ihn zurücke, ruhen ewig „in ihren ursprünglichen Ursachen, und dann, wenn nichts „mehr ist, wird er alles in allem seyn. Ehe dieses alles „aber geschieht, wird die Strafe der bösen Geister mit ihrer „Bosheit aufhören; alle Kreaturen werden menschliche „Körper erhalten; die menschlichen Leiber aber werden „Seelen werden; alsdann wird alles in Gott zurücke flie„ßen, und gleichsam in diesem unermeßlichen Abgrunde „des Wesens Eins mit ihm seyn.“ a) Durch eine solche verworrene, von dem Lichtpfade der gesunden Vernunft gerade abführende, und von so vielen sehr scharfsinnigscheinenden, aber leeren Spitzfindigkeiten umwundene Philosophie konnte doch wohl die damalige im Finstern liegende Welt nicht erleuchtet werden? Daher nennt Hr. Prof. Schröckh diese Schrift des Johannes Scotus mit Recht „ein Werk voll von Funken eines philosophischen „Geistes, der sich freyer zu erheben sucht, den aber un„sichere Führer, schwankende Grundsätze, magere Spitz„findigkeiten, düstere Einbildungskraft, und Hang zur

a) S. Cramers Fortsetzung der Boßuetischen Geschichte. 5ter Thl. 2ter Band. S. 323.

„Mystik, wie zum Geheimnißvollen überhaupt, meisten„theils nur zu einem wilden Feuer erwärmen, aber sel„ten zur Belehrung für die Welt leuchten lassen.“ a)

Waren aber die größten Gelehrten dieser Zeit so wenig über das eigentliche wahre Bedürfniß des menschlichen Geistes aufgeklärt, daß sie es nicht einmal wagten, an dem mit einem heiligen Dunkel umzogenen Religions- und Kirchensystem nur einmal zu rütteln, daß sie vielmehr ganz ehrfurchtsvoll davor stille standen, und — anbeteten, wie hätte dann Licht unter den übrigen großen Haufen der Nichtgelehrten kommen können? War die ganze armselige Gelehrsamkeit, die man jetzt kannte, so mager, so dürr und unfruchtbar, daß sie immer nur an der Schaale todter Buchstaben, Sylben, Wörter und Namen nagte, aber nicht bis auf den Kern, Sinn und Geist hindurchzudringen vermochte, wie hätte denn die dicke Nacht des fanatischen Aberglaubens, die jetzt auf Europa lag, aufgehellt, vertrieben; wie hätte die geweihte Zauberbinde, die der Fanatismus dem menschlichen Geiste um die Augen gebunden hatte, gelößt und weggerückt werden können? Der buntgelehrte sophistische Wirrwarr, den jene sogenannten Philosophen — denn so nannte man damals alle diejenigen, die nur ein wenig lesen, schreiben und singen konnten, und noch mehr diejenigen, die mit der Augustinischen Dialektik nicht ganz unbekannt waren, — zur Unterstützung der römischen Dogmatik und Glaubensherrschaft anwandten, mußte vielmehr die Zauberkraft jenes Schwärmertrugs immer mehr verstärken. Was half denn aber all das gelehrte Zeug, wenn man es nicht verstehen, oder im gemeinen Leben nicht anwenden, oder zur Aufklärung des gemeinen Menschenverstands nicht ge-

---

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXI. S. 214.

brauchen konnte; wenn man es vielmehr blos dazu gebrauchte, dem hergebrachten Kirchenglauben und Kirchenceremoniel den Schein einer recht tiefen Weisheit zu geben?

§. VIII.

Einige schwache Bemühungen, welche die nachfolgenden Kaiser und Könige zur Wiederbelebung der Wissenschaften anwandten.

Jedoch auch die sehr eingeschränkte und dürftige Gelehrsamkeit, die zu Karls des Großen Zeiten in etwas aufzuleben anfieng, gerieth bald nach seinen Zeiten wiederum in einen neuen Todesschlummer, und zuletzt in einen so gänzlichen Verfall, daß selbst Priester und Mönche, die doch die einzigen Besitzer des litterarischen Feldes waren, weiter nichts mehr lernten, als was sie zum Herlesen oder Herstottern ihrer Meßen und Litaneyen zur höchsten Noth noch brauchten. Zwar blühete unter dem Kaiser Ludwig dem Frommen seines Vaters Karls Hofschule noch fort; auch wurden viele Klöster und Klosterschulen von ihm entweder wieder hergestellt oder neu gestiftet, in welchen das sogenannte Trivium und etwas vom Quadrivium getrieben wurde. Er selbst verstand nicht nur griechisch und lateinisch, sondern wußte auch die heilige Schrift, nach ihrem angeblich geistlichen oder mystischen Sinne, wie auch nach der sogenannten Anagoge, so künstlich auszulegen, als irgend ein Schriftgelehrter seiner Zeit. Er brachte daher auch als Kaiser mit dem Lesen derselben, mit Singen und Beten in der Kirche, täglich viele Zeit zu. Sein Sohn, der Kaiser Lothar, stiftete in Italien, wo die Gelehrsamkeit seiner Zeit fast gänzlich zu Boden lag, in neun berühmten Städten, zu Pavia, Ivrea, Turin, Cremona, Florenz, Fermo, Verona, Vicenza, und Cividat del Friuli, Schulen, in welchen Lehrer der Kunst (artem docentes) vermuthlich Sprachlehrer angestellt

wurden. Auch der andere Sohn Ludwigs, Kaiser Karl der Kahle bewieß sich als einen großen Freund und Gönner der Gelehrten; von allen Orten her berief er Männer an seinen Hof, die sich den Ruhm der Gelehrsamkeit erworben hatten; er vermehrte, ehrte und belohnte alle Schulen, besonders auch seine noch bestehende Hofschule.

In England fand der König Alfred der Große a) seine Unterthanen, durch die vorhergegangenen Verheerungen der Dänen, in die tiefste Unwissenheit und Barbarey versunken. Die Klöster, welche noch die einzigen Wohnungen der Gelehrsamkeit in jenen Zeiten gewesen, waren zerstört, die Mönche niedergemetzelt oder zerstreut, ihre Büchersammlungen verbrannt. An der südlichen Seite der Themse fand er keinen einzigen Geistlichen, der auch nur eine Stelle in der lateinischen Bibel hätte erklären können, und im nördlichen Theil von England waren wenige, die es in der Litteratur auch nur so weit gebracht hätten. Dieser Regent mußte also in seinem Reiche einen ganz neuen Grund für den Bau der Wissenschaften legen; er berief von allen Seiten her gelehrte Männer, welche er zu Lehrern seiner Nation gebrauchen konnte; mit Hilfe derselben errichtete er Schulen, zu deren Unterhaltung er einen bestimmten Theil seiner Einkünfte anwieß; er gab keinem weder in der Kirche noch im Staate ein Amt, wenn er nicht wenigstens einige Fortschritte in gelehrten Kenntnissen gemacht hatte; er war auch, wo nicht der Stifter, doch der Wiederhersteller der Universität Oxford, die er mit vielen Privilegien, Einkünften und Freyheiten beschenkte. Dafür hatte er aber auch das Vergnügen noch vor seinem Tode die beträchtlichen Fortschritte zu bemerken, die die Gelehrsamkeit unter seinem Schutze ge-

a) Er kam im J. 872. auf den englischen Thron.

macht hatte. Zu dieser neuen Belebung der Wissenschaften trug aber auch das Beyspiel Alfreds selbsten sehr viel bey, der ungeachtet seiner vielen politischen und kriegerischen Geschäfte und Thaten von jedem Tage den dritten Theil dem Studieren und den Andachtsübungen widmete, a) und es darinnen so weit brächte, daß er nicht nur die Fabeln des Aesops, den Böethius vom philosophischen Troste, die Kirchengeschichte des Beda, Gregors des Großen Buch von der Sorge eines geistlichen Hirten und andere ältere Schriften ins Angelsächsische übersetzte, sondern auch in dieser Sprache Gedichte schrieb, in welchen er die Sittenlehre in Lobreden, Gleichnissen, Geschichten und Sinnsprüchen einkleidete.

§. IX.

Die Wissenschaften gerathen in einen gänzlichen Verfall. Nur die Mönche erwerben sich noch einiges Verdienst mit dem Abschreiben alter Autoren.

Allein diese Aufmunterung der Wissenschaften hörte von Seiten der so schwachen Carolingischen Fürsten und anderer Regenten bald auf. Die allermeisten abendländischen Kaiser, Könige und Fürsten, — denn unter den griechischen Kaisern thaten sich hierinn noch mehrere hervor, — hatten jetzt keine Lust mehr zum Studieren; viele

a) Bey dem damaligen Mangel an Uhren theilte er nämlich jeden Tag durch Lichter von gleicher Länge, die er in Laternen stellte, in drey gleiche Theile ab. Den einen widmete er dem Schlaf, und der Erholung durch Speise, Trank und Leibesbewegung, den andern der Ausfertigung seiner Staatsgeschäfte, und den dritten dem Studieren und der Andacht. S. Dav. Hume's Esqu. History of England Vol. . Cadell. MDCCLXVII. Chap. II. S. 101. flg. und Schröckhs Kirchengesch. Thl. XXI. S. 120. flg.

bestiegen den Thron, ohne noch lesen und schreiben gelernt zu haben, so daß sie oft ihre eigene Namen nicht einmal unterzeichnen konnten. Diese Herren hatten jetzt zu viel andere politische und kriegerische Händel, als daß sie sich mit Buchstaben, Sylben und Wörtern viel hätten abgeben können. Ueberdies waren sie und andere damals lebende Menschen von dem Vorurtheil eingenommen, als ob das Erlernen der Wissenschaften nur allein und ausschließend für den Klerus nöthig wäre, ein Vorurtheil, das die der gesunden Vernunft so abholde Pfaffen und Mönche, die ihr schwärmerisches Unwesen so gerne im Dunkeln treiben, gewiß nicht zu widerlegen suchten, das sie vielmehr gestissentlich zu unterhalten bemüht waren, damit sie allein die Depositärs und Bewahrer des Lichts, das etwa noch in den Büchern der Alten übrig und versteckt seyn möchte, blieben. — Auch fügten die Normänner und Hunnen durch ihre Verheerungen und Einfälle, die sie hier und dort in Frankreich und Deutschland machten, den Wissenschaften großen Schaden zu, indem sie so manche Kirche und so manches Kloster mit seiner Schule und Büchersammlung zerstörten. Zu Rom herrschten die allerabscheulichsten Ungeheuer von Päpsten; dadurch gerieth die alte Kirchenzucht überall in Verfall und Verachtung. Die Bischöffe, Priester und Mönche wurden immer reicher, fetter und mächtiger, und wie hätten sie dann, bey so gemästeten Bäuchen gerne studieren und die Köpfe zerbrechen mögen? Und auf Seiten des Volks wurde ja wirklich zur Religiosität nicht die mindeste Erkenntniß ihres Glaubens und ihrer Pflichten erfodert, sondern blos eine ganz dumme und gedankenlose Abwartung des gottesdienstlichen Religionsceremoniels. Wozu hätte man denn auch nur eine populäre Volkstheologie oder Volksmoral nöthig gehabt?

Ein Glück für die Erhaltung der Wissenschaften war

dieſes, daß viele Schriften der ältern römiſchen und griechiſchen Schriftſteller noch in den Klöſtern und bey Stiftsſchulen erhalten und aufbewahrt wurden; und daß hie oder dort noch ein frommer Mönch huckte, der ſich ſeine Langeweile mit Bücherabſchreiben verkürzte. Denn damit erwarben ſich dieſe Zellenbewohner allerdings um die Nachwelt ein nicht geringes Verdienſt. Allein für ſich ſelbſt und für ihre eigene Zeiten verſchafften ſie damit nicht im mindeſten mehr Licht; denn das, was ſie abſchrieben, verſtanden ſie größtentheils gar nicht, wie konnte alſo der Geiſt der alten Römer und Griechen auf ſie übergehen? Hernach fiel die Wahl ihrer den römiſchen Autoren abholden Aebte, die ihnen Bücher zum abſchreiben gaben, meiſtens auch nur auf Schriften, woraus kein helleres Licht zu ſchöpfen war, auf Ritualia, Pönitenzbücher, Homiliarien, Antiphonarien und andere zur Liturgie und Kirchenverfaſſung gehörige Bücher. Ja ein manches zu einer gründlichen Erkenntniß und Gelehrſamkeit nützliche Werk des Alterthums wurde von ihnen ſogar vernichtet, indem ſie zuweilen, bey entſtehendem Mangel an Aegyptiſchem Papier, die auf Pergament geſchriebenen älteren Schriften rein abſchabten, um ihre Meßritualien darauf ſudeln zu können. Damit war alſo den Wiſſenſchaften nur wenig und der wahren Religion gar nichts gedient. Denn von dem, was wir jetzt chriſtliche Lehre nennen, eine Lehre, die doch immer wenigſtens einige Bildung der menſchlichen Vernunft vorausſetzt, konnte in jenen Zeiten, wenn man die für die damaligen Geiſtlichen ganz verſchloſſenen Manuſcripte, Codices und Verſionen der heiligen Schriften ausnimmt, nicht ein Schatten, nicht eine Spur mehr übrig ſeyn.

§. X.

Wie sehr die Barbarey und Unwissenheit, besonders im 10ten Jahrhundert, überhand genommen habe.

Daher entstand denn auch im zehnten Jahrhundert eine solche Barbarey und Unwissenheit unter den Geistlichen und Layen, daß man diesem Jahrhunderte, nach allen den Ehrenrettungen, womit ein Leibniz und ein Semler es vertheidigten, doch wohl kein so großes Unrecht thut, wenn man es das eiserne nennt. Unter den Layen konnte niemand weder lesen noch schreiben. Die meisten Verträge wurden daher nur durch mündliche Abrede in Gegenwart eines Bischofs oder Abts, der sie bestätigen mußte, getroffen. Die Geistlichen und Mönche konnten zwar noch ein wenig, wiewohl schlecht und erbärmlich genug, lesen; denn dies mußten sie lernen, blos um ihre Kirchenlitaneyen noch taliter qualiter herstottern zu können; aber das, was sie lasen, zu verstehen, daran war bey den meisten gar nicht zu gedenken. Dahermußten schon im neunten Jahrhunderte verschiedene Synoden die Verordnungen ergehen lassen, „ein jeder Bischof solle einen geschickten Mann bey sich halten, der die Pfarrer seiner Gemeinen im wahren Glauben und dessen Vortrage, nach den Begriffen der Kirchenväter unterrichten könnte.“ „Ueber die Schulen, in welchen göttliche und menschliche Gelehrsamkeit, auch der Kirchengesang, (der vermuthlich zur göttlichen Gelehrsamkeit gerechnet wurde), gelehrt würde, soll von den Bischöffen etwas ausgemacht werden, weil aus deren Vernachläßigung in den meisten Gemeinen Unwissenheit im Glauben und in allen andern Kenntnissen entstanden sey.“ „Man soll die Fürsten bitten, und alle Bischöffe ermahnen, überall, wo sie tüchtige Lehrer fänden, für beyderley Gelehrsamkeit öffentliche Schulen zu stiften, indem man

beynahe keine Spur mehr antreffe, daß jemand die Schrift verstände.“ a) Unter den Bischöffen waren viele, die, weil auf ihren Kirchengütern die Verbindlichkeit, mit in den Krieg zu ziehen, haftete, mehr gute Soldaten und Jäger, als Lehrer oder Gelehrte waren, und welche sich mehr auf das Fressen, Saufen, Spielen und Huren legten, als auf das Studieren und Psalmodieren. Und nach der höhern Geistlichkeit bildete sich nun auch der niedrige Klerus. Denn da weiß die Geschichte auch nicht einen einzigen zu nennen, der dem Volke nur einige gesunden Begriffe von der Religion beyzubringen gewußt hätte. Ja, aus des Bischofs Ratherius von Verona Synodico ersieht man, daß viele vom niedern Klerus nicht einmal das sogenannte apostolische Symbolum mehr hersagen konnten, weswegen er für nöthig hielt, zu verordnen, daß sie wenigstens die drey allgemeinen Glaubensbekenntnisse herzusagen wissen sollten; daß ein jeder, um den gemeinen Mann doch auch ein wenig unterrichten zu können, eine Erklärung des Vaterunsers besitzen, und die bey der Meße, bey der Taufe, bey der Kirchenbuße und letzten Oelung gebräuchliche Formeln wenigstens lesen können sollten. b) Ein offenbarer Beweiß, daß man auch dem bloßen ganz gedankenlosen Herlesen jener Formularien eine eigentlich magische Erbauungskraft zuschrieb!

Im J. 816 wurde zu Rheims ein Erzbischof gewählt, der kein Wort aus dem Evangelio erklären, ja es kaum lesen konnte. Zum Glücke aber wurde er noch abgewiesen. Auf einer Synode zu Aachen im J. 836. wurde vorgeschrieben, was ein Bischof alles wissen solle. Er soll nämlich zuerst den rechten Glauben (credulitatem)

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXI. S. 138.

b) S. Cramers Fortsetzung der Boßuetischen Geschichte. 5ter Thl. 2ter Band, 2ter Abschnitt. S. 188. flg.

von der heiligen Dreyeinigkeit wissen, sodann soll er auch die Fertigkeit besitzen, aus der heiligen Schrift die allgemein heilsamen Wahrheiten geschickt vorzutragen. a) Eine schwere Aufgabe für die damaligen Zeiten! Wenn ein Bischof examinirt wurde, so mußte er erstlich ein Hauptstück aus der Pastoralregel Gregors des Großen, sodann einen Abschnitt aus einer Sammlung von Kirchengesetzen herlesen; hierauf wurde er befragt, ob er es verstehe, und ob er sich in seiner Lehre und in seinem Leben darnach richten wolle? welches er ohne Zweifel bejahete. Endlich mußte er noch ein Glaubensbekenntniß, welches er vorgelesen, unterschreiben und seinem Erzbischof übergeben. Also kam bey einem solchen Examen eben alles darauf an, ob der zu wählende Bischof noch ein wenig erträglich lesen konnte. An exegetische, homiletische, katechetische, und die Pastoralklugheit betreffende Fragen war da gar nicht zu gedenken!

Der ganze damalige Adel machte sich aus der Verachtung der Wissenschaften eine Ehre; ausgenommen, wenn etwa ein junges Herrchen zu einer von den ersten und fettesten Kirchenpfründen bestimmt wurde, dann mußte es sich freylich auch gefallen lassen, zur höchsten Noth ein wenig buchstabieren und lesen zu lernen. Viele wurden in ihrer Kindheit schon zu Bischöffen ernannt; und viele hatten kaum einen Begriff davon, was ein Bischof wissen und thun sollte.

§. XI.

Die scheußlichen Wirkungen des finstern Aberglaubens, in Hinsicht auf die Beängstigung der Menschen.

Unter dieser so dunkeln und tiefen Nacht der allgemeinen

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 478.

meinen Unwissenheit, die durch die Zaubermacht der Schwärmerey fast über ganz Europa hergezogen war, wurde der menschliche Verstand auch so sehr niedergedrückt, geschwächt, gelähmt und von allem eigenen Nachdenken entwöhnt, daß es schien, als ob die Menschen wie Herr Cramer sagt, a) gar nicht mehr denken könnten. Man konnte ihnen alles, was man nur immer wollte, als glaubwürdig aufbinden, wenn es auch noch so ungereimt und widersinnisch war; sie nahmen es ganz einfältig an, und glaubten es so treuherzig, daß ihnen gar kein Zweifel daran in den Sinn kam, besonders wenn es ihnen von Priestern oder Mönchen aufgebunden wurde. Der große Haufe war so mitleidenswürdig dumm und unwissend, daß sie sich Gott nicht anders, denn als einen auf einem goldenen Throne sitzenden König, mit menschlichen Gliedmaßen, vorstellten, und die Engel, als seine Diener, mit weissen Kleidern und Flügeln versahen. Wegen des unter allen Ständen der Menschen herrschenden Sittenverderbens erwartete jedermann die Geburt des Antichristis, der aus dem Stamme Dan herstammen und der Sohn eines Bischofs und einer Nonne seyn sollte. Die Genealogie eines Heiligen, Namens Fronto, wurde von einem Legendendichter bis zum Geschlechte Juda zurück geführt und vorgegeben, er sey einer von den siebenzig Jüngern Jesu gewesen. Ein Bischof zu Bourges, Ursicin, gab ebenfalls von sich vor, er sey einer von diesen Jüngern gewesen, und habe während des Abendmahls das Amt eines Vorlesers gehabt. b) Mit solchen Lügen konnte man in diesem Zeitalter leicht Glauben und Beyfall finden.

— In keinem Stücke aber äußerten sich die schädlichen

a) Am erstangeführten Orte S. 227.

b) S. Cramer am erst angef. Orte. S. 182. flg.

Wirkungen dieser so barbarischen Unwissenheit des zehnten und eilften Jahrhunderts mehr als in den abergläubischen Schrecknissen, die ganz natürlich aus der Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Natur entspringen. Denn da konnte keine Sonnenfinsterniß, kein Comet, keine ungewöhnliche Erscheinung in der Luft, oder an menschlichen und thierischen Körpern entstehen, die sich der Aberglaube dieser Zeiten, von schwärmerischen Pfaffen geleitet, nicht als ein Zeichen des göttlichen Zorns, oder als Vorbedeutungen zukünftiger schrecklicher Begebenheiten und Landplagen vorgestellt und ausgelegt hätte. Man brauchte nicht einmal seine gesunden Sinne, — denn an Naturkunde war gar nicht zu gedenken, — um nur einige Beobachtungen und Erfahrungen anzustellen, und die nächsten Ursachen natürlicher Erscheinungen zu entdecken. Eine Sonnenfinsterniß konnte unter dem Kriegsheere des Kaisers Otto des ersten eine so greuliche Verwirrung und ein so panisches Schrecken verursachen, daß die ganze Armee vor Furcht, das Ende der Welt sey nahe, auseinander lief, sich zerstreute und nicht eher wieder zusammen gebracht werden konnte, als bis die Sonne wiederum ihren vorigen Glanz erhielt. — Die Schicksale der Menschen glaubte man am unfehlbarsten aus dem Laufe oder aus der Stellung der Gestirne erkennen und voraussagen zu können. Daher hielten sich große Herrn nun, von den Zeiten Kaiser Ludwigs des Frommen an, ihre besondern Hofastrologen. — Der Papst Stephan V. gebrauchte gegen die Heuschrecken, die unter seiner Regierung großen Schaden anrichteten, den Kirchenbann und das Weihwasser, und kein Mensch zweifelte an der guten Wirkung dieser Zaubermittel. — Von den Einwirkungen böser Geister auf unsere Atmosphäre hatten die armen Leute die Köpfe so voll, daß man insgemein glaubte, es gebe gewisse Wettermacher

(Tempestarii), welche Donner und Hagelwetter erregen und hinleiten könnten, wo sie hin wollten. Dagegen hatte der Aberglaube auch gewisse andere Betrüger aufgestellt, welche vorgaben, das Wetter abwenden zu können, die man deswegen Defensores oder Beschützer nannte. Diesen gaben viele etwas gewisses vom Ertrag ihrer Feldgüter, um durch sie vor Hagel und Wetterschlag geschützt zu bleiben. Ja, ein gewisser Erzbischof zu Lyon, Agobard, der dem Aberglauben seiner Zeit eben nicht sehr hold war, erzählt uns, es habe sehr viele Leute gegeben, die so albern und unsinnig waren, zu behaupten, daß es ein gewisses unbekanntes Land, mit Namen Magonia, gebe, aus welchem Schiffe in den Wolken ankämen, welche die durch Hagel und Ungewitter verderbten Feldfrüchte sogleich auflüden und in dieses Land zurücke brächten, in demdiese Luftschiffer mit jenen Wettermachern in Verbindung ständen, und durch gewisse Geschenke das Getraide an sich erhandelten. Eben derselbe erzählt auch, daß er selbst vier Menschen, dreyen Männern und einem Weibe das Leben gerettet hätte, welche das Volk durchaus steinigen wollte, weil es dieselben für Leute hielt, die bey einem Donnerwetter aus ihren Luftschiffen herab auf die Erde gefallen wären. a)

Ja, wer sich noch ein wenig über den dazumal gemeinen Schlag von sogenannten Gelehrten und Philosophen erhob, den hielt man sogar für einen Zauberer oder Tausendkünstler. Man konnte es nicht begreifen, wie der Mensch, der alle andere an Einsichten übertraf, dieselben anders als durch irgend eine dämonische oder teuflische Einflüsterung hätte erlangen können. So ergieng es dem für seine Zeit sehr gelehrten Gerbert von Rheims, der

a) S. Schmidts Geschichte der Deutschen 3ter Band. Seite 185. 3tes Buch 8tes Kapitel.

nachher unter dem Namen Silvesters II. Papst wurde, und zu Anfang des eilften Jahrhunderts starb. Dieser hatte sich unter den Arabern in Spanien, die zu der Zeit noch die größten Gelehrten unter sich hatten, einen solchen Schatz von tiefsinnigen oder tiefsinnigscheinenden, besonders mathematischen Kenntnissen gesammelt, daß die Dummheit seiner Zeitgenossen es gar nicht begreifen konnte, wie er dazu gekommen, — und daß sie ihn deswegen eines geheimen Bündnisses mit dem Teufel beschuldigten, der ihm solche noch nie gesehene Zauberfiguren, als er ihnen vormahlte, gezeigt haben müßte.

Bey Menschen, die von Schrecknissen des Aberglaubens im Geiste so abgestumpft waren, konnte daher natürlicher Weise ein jeder Unglücksprophet die heftigsten Erschütterungen von Angst, Furcht und Schrecken vor den Dingen, die da kommen sollten, erregen. a) So verbreitete sich aus einer mißverstandenen Stelle der Apokalypse, die schon zu so vielen Gottes ewige Vatergüte verlästernden Zorn- und Unglücksprophezeihungen Anlaß geben mußte, im zehnten Jahrhundert mit einemmale unter dem Volke die fast allgemeine Erwartung und Sage: am Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt werde der Antichrist erscheinen, und dann plötzlich das jüngste Gericht einbrechen. Was das nicht sogleich für eine Angst, Schrecken und Verwirrung unter alle Klassen von Menschen brachte! Da wallten viele, wie gejagt, nach

a) Jedoch, wer erinnert sich hiebey nicht des so gewaltigen Angstfiebers, das erst noch im vorigen Jahrzehend durch die Ziehenschen Prophezeihungen, die beynahe der Hälfte von Deutschland den Untergang droheten, allen alten gelehrten und ungelehrten, hohen und niedern Weiblein eingejagt wurde? Zum Trost unsers so aufgeklärt seyn wollenden Jahrhunderts haben aber doch auch sehr viele über den albernen Propheten Ziehen gelacht oder gespottet.

Jerusalem und andere Heilige Oerter hin; denn lieber wollte man den jüngsten Tag im gelobten Lande, als zu Hause erwarten. Man glaubte, in der Nähe des Oelbergs oder des Kalvarienberges dem Herrn bey seiner schrecklichen Ankunft zum Gericht baß zu gefallen, als an jedem andern Orte auf Gottes Erdboden. Andere nahmen ihre Zuflucht in irgend ein Kloster, um da ihr vorheriges lasterhaftes Leben vor dem erwarteten Kommen des Richters wohl abzubüßen. Andere verschenkten ihre Güter an Kirchen und Klöster, um so in den Personen der Priester und Mönche den kommenden Weltrichter zu bestechen. Entstand eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß, so flüchteten sich viele, wie Kaninchen, in Felsen, Klüfte und Hölen hin. Viele Geschäfte des menschlichen Lebens fiengen an zu stocken; Kirchen, Klöster und andere öffentliche Gebäude ließ man in Verfall gerathen, denn was sollte man weiter arbeiten, bauen und ausbessern, da der jüngste Tag im Anzug war, wo die ganze Welt in Trümmern zusammen stürzen sollte? Wer aber unter dem rohern Volke noch etwas leichtsinniger oder ungläubiger gesinnt war, der wollte seine Laufbahn lieber gut Sardanapalisch beschließen, als das Ende seiner Tage in stäter Angst und Bangigkeit erwarten. So dick, so schreckhaft, so stockfinster war die Nacht, die der fanatische Aberglaube unter Begünstigung der römischen Hierarchie über die Welt herzog!

§. XII.

Zustand der gelehrten Theologie in diesem Zeitalter; besonders der Exegetik.

Bey diesem so tiefen Verfalle der Philosophie und Wissenschaften überhaupt, und bey der so traurigen Verkrüppelung und Lähmung des menschlichen Geistes, war es denn auch kein Wunder, wenn die Fächer der gelehr-

ten Theologie, insonderheit der Exegetik, der Dogmatik, der Polemik und der Moral ebenfalls entweder ganz unangebaut blieben, oder mit ganz falschen, ungereimten, geschmacklosen, dürren und unfruchtbaren Meynungen erfüllt und verunstaltet wurden. — Zwar hatten Karl der Große und seine Hoftheologen eine so schwärmerische Bibliolatrie, oder eine so übertrieben hohe Ehrerbietung für die heilige Schrift, daß sie glaubten, in derselben sey der Saame aller nur möglichen Künste und Wissenschaften enthalten; da finde man den ganzen Schmuck einer richtigen Schreibart, die Etymologien der Wörter, die Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Figuren und Tropen, u. s. w. kurz da treffe man alles, was die Beredsamkeit nur Schönes und Glänzendes habe, an, viele sinnreiche Sprüche, die Figur der Personenwandlung und andere Rednerfiguren, viel prächtiger als anderwärts; Isagogen, welche den Lesern zur Untersuchung der Dinge und ihrer Beschaffenheit eine nützliche Anleitung geben; Kategorien, welche durch den Nutzen der Prädicamente zur scharfsinnigen Betrachtung der Dinge beförderlich seyn; Erklärungen; mancherley Schlußarten, und die sogenannten Topica, als so viele Quellen der Gedanken und des Ausdrucks, woraus Sprachlehrer, Poeten, Redner und Philosophen nach Herzenslust schöpfen könnten. In den Zahlen der heiligen Schrift könne man durch die Arithmetik einen manchen verborgenen Verstand entdecken. Da könne man nicht allein die Harmonie und die Instrumente der Musik, sondern auch ihre erste Erfinder kennen lernen. Da finde man die Lage der Erde und die Ausmeßungen beschrieben, die eigentlich zur Geometrie gehören; eben so den Lauf verschiedener Sterne; die Abwechslungen der Zeiten, Monate, Jahre und Stunden — kurz alles — alles, was nur in das Gebiet der Wissenschaften, in das Trivium und Quadrivium gehöre, das wisse ein witziger

oder scharfsinniger Kopf mit leichter Mühe in der Bibel zu finden. Daher sagte Rabanus Maurus: „Die Arith„metik sey nicht zu verachten, weil in der Schrift stehe, „Gott habe alles nach einem gewissen Maas und Zahl „gemacht. Jede Zahl habe ihre Eigenschaft, und in den „Zahlen, die in der Schrift vorkommen, seyn oft — Geheim„nisse verborgen, die man ohne Arithmetik nicht errathen „könne. Die Geometrie sey nützlich, weil bey dem Bau „der Arche und des Tempels allerley Figuren, als Zirkel, „Vierecke u. d. gl. gebraucht worden seyn. Die Kennt„nisse dieser Figuren diene einem Schriftausleger sehr, „ihren geistlichen Verstand einzusehen. a)

Allein die heftigsten Bibelverehrer sind nicht allemal die vernünftigsten und besten Exegeten. Von Jahrhunderten, darinnen die Bibel für die allermeisten Lehrer wegen ihrer Unwissenheit in Sprachen, Geschichte und Alterthumskunde ein ganz versiegeltes Buch war, läßt sich die Kunst oder die Geschicklichkeit, die darinn enthaltene Schriften zu erklären, nicht wohl erwarten. Alles, was man von Exegeten und ihren Schriftauslegungen aus dem achten, neunten, zehnten und eilften Jahrhundert auftreiben kann, das folgt noch steif und fest der alten aus vorigen Jahrhunderten hergebrachten höchst erbärmlichen Methode zu exegesiren nach. Nämlich alle Exegeten dieses Zeitalters stoppeln entweder ihre Bibelerklärungen aus den Schriften der ältern Kirchenväter zusammen, und hängen die Gloßen und Deuteleyen derselben an die Stellen, die zu erklären sind, an. Denn so waren sie doch des beschwerlichen eigenen Nachforschens überhoben, und durften nur sammeln und ausschreiben; und wer hätte dann auch über so hochberühmte und göttlich inspirirte Kir-

a) Schmidts Gesch. der Deutschen. Band III. 2tes Buch 8tes Kapitel.

Kirchenlehrer, wie ein Hieronymus, ein Ambrosius, ein Augustinus, ein Gregor der Große waren, hinaus denken wollen? Oder, wenn sie etwa noch eines erhabenen Geistes waren, so haschten sie, wie weyland ihre Väter, mit angestrengtem Witze und mit der geschäftigsten Einbildungskraft, mit Hintansetzung des eigentlichen Wortverstandes, blos nach allegorisch-mystischen Deuteleyen und faden Moralien, sie blieben also bey der alten Schwärmererfindung stehen, wodurch sie alles, was sie nur wollten, in die Bibel hinein, und wieder heraus zu exegesiren wußten. Denn daß die heilige Schrift nur einen einfachen Sinn, wie andere menschliche Bücher haben könnte, das hielten diese gelehrten Herrn für eine Meynung, die eines so göttlichen Buches und seines Ursprungs ganz unwürdig wäre; sie meynten, der heilige Geist müßte bey der Eingebung desselben wenigstens einen dreyfachen geheimen Sinn, nämlich einen allegorischen, einen anagogischen und einen tropologischen gehabt haben; andere dichteten ihm einen vierfachen, andere einen fünffachen, andere sogar, wie der Mönch von Lüxeu in Burgund, Angelomus, einen siebenfachen Sinn an. a) Mit dieser so unsinnigen Hermeneutik machten sie also die Bibel zu einem wahren Räthselbuche, das sie wenden und drehen konnten, wie sie nur wollten, oder zu einem Repertorium der Schwärmerey, worinnen sie eine jede Grille, die ihnen von ungefähr einfiel, wieder finden konnten.

Daher verfielen sie dann öfters auf die allerlächerlichsten Deuteleyen, und der eine fand in einer Sache dieses, der andere ein anderes Bild oder Symbol. So bedeutet z. B. bey einem Exegeten des zehnten Jahrhunderts b) der

---

a) S. Mosh. Kirchengesch. 2ter Thl. S. 200. §. 9.

b) Placidus von Verona hieß er. S. Cramers Fortsetzung der Bossuet. Gesch. V. Thl. 2ter Band S. 232. flg.

Erzvater Jakob — Christum; die siebenzig Seelen der Israeliten, die aus Kanaan nach Egypten zogen, sind seine siebenzig Jünger; die harten den Israeliten auferlegten Arbeiten im Thone die Werke des Fleisches; Moses im Wasser ist wieder Christus, der durchs Wasser der Taufe in den Herzen der Gläubigen wohnt. Pharao hingegen bedeutet den Teufel. Moses, der den Aegypter tödtet, ist abermal Christus, der den Teufel überwindet; der Busch, der brannte ohne zu verbrennen, ist die Kirche, welche durch keine Verfolgung ausgerottet werden kann; das in Blut verwandelte Wasser macht er zur Philosophie der Heyden, und die Fische, die darinnen sterben, sind diejenigen, die dadurch verloren gehen. Die Fische sollen Symbole der Poeten seyn, deren Verse sich durch die Anmuth ihres Wohlklangs empfehlen, ohne heilsame Lehren für die Menschen zu enthalten. — Ein anderer Exeget, Bruno, Bischof von Segni, hingegen machte die Frösche zu einem Symbol der Ketzer, wegen ihrer Geschwätzigkeit. — Die Wolke in der Wüste ist das Gesetz, die Feuersäule aber das Evangelium a) u. s. w.

Auch der gelehrte Herr Prof. Schröckh führt in seiner christlichen Kirchengeschichte b) mehrere Schriftausleger aus diesem Zeitraume, einen Christian Druthmar, einen Rabanus Maurus, einen Claudius von Turin, einen Haimo Bischof von Halberstadt, einen Walafrid und andere an; aber er muß doch auch gestehen, daß sie alle weiter nichts als bloße Epitomatoren und Compilatoren waren, die aus den ältern Kirchenvätern zusammentrugen, was in ihren Kram taugte, oder Allegoristerer, die die allerseltsamsten Einfälle fast in einer jeden Stelle der Bibel zu finden wußten. Oder, wenn sie auch etwa, wie

a) S. Cramer am erstangeführten Orte. 237.
b) In dem 23sten Theil derselben S. 266 — 288.

Druthmar, den historischen Wortverstand mehr, als Andere zu erörtern suchten, so fehlte es ihnen an der hiezu nöthigen Hauptsache, an der Sprachenkenntniß, und sie ließen sich eben immer wiederum von dem verderbten Geschmack ihrer Zeiten mit fortreißen. Selbst der für sein Zeitalter so gelehrte Rabanus dachte bey seinen exegetischen Auszügen aus den Kirchenvätern so wenig selbst nach, daß er nicht einmal zusammenhängende Bibelerklärungen verfertigte, sondern oft Stellen neben einander einrückte, die einander in der Auslegung widersprachen.

§. XIII.

Zustand der Dogmatik. Die ersten vornehmsten Erbauer dogmatischer Systeme.

Sah es aber im Fache der Exegetik so finster in jenen Jahrhunderten aus, so konnte gewiß auch das Fach der Dogmatik nicht besser bestellt seyn. Zwar hatten schon im siebenten Jahrhundert drey Spanische Bischöffe Isidor von Sevilien, Ildefons von Toledo und Tajo von Saragossa die Dogmen der Synoden und Kirchenväter in eine Art von systematischer Verbindung zusammengebracht. Unter den Griechen that eben dieses im achten Jahrhundert Johannes Damascenus, ein Presbyter zu Jerusalem, der hernach Mönch im Kloster St. Sabas nicht weit von Jerusalem wurde, in seinem von den nachfolgenden Kirchenlehrern sehr hochgeachtetem Buche de orthodoxa fide, (mit der Aufschrift ἀκριβὴς ἔκθεσις τῆς ὀρθοδόξης πίστεως.) Allein das waren nichts anders als bloße Aggregate oder Sammlungen kirchlicher Meynungen und Dogmen, unter gewisse Rubriken geordnet, die so wenig in einer innern logischen Verbindung unter sich standen, daß fast kein Lehrsatz mit dem andern zusammenhieng, keiner den andern unterstützte, viele hin-

gegen blos so hingeworfen schienen, als ob sie sich gleichsam dahin verirrt hätten. An diesen sogenannten dogmatischen Systemen ließen sich jetzt die beyden Kirchen, die lateinische und die griechische begnügen, ohne weiter darüber nachzuforschen, oder sie von neuem zu prüfen, oder neue Sammlungen von väterlichen Sentenzen anzustellen, oder die heilige Schrift von neuem zu befragen, was man zu glauben hätte; denn was sollte man immer wieder von neuem fragen, da die richtige Bibelerklärung durch die Synodalexegetik schon für alle nachfolgende Jahrhunderte festgesetzt war? Da wagte es kein Mensch, sich nur den mindesten Zweifel gegen die Untrüglichkeit jener väterlichen Orakel einfallen zu lassen; keiner wagte es seine eigene Vernunft zu gebrauchen, oder das ihr aufgelegte Glaubensjoch nur ein wenig vom Nacken wegzuschieben. Anstatt aller Beweisgründe diente die Autorität der Väter; genug, wenn man nur zeigen konnte, daß diese einmal den Ausspruch gethan hatten, so — mußte er doch wahr, untrüglich wahr seyn. a)

Daher schienen alle Schriftsteller unter den Griechen auf die Worte ihres Johannes Damascenus, der seine ganze Weisheit von den beyden Gregorn dem Nazianzenischen und Nyßenischen, von einem Athanasius, Basilius dem Großen, Chrysostomus, Epiphanius, Alexandrinischen Cyrillus und andern entlehnt hatte, und unter den Lateinern auf die Worte eines Augustins und eines Gregors des Großen sich gleichsam verschworen zu haben. Diesen betete und schrieb in die-

a) Nach Mosheims Zeugniß erhellt dieses aus des Servatus Lupus Buche Collectanea de tribus quæstionibus; und aus des Remigius Schrift: de tenenda immobiliter scripturæ veritate et SS. orthodoxorum Patrum auctoritate fideliter servanda. Mosh. Kirchengesch. 11ter Thl. S. 201, §. 10.

sen Zeiten alles nach, was noch reden oder schreiben konnte oder mogte. Aber keiner wagte es, an diesen rechtglaubigen Systemen nur ein wenig zu rütteln. — Ueberdies aber machte man dazumal von solchen Lehrgebäuden auch keinen solchen Gebrauch, wie man heutzutage von theolog. Compendien und Systemen macht, sondern die Layen begnügten sich sowohl, wie ihre Mönche, Priester und Bischöffe, mit dem Hersagen ihres apostolischen Glaubenssymbolums, das man bald Fides, bald Credulitas nannte, ihres Vaterunsers und der zehen Gebote. Bey der höhern und niedern Clerisey kam noch die mechanisch gelernte und getriebene Kenntniß der vornehmsten Kirchenritualien, die man, seltsam genug, divina officia nannte, der gottesdienstlichen Anordnungen, der Bußgesetze und Ordensregeln hinzu. Erst nachher am Ende des eilften Jahrhunderts fieng Anselm, ein Erzbischof zu Canterbury, und Hildebert an, ein eigentliches vollständigeres, mit dialektischen Beweisen unterstütztes System der Theologie für die lateinischen Gelehrten aufzuführen.

§. XIV.

Einige Proben von dogmatischen Argumentationen besonders des Johannes Damascenus.

Damit wir aber doch auch eine Probe davon bekommen, wie die scharfsinnigsten Philosophen und Theologen in jenen Zeiten philosophirten, so wollen wir hier nur einige Behauptungen aus des Johannes Damascenus Buch de orthodoxa fide beybringen. Hier schreibt er zuerst Manches nicht ganz Verwerfliche von der Unbegreiflichkeit Gottes, von seinen höchsten Eigenschaften und Vollkommenheiten. Allein ob er gleich gesteht, daß wir nichts davon wissen und sagen können, wie der eingeborne Sohn

und Gott, sich selbst ausleerend, aus jungfräulichem Geblüte Mensch geworden und anders als nach dem Naturgesetze gebildet sey, so will er doch nachher beweisen, daß und wie Gott einen Sohn habe. Er argumentirt nämlich also: „Der einige Gott ist nicht ohne Wort oder „Vernunft; hat er aber dieses, so muß es eine Substanz „(ἐκ ἀνυπόςαλον) ohne Anfang und ohne Ende seyn. „Denn es gab keine Zeit, wo Gott das Wort nicht war; „er hat immer sein aus sich selbst gezeugtes Wort, das „nicht, wie unser Wort, ohne Substanz ist, und in die „Luft verfliegt; sondern in sich bestehend (ἐνυπόςαλον) lebendig und vollkommen ist; es entfernt sich nicht außer „ihm, sondern bleibt stets in ihm; denn wo sollte es ausser „ihm seyn? Das Wort des ewigen und vollkommenen „Gottes muß alle Eigenschaften des Vaters haben. Unser Wort, das aus dem Verstande hervorkömmt, ist weder mit demselben einerley, noch ganz von ihm verschieden. Eben so ist auch das Wort Gottes, in Absicht des „besondern Bestehens von ihm verschieden, als von welchem es diese Selbstständigkeit hat; in so ferne es aber „eben dasselbe an sich zeigt, was man an Gott siehet, „ist es, der Natur nach, mit ihm einerley. — Allein das „Wort, sagt der Verfasser weiter, muß auch einen Geist „haben. Denn auch unser Wort ist nicht ohne Geist „(oder Athem;) nur daß derselbe von unserm Wesen verschieden ist, und in einem Einziehen und Ausstoßen der „Luft bestehet, wodurch die Sprache gebildet wird. Aber „in der einfachen göttlichen Natur muß zwar auch das „Wort zu seiner Vollständigkeit einen Geist haben, jedoch „darf man sich darunter nicht etwas gedenken, das von „außen in Gott hineinkömmt; sondern es ist, wie das „Wort Gottes, etwas Wesentlich-Bestehendes, etwas „Freyes, Wirksames und Allgewaltiges, eine wesentliche „Kraft, welche in ihrer eigenen Selbstständigkeit betrach-

„tet wird, aus dem Vater hervorgeht, und in dem Worte „ruht, sich ebenfalls offenbaret; aber weder von Gott, in „dem sie ist, noch von dem Worte, das sie begleitet, „getrennt werden kann, und ohne Anfang und ohne En„de ist. Denn niemals ist der Vater ohne Wort, und das „Wort ohne Geist gewesen“ u. s. w. So verlor sich schon des Damascenus Philosophie in Grübeleyen und Worte und Bilder, die, weil sie blos von Verrichtungen des menschlichen Körpers hergenommen waren, bey Gott, dem höchsten reinsten Geiste, gar keinen Sinn haben konnten.

Auch er fabelte schon von einer ewigen Zeugung des Sohnes Gottes aus dem göttlichen Wesen; denn „Gott, sagt er, könne es doch nicht an natürlicher Frucht„barkeit fehlen, welche darinnen bestehe, daß man aus „sich selbst, nämlich aus seinem eigenen Wesen, einen an„dern von ähnlicher Natur erzeuge.“ — Von den Engeln, den Teufeln, vom Himmel, Licht, Feuer, von der Sonne, vom Mond, von den Sternen, von der Luft, den Winden, dem Wasser, den Meeren und der Erde; von dem Paradiese, wie auch von der Schöpfung des Menschen, und von andern solchen Dingen weiß Damascenus weit mehr zu sagen, als in seiner Bibel stand. Ueber alle solche Materien aber kramt der Mann eine dem Scheine nach so tief verborgene, geheime Weisheit aus, daß oft nicht einmal gesunder schlichter Menschenverstand darinnen zu finden ist. So sagt er z. B. vom Wasser: „Daß Gott aus dem Wasser Thiere hervorkom„men ließ, das habe die Bedeutung gehabt, daß durch „das Wasser und den darüber schwebenden Geist die Men„schen wieder hergestellt werden sollten.“ Nirgends aber ist Damascenus sinnreicher, als bey der Beschreibung der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Denn da ist eben, als ob er hinter dem Vorhange gestanden und da-

heimlich zugesehen hätte, „wie der heilige Geist über die „Maria gekommen, wie er sie reinigte und ihr sowohl „die Kraft, das Wort der Gottheit aufzunehmen, als zu „gebähren, ertheilte. Alsdann, fährt er fort, überschat„tete sie die persönliche Weisheit und Kraft des höchsten „Gottes, der Sohn Gottes, der mit dem Vater gleiches „Wesen ist, als der göttliche Saame, und setzte sich selbst „aus ihrem reinen und unbefleckten Geblüte (warum „mußte sie dann der heilige Geist vorher reinigen?) ein „Fleisch, mit einer vernünftigen und verständigen Seele „zusammen, den Erstling unsrer Maße: nicht durch Saa„men; sondern schöpferisch durch den heiligen Geist; auch „nicht nach und nach gebildet; sondern in einem Augen„blick vollendet“ u. s. w. Nach einer andern Stelle „ist „die ganze göttliche Natur in einer ihrer Personen mit der gan„zen menschlichen Natur vereiniget worden, nicht aber „nur ein Theil mit einem Theil. Der Vater und der „heilige Geist haben nur durch Wohlgefallen und Wollen „an der Menschwerdung des Worts Antheil genommen. „Dieses hat aber alles angenommen: Leib, verständige „und vernünftige Seele, mit ihren Eigenschaften. „Das Wort ist mit dem Fleisch durch Vermittlung des „Verstands, als welcher zwischen der Reinigkeit Gottes „und der Dicke des Fleisches in der Mitte steht, vereini„get worden.“ — „Das Fleisch des Herrn ist, nach „dieser Philosophie, ohne alle Verwandlung oder Vermi„schung der Naturen, vergöttert, Gott gleich, und „Gott geworden; die beyden Naturen in Christo durch„dringen einander, wie Feuer ein glühendes Eisen. Das „Wort ist darum, weil es Fleisch geworden, nicht aus den Bestim„mungen seiner eigenen Gottheit herausgegangen, und das ver„götterte Fleisch hat seine Natur oder seine natürlichen Eigen„schaften nicht verändert.“ a) Dergleichen dogmatische

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. Seiten 230 — 323.

Saalbadereyen mußten aber für jenes Zeitalter desto mehr Interesse haben, je mehr man da nur für stroherne Unbegreiflichkeiten und Spitzfindigkeiten, als für Tiefen einer göttlichen Offenbarung Sinn hatte, und je weniger man die Tendenz aller wahrhaft christlichen Lehren zur praktischen Nutzbarkeit kannte.

Wie sehr sich aber auch gelehrte Männer jener Zeiten unter den Dornen der Dogmatik verwickeln und verwirren konnten, das beweißt insonderheit der Rechtgläubikeitseifer des Hinkmars, Erzbischofs zu Rheims, der es nicht leiden wollte, daß man eine trinam Deitatem, oder eine dreyfache Gottheit anrief, weil dadurch ja offenbar drey Götter in die christliche Lehre eingeführt würden, und daher die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit in einer besondern Schrift zu retten suchte. a) Gewissermaßen hatte er aber auch Recht, weil doch das Wort Gottheit oder Deitas immer nur die göttliche Natur anzeigt, aber nicht von Personen zu verstehen ist; folglich konnte man auch nicht wohl sagen trina Deitas, ohne eine dreyfache Gottheit zu bezeichnen. Ueberhaupt sind dieß Streitigkeiten und Distinktionen, in deren Erörterung sich jenes Zeitalter gar nicht hätte einlassen sollen, weil es sich dadurch nur immer tiefer in dem finstern Labyrinthe dogmatischer Subtilitäten verwickelte, und von dem hellern Lichtpfade der Wahrheit entfernte.

§. XV.

Zustand der Polemik. Gottschalks Händel über die Augustinische Prädestinationslehre.

Daß es in den vier Jahrhunderten, die wir jetzt beschrieben, nämlich im achten, neunten, zehnten und eilften

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 290.

eilften nicht mehrere theologische Streitigkeiten als ungefähr zwey oder dreyerley gegeben, nämlich den weiter unten abzuhandelnden Bilderstreit, die so schändliche Controvers über die Gottschalkische Prädestination, und dann noch den Streit über die Abendmahlslehre; davon dürfen wir die Ursache nicht sowohl in der festen Ueberzeugung, welche die damals lebenden Christen von der Reinigkeit und Unwandelbarkeit ihres Glaubens hatten, als vielmehr eben auch in der Trägheit ihres Geistes, wobey sie es nicht wagten, über die einmal festgesetzte Glaubensnorm hinauszudenken suchen. Bey keinem theologischen Streite aber mischten sich mehrere Privatleidenschaften, beleidigter Mönchsstolz, geheimer Groll, Rachbegierde, steifer Eigensinn, Verketzerungssucht und unbarmherzige Härte in Verfolgung des ungelehrigen Ketzers mit ein, als bey der Controvers mit Gottschalk, einem Mönche aus Frankreich, über Gnade und Gnadenwahl. Dieser ganz orthodox-fromme, aber zu unnützen Fragen und Grübeleyen zu sehr geneigte Mönch wurde, als er einst auf einer Wallfahrt von Rom nach Hause zurückreiste, unterwegs bey einem Bischofe zu Verona, Nothing, in ein Religionsgespräch verwickelt, worinnen er unter andern behauptete: „Gott habe von Ewigkeit her „gewisse Menschen zur Seligkeit, gewisse hingegen zur „ewigen Verdammniß bestimmt.“ Im Grunde war das nichts anders, als was der große Gnadenschwärmer Augustin selbst schon längst behauptet hatte, und dieser galt doch damals für einen Grundpfeiler der Orthodoxie. Aber dem mit seinem Augustin weniger bekannten Italienischen Bischof zu Verona fiel diese Behauptung als sehr anstößig auf; er bat sich daher von Rabanus Maurus Erzbischof zu Mainz, vorher Abt zu Fulda, einem der angesehensten und gelehrtesten Theologen dieser Zeit, darüber Belehrung aus. Dieser hatte es dem guten Gottschalk noch nicht

vergessen können, daß er einst zu Fulda sein Mönchsgelübde, weil er als ein junger Knabe wider seinen Willen ins Kloster gesteckt worden war, zurückgenommen, mit dem größten Widerwillen seines Abts, das Kloster verlassen und sich nach Orbais im Kirchensprengel von Soißons begeben hatte. Dem rachgierigen Rabanus konnte daher nichts angenehmeres wiederfahren, als daß er da eine so schöne Gelegenheit fand, dem aus dem Gehorsam gegen ihn ausgetretenen Gottschalk wieder wehe zu thun. Schon hatte er in den vom Bischof zu Verona an ihn berichteten Außerungen Gottschalks die Seelengefährlichste Ketzerey gewittert; schon hatte er allerley verketzernde Briefe und Erzählungen über ihn ausgebreitet, was der böse Mönch auf seiner Wallfahrt nach Rom für ärgerliche Reden geführt habe; als der gar nichts Arges vermuthende Gottschalk selbst im Jahr 848 nach Mainz kam, um sich gegen den Erzbischof zu verantworten, und sich von der ihm angehängten Ketzermackel zu reinigen. Hier wurde nun sogleich Synode über ihn gehalten, man zog allerley gehässige Folgerungen aus seinen schriftlich und mündlich vorgetragenen Lehrsätzen heraus; ohne ihn überwiesen zu haben, verurtheilte man ihn als einen Ketzer, und schickte ihn als einen Gefangenen zu weiterer Abstrafung an den Erzbischof Hinkmar zu Rheims, in dessen Kirchensprengel Orbais lag.

Dieser, ein Freund des Rabanus und für das leidenschaftliche Interesse desselben mit eingenommen, verurtheilte den armen Gottschalk aufs neue auf einer Kirchenversammlung zu Chiersy im Jahr 849 und da der Verurtheilte seine für ketzerisch erklärte Meynung nicht widerrufen wollte, so ließ ihn der Rheimsische Primas nicht nur seiner Priesterwürde berauben, sondern auch mit der fühlloseſten Zuchtknechtshärte so lange peitschen und schlagen, bis er endlich den schriftlichen Aufsatz, der seine

Lehrmeynung enthielt, und den er schon zuvor dem Rabanus zu Mainz vorgelegt hatte, in das vor ihm angezündete Feuer warf. Damit man aber erkennen möge, wie sehr diese fanatischen Inquisitoren schon dazumal den Geist der unchristlichsten Unduldsamkeit, der sie beseelte, mit dem Geiste Gottes und Jesu Christi selbst, den sie gar nicht kannten, vermengten, und beyde für eins hielten, so lese man nur folgendes aus dem Harduin ausgezogene Verdammungsurtheil, das Gottschalks Richter über ihn aussprachen: „Wisse, Bruder Gottschalk! daß „dir das heilige Priesteramt, das du wider die Ordnung „an dich gerissen, und durch deine böse Aufführung und „verkehrte Lehren zu mißbrauchen, dich nicht gescheut hast, „durch das Urtheil des heiligen Geistes, dessen Gnadengeschenk das Priesterthum ist, und in der Kraft „des Blutes unsers Herrn Jesu Christi genommen, „und dessen weitere Verrichtung gänzlich verboten sey. „Und weil du über dieses mit Verachtung der Kirchengesetze dich unterfangen hast, der Pflicht und dem Namen eines Mönchs zuwider, geistliche und weltliche Geschäfte zu vermengen und zu verwirren; so verordnen „wir aus bischöflicher Gewalt, daß du sollest mit den härtesten Schlägen gezüchtiget, (eine feine Manier, einem „Orthodoxie beyzubringen!) und nach den Kirchengesetzen „in ein Gefängniß geworfen werden. Und damit du dir „inskünftige nicht herausnähmest, das Lehramt zu gebrauchen, so legen wird einem Munde, durch die Kraft des „ewigen Wortes, ein ewiges Stillschweigen auf. a)

Dieses Urtheil wurde auch wirklich mit aller Strenge vollzogen, und weil er nicht förmlich widerrufen wollte, so wurde er in dem Gefängniße eines Klosters zu Haut-

a) S. Mosh. Kirchengesch. 11ter Thl. neuntes Jahrhundert S. 222. not. * *

villiers festgesetzt, wo er, anstatt seine ketzerische Verstocktheit zu beweinen, seine Meynung noch durch zwey schriftliche Bekenntnisse bekräftigte. In dieser Gefangenschaft starb der arme unglückliche, nicht ungelehrte, nur ein wenig zu unvorsichtige Mönch Gottschalk, als ein wahrer Märtyrer der Augustinischen Prädestinationslehre, nach ungefähr zwanzig Jahren, und wurde, wegen seines verweigerten Widerrufs, als ein mit dem Kirchenbanne belegter Ketzer ohne Sang und Klang in ungeweihte Erde niedergesenkt. Während seiner Gefangenschaft trennten sich die angesehensten Lehrer der lateinischen Kirche über seine Meynung, indem er eben so viele bedeutende und rechtschaffene Männer für als wider sich hatte. Erst nach seinem Tode kühlten sich die Köpfe der Streitenden in etwas ab, und die Controvers hörte nach und nach auf.

§. XVI.

Beurtheilung dieser Prädestinationsstreitigkeit.

So viel wir noch jetzt darüber urtheilen können, so waren seine Ausdrücke über die zwiefache göttliche Bestimmung der Menschen, der einen zum ewigen Leben, der andern zum ewigen Verderben, da er lehrte: „Gott „wolle nicht ernstlich aller Menschen, sondern nur der „Auserwählten Seligkeit, und Christus habe nicht für das „ganze menschliche Geschlecht, sondern nur für den zur „ewigen Seligkeit von Gott bestimmten Theil desselben „den Tod erlitten u. s. w.“ allerdings viel zu hart und unbestimmt. Auch schien es, als ob Gottschalk hätte behaupten wollen, daß Gott auch die, welche verdammt werden sollten, zur unvermeidlichen Nothwendigkeit im Sündigen prädestinirt hätte. Allein alle diese Behauptungen waren doch in der That nichts anders, als ganz richtige Folgen aus den von jedermann für rechtgläubig

anerkannten Prämißen der Augustiniſchen Lehre. Und wenn der ſchwache Mönch keinen Unterſchied zwiſchen ewiger göttlicher Vorherſehung und zwiſchen ewiger die Freyheit des Menſchen aufhebender Vorherbeſtimmung zu machen wußte, ſo war dieß nicht nur ſein, ſondern ſeines ganzen Zeitalters Fehler. Daß er aber gelehrt haben ſolle, Gott habe die Verdammten nicht nur zu den Strafen, die ſie litten, ſondern auch zu den Sünden, womit ſie ihre Strafen verdient hätten, ſo prädeſtinirt, daß ſie nicht anders als in Sünden und Laſter gerathen konnten, dies war eine bloße gehäßige Konſequenz, die ihm ſeine Gegner aus ſeinen freylich viel zu unbeſtimmt hingeworfenen Lehrſätzen herauszogen, und die er nicht für ſeine eigentliche Meynung erkannte. Uebrigens läßt ſich auch aus dieſem ſo leidenſchaftlich geführten Streite gar wohl erkennen, wie wenig Vernunft und heilige Schrift, und wie viel die Ausſprüche der Kirchenväter bey den Streitenden gegolten haben; und daß ein Menſch, auch bey all ſeiner ſo offenbar nach Auguſtins Lehrſyſtem geformten Orthodoxie, dennoch, weil er die Auguſtiniſche Prädeſtinationslehre in ihrer ganzen Härte und Rohheit, nur etwas unvorſichtig vortrug, und die mächtigſten Biſchöffe wider ſich hatte, für einen Ketzer erklärt werden konnte. Denn ob man gleich jenes Syſtem immer noch für den Maaßſtab der Rechtgläubigkeit in der abendländiſchen Kirche erkannte, ſo hatte man es doch nach und nach ganz unvermerkt gemildert, und ihm den ſo harten und anſtößigen Prädeſtinationismus abgezogen. Auch mögen Gottſchalks Gegner in ihrem Auguſtin eben nicht ſowohl bewandert geweſen ſeyn, wie in ihren andern Kirchenvätern.

§. XVII.

Die vom Paschasius Radbertus erregte Streitigkeit über die Brodverwandlungslehre im heil. Abendmahle.

In der Lehre vom heiligen Abendmahle war man zwar in den vorhergehenden Jahrhunderten, wie schon im zweyten Bande dieser Geschichte gezeigt worden, a) weit genug gegangen. Man hatte da unter andern auch schon solche Vorstellungsarten, Bilder und Ausdrücke von dem Brod und Wein im Abendmahle gebraucht, die deutlich genug eine Verwandlung derselben in das Fleisch und Blut Christi anzeigten. Allein da die orthodoxesten Theologen der ältern Kirche in ihren Bildern und Ausdrücken darüber noch nicht übereinstimmten; da sich vielmehr ein jeder den Leib und das Blut des Herrn im heiligen Abendmahle auf seine eigene, von andern oft sehr abweichende, oft geradezu entgegen gesetzte Art erklärte; und da noch keine Kirchenversammlung etwas darüber entschieden hatte; so wurde bis jetzt noch kein besonderer Streit darüber geführt. Wenn aber irgend etwas die innere Denkfreyheit des menschlichen Geistes, der sich bey allen auch noch so schweren Bedrückungen doch nicht ganz unterdrücken läßt, beweisen kann, so kann uns dies ein klarer Beweis davon seyn, daß er sich das so unverdaulich harte, gegen alle gesunden Sinne und Vorstellungen der Menschen so heftig anprellende Kirchendogma von der Transsubstantiation nicht anders als nach einem schweren und langen Kampfe auf den Nacken binden ließ. So konnte gewiß nichts auffallenderes und dem geraden schlichten Menschenverstande widersprechenderes gedacht werden, als die Meynung, womit jetzt im neunten Jahrhundert

a) S. 2ten Bandes 4te Abtheilung §. XIII. S. 350. flg.

ein Mönch im französischen Corvey, Paschasius Radbertus, in der Abendmahlslehre auftrat, da er behauptete, „sobald der Priester in der Messe das Brod und den Wein „eingesegnet hätte, so bleibe davon weiter nichts, als das „Aeußerliche, die Gestalt, die Farbe, der Geruch und „Geschmack des Brods und Weins übrig, dagegen entstehe eine ganz neue Substanz, nämlich der wahre Leib, „das wahre Fleisch und Blut Christi, und zwar eben das „Fleisch, das von der Maria geboren, am Kreutze getödtet worden, und sodann wieder aus dem Grabe auferstanden sey.“

Eine so krasse Bestimmung von der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im heiligen Abendmahle mußte natürlicher Weise allen noch ein wenig denkenden Köpfen sehr auffallend seyn. Daher waren auch die angesehensten Gelehrten dieser Zeit, nicht nur ein Ratramnus, ebenfalls Mönch zu Corvey, sondern auch ein Rabanus Maurus Abt zu Fulda, hernach Erzbischof zu Mainz, ein Heribald Bischof zu Auxerre, ein Haimo, Bischof zu Halberstadt, und der größte unter allen, die noch selbst denken konnten, Johannes Erigena und andere jener Radbertischen Meynung gerade entgegen, und behaupteten, so viel man aus ihren etwas schwankenden und unbestimmten Ausdrücken noch heraus bringen kann, „es gehe zwar „eine Verwandlung mit dem Brod und Wein im heiligen „Abendmahle vor, aber keine so plumpe, eigentliche, wie „Radbert statuire, sondern nur eine ideale, keine physische, sondern blos geistige Verwandlung. Das Brod „und der Wein seyn blos Symbole des Leibes und Blutes Christi.“ Allein so gut auch das bisherige Kirchendogma vom heiligen Abendmahle durch eine so mildere Erklärung hätte gerettet, und in Ehren erhalten werden können, so siegte dennoch ungeachtet der fortdauernden Widersprüche von Seiten der Klügern, am Ende nicht

der vernünftigere, sondern, wie man aus dem allgemeinen Hang des Zeitalters zum Wunderbaren und Unbegreiflichen leicht hätte erkennen können, die unvernünftigere, kraßere und ungereimtere Meynung, und dies um so mehr, da sie das Ansehen des Priesterstands so mächtig erhöhete. Denn obgleich Radbert erklärte, der Priester sey in der Consekration nicht der Hervorbringer von Fleisch und Blut, nicht der Schöpfer des Schöpfers, so setzte er doch auch hinzu, er stelle bey der Messe die Person des Erlößers in sichtbarer Gestalt dar, er trete zwischen Gott und die Menschheit gleichsam in die Mitte, er bringe durch die Hände der Engel Gebet und Gabe vor Gott und wiederum zurück zu den Menschen. Und das alles vermöge er, wenn er auch gleich ein Böswicht sey. a)

§. XVIII.

Die lockern Gründe, womit das Radbertische Transsubstantiationsdogma in jenen Zeiten vertheidiget wurde. Die Stercoranisten.

Wie nun aber ein solches unverdauliches Kirchendogma gegen die Unglaubigen, die mit ihrer Vernunft immer noch nicht damit zurecht kommen konnten, vertheidiget worden, das lehren folgende Erzählungen. Ein Muselmann wollte von einem Metropolitan aus Carien, Theodor von Abucara, wissen, wie ein aus Mehl gebackenes Brod durch die Consekration des Priesters zu Fleisch und Blut werden könne; darauf gab ihm Theodor die Erklärung: „Der Priester legt Brod und Wein auf den „heiligen Tisch. Er betet, und durch diese Anrufung „kömmt der heilige Geist auf das Opfer herab, und

a) S. Hrn. D. Henke allgem. Geschichte der christl. Kirche. 2ter Thl. 5ter Zeitraum §. 10. S. 27. Ausgabe 1789.

„durch das Feuer der Gottheit wird das Brod und der „Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt.“ a) Ueberhaupt also schrieb man dies ungeheuer widersinnige Wunder der Brodverwandlung der magischen Kraft der Einsegnungsworte des consekrirenden Priesters, und der damit verbundenen göttlichen Gnadenallmacht zu, mit der man von jeher alle Einwendungen der Ungläubigen widerlegen zu können glaubte.

In England waren im zehnten Jahrhundert manche Kleriker, die an die Brodverwandlung im heiligen Abendmahle noch nicht glauben konnten. Ein Erzbischof zu Canterbury, Odo, welcher diesen Unglauben widerlegen wollte, rief bey der Meße mit Thränen Gottes Gnade an, daß sie zur Abwendung der menschlichen Irrthümer die wesentliche Eigenschaften des heiligen Sakraments darthun sollte. Als er nun bis zum Brodbrechen gekommen war, siehe da floß Blut Tropfenweise an den Händen des Erzbischofs herab, indem er die gebrochene Stücke des Brods noch darinnen hielt. (Mit Erlaubniß dieser Heiligen wird man doch hier auch an eine piam fraudem, d. h. an eine hochehrwürdige Taschenspielerey gedenken dürfen?) Vor Freuden weinte der Erzbischof, und winkte den in der Nähe stehenden Dienern, daß doch die in ihrem Glauben wankenden Zweifler etwas näher herzutreten möchten. Diese kamen und ersuchten ihn, er möchte doch Gott bitten, daß das Blut wieder in die vorige Gestalt verwandelt werden möchte, damit sie nicht um ihres Unglaubens willen von Gott gestraft würden. Er thats, und nach dem Gebet sah er wieder auf den Altar und

a) S. Fleury allg. Kirchengesch. LI. Buch im 7ten Thl. §. 340.

fand da die Gestalt und Farbe von Wein, wo er vorher Blut gelassen hatte. a)

Ein Erzbischof zu Sens, Leutherich, suchte sich den Glauben an die Brodverwandlung durch den Zweifel zu erleichtern, ob wohl auch die Unwürdigen in der Messe den Leib Christi empfiengen, indem er meynte, nur die Würdigeren könnten ihn empfangen. Allein der orthodoxere Fulbert von Chartres schrieb ihm: „Drey Dinge „seyn zur Seligkeit nothwendig: der Glaube an die Tri„nität, die Taufe und das heilige Abendmahl. Dieß sey „ein Geheimniß, worüber man nicht disputiren dürfe, „sondern das man nur in ehrfurchtsvoller Scheue mit „Glauben annehmen müßte. — Christus habe uns das „Unterpfand seines Leibes hinterlassen, nicht nur als ein „Symbol, sondern in Verbindung mit dem heiligen Geist, „als einen wahren Leib, — derselbe bleibe in uns, nicht „durch Uebereinstimmung des Willens, sondern vermöge „der Wahrheit der mit ihm vereinigten menschlichen Na„tur. — Was sollte Gott auch unanständiges daran seyn, „wenn der Leib, der in dem Mutterleibe der Jungfrau „Maria steckte, sich nun auch mit jungfräulichen Kreatu„ren vermischt? — Was äußerlich nur eine Substanz „von Brod und Wein zu seyn schien, das wird innerlich „Leib und Blut Christi. — Diese Engelsspeise läßt sich „nicht mit dem Munde, sondern nur mit einer innern „Bewegung des Herzens kosten; — öffne nur den Gau„men deines Glaubens, so fließt Christus bey dem Ein„gießen des heiligen Sakraments in die Eingeweide dei„ner ihn empfangenden Seele über. — Glaubst du, Gott

---

a) Aus einer Lebensbeschreibung des Erzbischofs Odo von Canterbury in Mabillon Act. Sanctor. ord. Bened. Sæc. V. S. 292, 293. S. Mosh. Kirchengesch. 11ter Thl. zehentes Jahrhundert. S. 324. §. 2. not. m.

„vermöge alles, so muß er auch diese Kreaturen in eine „höhere Natur verwandeln und zur Substanz seines Kör„pers umschaffen können.“ a) Man sieht hieraus sehr deutlich, was für ungeheuer schwärmerische Ideen von Gottes Allmacht in plötzlicher Umwandlung einer Substanz in die andere mit dem Glauben an die Brodverwandlung verbunden waren, und wie sich da immer die Andächteley mit der innern Herzensbewegung und mit den nach Jesu lechzenden Eingeweiden der Seele mit einmischte, um sich nur den Glauben an ein so widersinniges Dogma einigermaßen zu erleichtern, obgleich unter der Hand eben das damit zugegeben wurde, was der Gegner haben wollte.

---

a) Die Stelle lautet in Hrn. D. Semlers selectis H. E. capitt. Tom. II. Sec. XI. Cap. III. pag. 628 also: Tria sunt necessaria ad salutem: trinitas, baptismus et eucharistia, — est mysterium non disputandum, sed metuendum; fide, non specie æstimandum, — Deus adversus quotidianas offensas sacrificii nobis provìdit expiamenta, — Christus reliquit nobis — pignus corporis sui, non symbolum, sed *compaginante Spiritu sancto* corpus verum, — in nobis ille manet, non tantum per concordiam voluntatis, sed etiam per naturæ unitæ (humanæ) veritatem, sumimus enim verbum carnem cibo dominico; — quid indignum Deo, si virginis uterum subiit (nempe, ut nasceretur homo) si virginibus creaturis infunditur? (ohe! magnifice!) quæ substantia panis et vini apparebat exterius, jam corpus et sanguis Christi fit interius. — Sapit, ni fallor, cibum illum angelicum, non quod ore discernas, sed quod affectu interiore degustes; exsere palatum fidei, — per salutaris eucharistiæ infusionem influit Christus in viscera animæ sumentis. — Si Deum omnia posse credis, ergo et potest has creaturas in excellentioris naturæ dignitatem convertere, et in sui corporis substantiam transfundere; (posse scil. nemo dubitat, sed an velit et sic faciat?)

Auch die scharf schneidende Einwendung der sogenannten Stercoranisten, welche behaupteten, „daß, wenn das „Abendmahlbrod in den Leib Christi verwandelt, und wie „andere Speisen verkauet und verdauet würde, so müßte „also auch der Leib Christi mit dem übrigen Unflat des „Körpers wiederum ausgeworfen werden," machte die Starkglaubigen jener Zeiten gar nicht irre. Sie antworteten darauf: „mit dem Leib des Herrn gehe es in Hin„sicht auf dessen Verordnung ganz anders als mit andern „Speisen. Das Fleisch des Herrn werde auf eine geistige „Art in unser Fleisch innigst verwandelt, so daß auch „Christi Substanz in unserm Fleisch gefunden werde, „gleichwie er auch das unsrige in seine Gottheit aufge„nommen habe; damit, wer sein Fleisch esse, und sein „Blut trinke, jetzt und ewig an seiner Seele lebe, das „Fleisch aber, vom Staube der Erde auferweckt, am „jüngsten Tage wiederum belebt werde." So mußte ein Unsinn immer wieder durch andere neue Unsinnigkeiten vertheidiget werden. Aber kein Unsinn war so groß und allen gesunden Sinnen so widersprechend, der nicht von dem unbegreiflich starken Glauben jener Zeiten verschluckt und angenommen worden wäre.

§. XIX.

Berengarius tritt gegen die Radbertische Theorie auf, und sucht sie zu widerlegen.

Doch darf es zur Ehre des gesunden Menschenverstands nicht vergessen werden, daß es, wie schon oben bemerkt worden, auch in jenen Zeiten immer noch Männer gegeben, die einem so harten und widersinnigen Dogma entweder geradezu widersprachen, oder doch dasselbe durch ihre mystische und asketische Brühen, die sie darüber hingoßen, zu mildern und dem Glaubensgaumen der Vernünftigern annehmlicher zu machen suchten. Daher konn-

te auch die Radbertiſche Theorie von einer wirklichen Verwandlung des Abendmahlbrods und Weins in den Leib und das Blut Chriſti nicht eher als bis gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, nachdem das Gegentheil noch durch einen ſehr ſcharfſinnigen und hellen Selbſtdenker behauptet worden war, zu einer öffentlichen Giltigkeit gelangen. Dieſer Selbſtdenker war Berengarius, Lehrer an der Stiftsſchule ſeiner Vatersſtadt Tours, und hernach Archidiakon zu Angers im eilften Jahrhundert, ein Mann, der wenn er gleich nicht Muth und Standhaftigkeit genug beſaß, um für die Wahrheit zu leiden, doch auch der Wahrheit zu getreu war, um das gegen ſeine Ueberzeugung ihm abgedrungene Bekenntniß für ſeine wahre Herzensmeynung gelten zu laſſen. Dieſer konnte ſich mit einer alle geſunde Vernunft vor den Kopf ſtoßenden Meynung, wie die neugeſtempelte Radbertiſche war, ſchlechterdings nicht vertragen; er trat daher auf die Seite Johannes Scotus und behauptete, das Brod und der Wein im heiligen Abendmahle ſeyn nur Symbole des Leibes und Blutes Chriſti. Daher redete er immer nur von einem geiſtlichen Eſſen und Trinken des Leibes und Blutes Chriſti. Er ſagte zwar durch die Einſegnung werde das Brod der Leib Chriſti; aber eine ſo plumpe, phyſiſche Verwandlung, wie Radbert, konnte er nicht annehmen. Allein, eine ſolche Vorſtellung war für ein Zeitalter, wie das gegenwärtige, viel zu vernünftig, als daß ſie ihr Glück hätte machen können. Man liebte jetzt nur das, was dem Wunderglauben neue Nahrung, und dem eingeführten Religionsceremoniel ein höheres, geheimniß- und wundervolleres Anſehen gab; der Geiſt des Menſchen war zu ſtumpf, zu träge, als daß er ſich bey den ſichtbaren Zeichen in der Meſſe jedesmal den unſichtbaren Leib und das Blut Chriſti in Gedanken vorſtellen konnte; oder, daß er das geiſtliche Eſſen hätte faſ-

sen können; lieber traute er also den Einsegnungsworten seines Meßpriesters in aller Glaubenseinfalt die magische Kraft zu, das Brod und den Wein in den Leib und das Blut Christi umzuwandeln.

§. XX.

Lanfrank erklärt sich gegen Berengars vernünftigere Meynung. Dieser wird zum Widerruf genöthiget. Urtheil darüber.

Jedoch, wer weiß, ob nicht dieses Zeitalter noch für die vernünftigere Meynung hätte gestimmt werden können, wenn Berengar nur einen oder zween mit ihm gleichstimmende Gehilfen in Angebung eines bessern herrschenden Tons gehabt hätte? Nun aber trat gerade der Mann, der nach ihm für den schärfsten Denker seiner Zeit gehalten ward, Lanfrank, zuletzt Erzbischof zu Canterbury, gegen ihn auf, und erklärte sich für die gegenseitige unvernünftigere Meynung. Wie wehe dies dem guten Berengar that, das gab er dem Lanfrank selbst in einem Briefe zu erkennen, in welchem er unter andern sich erbot, zu beweisen, daß, wenn Johannes Scotus ein Ketzer wäre, ein Ambrosius, ein Hieronymus, ein Augustinus es auch seyn müßten, weil sie eben so vom Brod und Wein im heiligen Abendmahle gedacht und geurtheilt hätten, wie jener. Allein eben dieses Billet machte der eifersüchtige Lanfrank zu einem Werkzeuge der Anklage und Verfolgung gegen Berengarn. Unter dem Vorwand einer unumgänglichen Selbstvertheidigung gegen bösen Leumund gieng er damit nach Rom, las es vor dem vom Papst Leo IX. versammelten Concilio vor, und brachte es durch seine intolerante Betriebsamkeit dahin, daß der unschuldig verklagte Berengar in seiner Abwesenheit im Jahr 1050 erstlich zu Rom, hernach zu Vercelli sammt des Johannes des Schotten Buche als ketzerisch verurtheilt wurde.

Nun schützten ihn zwar die geheimen Freunde seiner Meynung noch eine Zeitlang gegen den Ketzereifer seiner Gegner, die ihn unter den nachfolgenden Päpsten noch weiter inquiriren ließen. Hildebrand selbst, der als ein kluger Kopf sich eher auf Berengars als auf seiner Gegner Seite hinneigte, suchte ihm schon als Kardinal durch ein sehr unbestimmtes Glaubensbekenntniß, das nicht sowohl ein Widerruf als vielmehr eine nähere Erläuterung seiner Meynung war, durchzuhelfen. Allein seine Gegner waren zu geschäftig und zu scharfsichtig, als daß sie die Zweydeutigkeit eines solchen Glaubensbekenntnisses nicht hätten einsehen, und ihm ein viel bestimmteres und härteres aufdringen sollen. Er mußte nämlich im Jahr 1059, vornehmlich auf Betreiben des Kardinals Humberts, dieses so ungestümmen Ketzerfeindes, unter dem Papste Nikolaus II., das seiner vorigen wahren Meynung so gerade entgegen gesetzte Glaubensbekenntniß unterschreiben und beschwören:

„Ich verwünsche, (anathematizo,) indem ich den „wahren katholischen und apostolischen Glauben kennen „gelernt habe, alle Ketzereyen, besonders diejenige, deren „ich beschuldiget worden bin, welche behauptet, daß Brod „und Wein, welche auf den Altar gelegt werden, nach „der Einsegnung blos das Sakrament, nicht aber der „wahre Leib und das wahre Blut unsers Herrn Jesu „Christi seyn, und daß solches nicht anders als im blo„ßen Sakramente sinnlich, mit den Händen der Priester „betästet, gebrochen oder mit den Zähnen der Glaubigen „zermalmt werden könne. Vielmehr stimme ich mit der „heiligen römischen Kirche und dem apostolischen Stuhle „überein, und bekenne mit Mund und Herzen, daß ich „von den Sakramenten des Tisches des Herrn eben den„selben Glauben habe, welchen der Herr und ehrwürdige „Papst Nikolaus und die heilige Synode, unter evange-

„lischem und apostolischem Ansehen zu haben gelehrt und „mir eingeschärft haben: nämlich, daß das Brod und „der Wein, welche auf den Altar gelegt werden, nach „der Einsegnung nicht blos ein Sakrament, sondern der „wahre Leib und das wahre Blut unsers Herrn Jesu „Christi seyn, und sinnlich, nicht blos im Sakramente, „sondern in der Wahrheit mit den Händen der Priester „betastet, gebrochen, und mit den Zähnen der Gläubi„gen zermalmet werden. Ich schwöre dieses bey der hei„ligen Dreyeinigkeit, welche gleiches Wesens ist, und bey „diesen hochheiligen Evangelien Christi. Diejenigen aber, „welche diesen Glauben bestreiten, erkläre ich eines ewi„gen Bannfluches würdig. Und wenn ich einst dagegen „lehren sollte, so unterwerfe ich mich der Strenge der „Kirchengesetze.“ a) Als nachher der seiner Meynung geneigte Hildebrand im Jahr 1073 unter dem Namen Gregors VII. selbst Papst wurde, so schien Berengars gute Sache an demselben einen neuen sehr mächtigen Schutzpatronen zu bekommen. Allein die Gegenparthey der Zeloten war so dringend und stürmisch, daß dieser Papst sich, um nur den guten Geruch der Orthodoxie für sich selbst zu erhalten, genöthiget sahe, ihrem Geschrey nachzugeben, und den armen Berengar zu zwingen, daß er einer über ihn versammelten Synode die neue also bestimmte Bekenntnißformel übergeben mußte: „Daß Brod „und Wein durch das Geheimniß des heiligen Ge„bets und durch die Worte unsers Erlösers in den wah„ren eigentlichen und lebendig machenden Leib und Blut „Jesu Christi wesentlich verwandelt werden,“ — und „daß „Brod und Wein nach der Einsegnung der wahre Leib

und

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 525. 526.

„und das wahre Blut Christi seyn, nicht nur durch ein „Zeichen und durch die Kraft des Sakramentes, sondern „eigentlich und wesentlich (in proprietate naturae et „veritate substantiae.)“

So konnte das ungereimteste und widersinnigste unter allen Kirchendogmen zwar in nachgebeteten Worten und Formeln vermittelst des so gefürchteten römischen Bannstrals, aber nicht Vermöge seiner eigenen Ueberzeugungskraft über die Vorstellungen der Menschen siegen. Denn in Berengars und seiner Freunde Sinn und Meynung konnte dadurch nicht das Mindeste verändert werden. Dieser nahm vielmehr, wenn er den Händen seiner Glaubensmeister wieder entgangen und zu Hause war, die Bekenntniße, die man ihm von den Synoden abnöthigte, unter Bereuung seines Mangels an Standhaftigkeit immer wieder zurück, und bestätigte nur das, was er vor und nachher in seiner Freyheit lehrte, in Reden und Schriften als seine wahre und eigentliche Herzensüberzeugung. Um seine Ehre zu retten, geben seine Glaubensgenoßen zwar vor, er habe seine Verwirrungen vor seinem im Jahr 1088 erfolgten Tode auf der Insel des heiligen Cosmas bey Tours durch sehr harte Leibeskasteyungen unter vielem Fasten, Wachen und Beten abzubüßen gesucht, und sich wieder zum orthodoxen Glauben umgekehrt. Allein wahrscheinlich geschah dieses Vorgeben blos, um ihrem Glauben an die Brodverwandlung durch die vorgegebene Bekehrung eines so einsichtsvollen Mannes desto mehr Ansehen zu verschaffen. — Ob aber Berengarius in seiner Privat-Ueberzeugung wie Calvin, oder ob er wie Luther gedacht und geurtheilt habe, das dünkt mich, könne weder dieser noch jener, weder der Calvinischen noch der Lutherischen Lehrform einiges Gewicht beylegen, weil ja beede nicht das Ansehen irgend eines Gelehrten, sondern blos Vernunft und heilige Schrift

für den Grund ihres Glaubens erkennen. Für die römisch katholische Kirche aber bleibt es ein ewiges Brandmal, daß sie einem so widersinnigen Dogma, wie ihre Transsubstantiationslehre ist, im dreyzehnten Jahrhunderte, unter dem Pabst Innocenz III. endlich den Stempel der Orthodoxie aufdrücken konnte.

§. XXI.

Kurze Beurtheilung anderer höchst unbedeutender Streitfragen.

Bey den übrigen Streitigkeiten, die in den angezeigten vier Jahrhunderten vorfielen, mischten sich zwar immer auch einige fanatische Ideen mit ein; sie wurden aber größtentheils über so unerhebliche Fragen und Spitzfündigkeiten geführt, daß man nur die erbärmliche Mikrologie der sogenannten Theologen bemitleiden muß, und es kaum begreifen kann, wie der menschliche Verstand solche elende Kleinigkeiten zu so wichtigen Gegenständen seiner ernsthaftesten Untersuchungen und seiner hitzigsten Streithändel erheben konnte. Zwar begreift man noch wohl, wie man im achten Jahrhundert die Frage für erheblich halten konnte: ob der heilige Geist vom Vater und Sohn, oder nur allein vom Vater ausgehe? — ob Christus ein natürlicher oder nur ein adoptirter, angenommener, Sohn Gottes sey? ob er nur nach seiner göttlichen Natur, vermöge seiner Geburt aus Gott, oder ob er auch nach seiner menschlichen Natur, vermöge seiner Geburt von der Maria, wahrer Gott zu nennen sey? a) Und bey aller Verfinsterung dieses Zeital-

a) In dem Streite gegen den Elipand, Erzbischof zu Toledo, und Felix Bischof zu Urgel in Narbonne, welche behaupteten: „als Gott sey Christus ein natürlicher Sohn Gottes,

ters hielt man sich doch für klug und scharfsichtig genug, alle diese Fragen ganz Haarscharf zu entscheiden. Aber, wie man sich im neunten Jahrhundert bey Gelegenheit der Abendmalskontrovers die Köpfe über diese Frage habe zerbrechen können: ob Christus durch den gewöhnlichen Weg der Natur (per naturae januam) oder ob er bey verschloßenem Leibe seiner Mutter, ohne alle Erweiterung und Verletzung ihrer Geburtstheile geboren worden sey? das würde einem ganz unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, wie sehr der Fanatismus auch den geringfügigsten Dingen einen Anstrich von Erheblichkeit zu geben weiß, und wie sehr diese Frage eingriff in die Lehre von der ewigen und unverletzlichen Jungfrauschaft der sogenannten Gottes-Mutter, von der vollkommenen Menschheit Christi, von der Fortpflanzung der Erbsünde, auch wohl in den Streit über das Abendmal. —

Jedoch, manchmal wußten die gelehrte Herrn, die Mönche und die Schultheologen, nur nicht recht, wie sie sich bey dem Gemengsel von Licht und Finsterniß, von Wahrheit und Irrthum, das durch das unverdaute Lesen der ältern und neuern Philosophen in ihre Köpfe gekommen war, deutlich genug ausdrücken sollten. So war es ohne Zweifel nur eine aus dem pantheistischen System aufgegriffene Idee, wenn ein Mönch in dem französischen Corvey behauptete: „in allen Menschen sey nur eine „Seele.“ So wußte sichs gewiß keiner von Carls des Großen seinen Hofgelehrten recht deutlich und eigentlich

„als Mensch aber nur durch Adoption; als Gott durch die „wirkliche Geburt aus Gott, als Mensch aber gleich andern „Menschen durch die Taufe und Wiedergeburt; als Gott „sey er der eingeborne, als Mensch der erstgeborne Sohn „Gottes.“ S. D. Henke christl. Kirchengesch. I. Thl. 4te Zeitraum p. 279.

zu erklären, was durch die *gratiam septiformis spiritus*, die man Jes. XI. v. 2 zu finden glaubte, zu verstehen sey. Folglich konnte man sich über solche Fragen und Aufgaben, die niemand recht verstand, in Ewigkeit herumbalgen, ohne jemals nur auf eine lichtere Spur, der Wahrheit zu gerathen. — Noch unbedeutender war der im eilften Jahrhundert über den ersten Bischof von Limoges, Martialis, geführte Streit, ob ihm in der Liturgie der Rang eines Apostels oder nur der eines Märtyrers oder Bekenners gebühre? Seine Verehrer die Mönche im Martialskloster zu Limoges behaupteten: er sey einer von den siebenzig Jüngern Christi gewesen, folglich käme ihm der Apostelstitel mit eben dem Rechte zu, wie einem Paulus und Barnabas. Der Pabst Johannes XIX. selbst, dem es gar nicht darauf ankam, auch dem unbekanntesten Heiligen die Apostelsglorie zu ertheilen, seitdem die Päbste sich das Canonisationsrecht angemaßt hatten, versetzte ihn auch wirklich unter die Anzahl der Apostel, und weihte das zur Ehre dieses neuen Apostels verfertigte Gebet mit aller Feyerlichkeit ein. — Ob die Gebeine des heiligen Dionys zu Paris oder zu Regensburg, die Gebeine des heiligen Benedikts zu Montecaßino, oder zu Fleury zu suchen wären? das waren Fragen, worüber die Pfaffen und Mönche ganze große Nationen in Bewegung zu setzen suchten, weil die Bereicherung ihres Heiligenbeutels von ihrer Entscheidung abhieng.

§. XXII.

Besonders der Streitigkeiten, die die lateinische und griechische Kirchen gegen einander führten.

Viel bedeutender und wichtiger war nun freylich der Gigantenkampf, den die beeden Patriarchen zu Rom

und zu Konstantinopel im neunten und dann wieder im eilften Jahrhundert miteinander kämpften. a) Denn da stritt man sich nicht blos um Wörter und Formeln, sondern um ganze große dem Heiligenbeutel sehr einträgliche Provinzen, ob sie zu dem Römischen oder zu dem Konstantinopolischen Kirchensprengel gehören sollten? Da focht man nicht nur über leere in den Köpfen müßiger Mönche ausgeheckte Spitzfündigkeiten, sondern über die höchste Kirchen-Oberherrschaft. Darüber balgten sich diese beeden Hierarchen mit einer Bitterkeit und Wuth herum, wie sie von solchen stolzen Fanatikern zu erwarten ist, die ihre eigene Sache immer zu einer Sache Gottes und der Religion machen. Da that immer einer den andern mit den schrecklichsten Flüchen in den Bann, und suchten nicht nur andere Bischöffe, sondern auch das Volk selbst mit in ihre schändlichen Händel zu verflechten. Inzwischen waren es doch auch da die allererbärmlichsten Mikrologien, die sie einander vorwarfen, und womit sie die Schande ihrer so häßlichen Leidenschaften zu bedecken und mit dem Firniß der Religion zu übertünchen suchten. Daß z. E. die Lateiner das Fasten am siebenten Tage der Woche, nämlich am Sonnabend für nothwendig hielten; daß sie in der ersten Woche der Quadragesimalfasten den Gebrauch der Milch und des Käßes erlaubten; daß sie die Prieehe gänzlich mißbilligten; daß sie das Recht der Firmelung nur den Bischöffen zueigneten, und den Aeltesten entzögen; daß sie das Konstantinoplische Glaubensbekenntniß durch den Zusatz Filioque verfälscht hätten, u. s. w. Das waren die belachenswerthen, vom Geiste der Religion Jesu so wenig athmenden Vorwürfe, die die griechische

a) Zu Rom herrschten Nicolaus I. und Leo IX. und zu Konstantinopel: Photius, das größte Genie seines Zeitalters Ignatius, und im eilften Jahrhundert Michael Cerularius.

Kirche der lateinischen machte, und worüber diese nun ihre theologischen Klopffechter auf den Kampfplatz führte. Hiezu kamen im ellften Jahrhundert noch die Vorwürfe: daß die Lateiner beym Abendmal nur ungesäuertes Brod gebrauchten; daß sie ihre Täuflinge nur einmal ins Wasser untertauchten; daß sie sich des Bluts und des Erstickten nicht enthielten; daß ihre Mönche Speck äßen; daß sie den kranken Mönchen das Fleischeßen erlaubten, daß ihre Bischöffe Ringe an den Fingern trügen, wie die Bräutigame; daß ihre Geistlichen sich den Bart scheeren ließen. u. d. gl. Wie weit muß doch eine Kirche von dem so vernünftigen, so freyen Geiste der Lehre Jesu gewichen seyn, die einer andern über solche nichtswürdige, nur Lachen erregende Lumpenbagatellen, im Ernste Vorwürfe machen kann?

§. XXIII.

Elender Zustand der christlichen Sittenlehre.

Unter solchen Streitigkeiten, und bey einem solchen allgemeinen Hange zu dogmatischen Subtilitäten, und unnützen Fragen konnte natürlicher Weise auch die Moral um so weniger gewinnen, da noch immer jene ganz verschobenen und verkehrten Begriffe und Grundsätze von mönchischer Vollkommenheit und Heiligkeit fortdauerten, und da sich das Christenthum zuletzt ganz in ein religiöses Ceremonienspiel verwandelte. Eigentlich hatte dieses Zeitalter noch gar keine christliche Moral, in so ferne nämlich dadurch eine wissenschaftlich ausgebildete Sittenlehre zu verstehen ist; sondern man streute eben unter andern theologischen Materien gewiße Sittenregeln, die oft weder Grund noch Haltung, und ihren Ursprung blos aus der Asketik der Mönche her hatten, gelegenheitlich und zu-

fälligerweise mit ein. Man kann daher alle die Moralien, die in den Schriften dieses Zeitalters vorkommen, nicht anders als sehr schwach, mager, dürftig, unzusammenhängend, von keinem festen Prinzip der gesunden Vernunft abgeleitet, auf Mißverstand oder falsche Bibelerklärung gegründet, auf das gemeine tägliche Menschenleben gar nicht anwendbar, sondern nur für Klöster und Mönche berechnet, ja zum Theil ganz falsch oder nur halb wahr und unbrauchbar, wo nicht gar schädlich, nennen. Alle Schriftsteller des achten, neunten, zehnten und eilften Jahrhunderts, die noch ein wenig zu moralisiren Lust hatten, stoppelten, wie im dogmatischen Fache, entweder blos die Meynungen und frommen Einfälle der ältern Kirchenväter (scintillas patrum) auch Sprüche aus der Bibel zusammen, und ordneten sie unter gewiße, in keiner Verbindung stehende, Rubricken von Tugenden und Lastern, deren man gewöhnlich acht annahm; a) oder versteckten sie ihre Sittenlehren hinter ein elendes Gewebe von Allegorien oder mystischen Deuteleyen, deren Afterwitz ihre Kraft gemeiniglich so schwächte, so fade machte, daß jene nicht mehr zu genießen waren; — denn an eine vernünftige und ruhige Erforschung der Natur, der Kräfte und Fähigkeiten, der Rechte, oder der Verhältniße des Menschen und seiner daraus entstehenden Pflichten war da gar nicht zu gedenken; — oder schrieben sie Sammlungen von Synodalschlüßen und Kirchengesetzen über das Verhalten des Klerus und der Layen, Bußbücher, Mönchsregeln, asketische Anweisungen, ganz im Geiste der Mönche abgefaßt; oder Legenden, das heißt, lügenhafte Lebensbeschreibungen von Heiligen zusammen, die nur eine bloße

a) Man findet die acht Hauptlaster, vor welchen die Moralisten dieser Zeit warnten, schon im 2ten Band dieser Geschichte, in der vierten Abtheilung §. XIX. p. 379 angezeigt.

Schwärmers- oder Heuchlerstugend, d. h. gar keine übten, vor deren Nachahmung man also die Welt vielmehr hätte warnen sollen. So sehr ward die so simple, so natürliche, so allgemein-faßliche und anwendbare, so ganz auf die Foderungen einer gesunden Vernunft gegründete, und den Beyfall des menschlichen Herzens so leicht gewinnende Sittenlehre Jesu verkannt, verdunkelt und entstellt, daß man in jenen Zeiten viele Tugenden des Christenthums, wie z. B. Selbstachtung, Selbstbeherrschung, Mäßigung gewisser Leidenschaften, die Pflichten des geselligen Lebens u. d. gl. nicht einmal dem Namen nach kannte, sie wohl gar für Sünden, für weltliche Thorheiten erklärte; daß man gewisse andere Tugenden und Pflichten blos im Allgemeinen, aber nicht in ihrem ganzen Umfange, und nach allen ihren Aesten und Zweigen erkannte und darstellte; daß man einige aus schwärmerischem Eifer auf Kosten der andern überspannte, weil man ihre gegenseitige Gränzen nicht zu unterscheiden suchte; für alle aber keinen festen haltbaren Grundsatz, aus dem sie herzuleiten wären, aufzustellen wußte. Kurz man wußte da gar nicht, was eigentlich wahre Tugend sey; Uebungen, Gebräuche und Sitten, die nach mönchischer Asketik geformt waren, wie z. B. strenges Fasten, Wachen, Beten, Psalmensingen, Absonderung von allen Umgang, von allen Vergnügungen der Welt, das hielt man für den höchsten Gipfel der Vollkommenheit, hingegen Fleiß, Arbeitsamkeit, Emsigkeit und Klugheit in Betreibung weltlicher Geschäffte und Angelegenheiten, in Erwerbung zeitlicher Güter, oder im Streben nach höhern Würden und Ehrenstellen, auch einen noch so mäßigen Genuß sinnlicher Ergözungen, das erklärte man für profane Eitelkeit, für fleischlichen Weltsinn, oder wohl gar für Sünde; aus schwärmerischer Ehrfurcht für die heilige Kirche und ihre Diener erkannte man alle auch die willkürlichsten, mit

den Gesetzen einer gesunden Vernunft oft im geraden Widerspruche stehenden oder sie gar aufhebenden Kirchengebote und Menschensatzungen für göttliche Gebote, die man viel gewissenhafter zu beobachten hätte, als wirkliche wahre Gebote Gottes selbsten.

Wie wenig man aber die eigentliche Quelle, woraus wahre Tugend herfließen muß, gekannt, und blöde Schwäche des Charakters von edler Güte des Herzens zu unterscheiden gewußt habe, das lehren insonderheit folgende wegen ihrer Grosmuth gepriesene Handlungen. Ein gewißer Benedikt von Aniane, den wir unten noch mehr kennen lernen werden, begehrte das, was ihm durch Diebstal entwandt worden, nie wieder zurücke, — denn von Wiederherstellung des gestolenen Gutes lehrte die Moral jener Zeit nichts, — sondern, wenn ein Dieb etwa ergriffen wurde, so überhäuffte ihn jener noch dazu mit vielen Wohlthaten, und ließ ihn heimlich wieder fort, — ohne zu bedenken, wie sehr er dadurch den Diebstal selbst begünstigte und unterhielt. Eben so ließ sich ein König von Frankreich, Robert der Fromme, in seinem eigenen Zimmer bestehlen, und wollte seine Diebe nicht einmal bestraft wissen. Zwölf Verschwornen, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten, ließ er, als man sie entdeckte, auf eine feyerliche Art das heilige Abendmal reichen, zog sie sodann an seine Tafel, bot ihnen Verzeihung an, und ließ den Richtern, die sie verurtheilen wollten, melden, er könnte sich nicht entschließen, sich an denen zu rächen, die sein Herr an seiner Tafel aufgenommen hätte. Kann man sich wohl eine unzeitigere, ungerechtere und der gemeinen Moralität selbst nachtheiligere Großmuth gedenken, als diese?

§. XXIV.

Einige Proben von der elenden Moral dieses Zeitalters aus den Schriften eines Alcuins, eines Bischofs Jonas von Orleans, u. and.

Unter allen moralischen Schriftstellern dieses Zeitalters zeichnet sich Alcuin noch am vortheilhaftesten aus. Er erklärt doch in seinem kleinen moralischen Handbuche noch, was wahrer Glaube, Liebe Gottes und des Nächsten, ingleichem die Hofnung sey, auch empfiehlt er das Lesen der heiligen Schrift, Friedfertigkeit, Mitleiden, leichte Verzeihung empfangener Beleidigungen, Geduld, Demuth, Zerknirschung des Herzens, fleißiges Sündenbekenntniß, (um desto eher Vergebung derselben von Gott zu erlangen,) eifrige Buße, Furcht des Herrn; Keuschheit, die er ein englisches Leben nennt; Vermeidung alles Betrugs, gerechtes Gericht, Bestrafung falscher Zeugen; Entfernung von Neid, Stolz, Zorn und Lobsucht bey Menschen; endlich auch Beharrlichkeit in guten Werken. u. d. gl. Aber auch er schrieb das Beste, was er darüber zu sagen wußte, eben aus den Predigten des Kirchenlehrers Augustins heraus; auch er drehte sich eben auf dem alten gemeinen Sammelplatze der Moralisten von den acht Hauptlastern herum; auch er verwirrte die deutlichsten Begriffe so sehr untereinander, daß er z. B. behauptete, das Allmosengeben bestehe nicht blos in der Freygebigkeit gegen die Dürftigen, sondern auch im Verzeihen des erlittenen Unrechts und in der Besserung der Fehlenden; auch er dachte und schrieb nicht anders, als wie alle andere Sittenlehrer seiner Zeit, nämlich — im alten düstern Geiste einer mönchischen Asketik. Daher mischte er auch unter jene von ihm empfohlene Tugenden, das vollkommene Fasten, das mit Gebet verbunden

den Weg zu himmlischen Geheimnissen eröffne, das aber auch vom Allmosengeben begleitet seyn müsse, durch welches man sich Vergebung der Sünden vor Gott verschaffe. Daher warnte er auch Weltleute und Geschäftsmänner vor einem Laster, das nur sonst Mönchen eigen war, nämlich vor der Acedia oder Gähnsucht, oder weltlichen Traurigkeit, da der müßige Mensch durch fleischliche Begierden in Trägheit, Langeweile, leere Sehnsucht gerathe, und am geistlichen Werke kein Vergnügen mehr finde; a) eine Eigenschaft, die einem frommen Mönche bey seinem Müßiggange und bey seinem ewigen Psalmenleyern wahrlich nicht sehr übel zu nehmen war, die aber auch bey Geschäftsleuten nicht wohl statt finden konnte. —

In andern moralischen Schriften, die in diesem Zeitraume zum Vorscheine kamen, wie z. B. in dem Handbuche der Sittenlehre, das ein Bischof von Orleans, Jonas, ungefähr um das Jahr 828. verfertigte, b) ist zwar immer viel Gutes und Schlechtes, Wahres, Halbwahres und ganz Unrichtiges untereinander gemischt. Aber unter allen seinen Moralien schielt eben immer der alte falsche Mönchsgeist, in Verbindung mit dem blinden Eifer für den kirchlichen Buß- und Gebetsmechanismus hervor. So sagt z. B. eben derselbe Bischof Jonas: „Eitle „und unreine Gedanken unterhalten sey auch sündlich, ob „gleich die Meisten dieses nicht glaubten, denn sie hängen „von unserm Willen ab, aber — der Teufel reitze zu den„selben. Man müsse eben fleißig zum Gebete in die Kir„che kommen, bey den Reliquien der Heiligen seine An„dacht verrichten, und den Priestern seine Sünden beken„nen, weil sie von dem Herrn die Macht zu binden und „zu lösen hätten.“ Eben so behauptet derselbe: „Die

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 348. sq.
b) Schröckhs christl. Sittenlehre Thl. XXIII. S. 294. sq.

„Ehe sey zwar von Gott gestiftet, man müsse aber nicht „der Wollust wegen, sondern blos um Kinder zu zeugen, „in dieselbe treten.“ Wie aber der Wollusttrieb gemäßiget, gebändiget werden könne und solle, davon weiß der armselige Moralist kein Wort zu sagen. „Ehemänner, „sagt er ferner, sollen ihre Frauen lieben, aber — nicht „blos wegen ihrer Schönheit.“ Ein guter Grundsatz, wenn er nur nicht so mangelhaft, so trocken und unausgebildet da stände! Nirgends aber verrathen solche Schriftsteller ihren Mangel an festen moralischen Grundsätzen mehr, als da, wo sie in das Detail der besondern Pflichten hineingehen. So bestimmt eben derselbe Schriftsteller, da er von den Pflichten der Verehlichten redet, einer Frau die Zeit, wie bald sie nach ihrer Niederkunft wiederum in die Kirche gehen, und ihrem Manne beywohnen dürfe; dieser aber soll sich nach geschehenem Beyschlaf erst sauber waschen, ehe er die Kirche betrete. Wahrscheinlich gründete der Verfaßer diese Sittenregel auf ein den jüdischen Männern und Weibern gegebenes Gebot des mosaischen Gesetzes. — So warnt eben derselbe Schriftsteller vor der eingerissenen abergläubischen Gewohnheit, bey Kranken die Wahrsager, und durch dieselben den Teufel um Rath zu fragen, wie eine Krankheit entstanden sey? und ob man sie überstehen werde? dagegen räth er, den Kranken mit dem heiligen Oele zu salben, welches jeder Christ thun dürfe, wenn dasselbe nur zuvor von einem Bischofe geweiht sey. — So legte der Bischof Burkard von Worms denjenigen eine Buße auf, die das Gebet und das Opfer eines verehlichten Priesters verachteten, und das Abendmal nicht von ihm empfangen wollten; da hingegen der Pabst Gregor VII. alle diejenigen in den Bann that, die der Meße eines solchen beywohnten. Von den übrigen moralischen Schriftstellern dieses Zeitalters brauchen wir hier nichts weiter

anzuführen, da sie alle ungefähr von gleichem Schlage sind, und ihre sehr dürftige und unbestimmt hingeworfene Sittenlehre eben aus den ältern Kirchenvätern, besonders aus einem Augustin und Gregorn dem Großen ausschrieben.

§. XXV.

Predigten wurden entweder gar keine, oder sehr schlechte und erbärmliche gehalten.

Auch in den wenigen Predigten, oder Predigtfragmenten, die man noch von jenen Zeiten her hat, findet man keine bessere Moral, als die bereits angezeigte ist. Denn, wer auch noch etwa predigen konnte oder mochte, welches immer ein seltener Fall zu seyn scheint, der las entweder aus des Kaisers Karls des Großen Reichspostill eine Predigt her, oder stoppelte er aus ältern Predigtbüchern etwas zusammen; oder erklärte er, was nur die angesehensten Lehrer, wie z. E. ein Beda, thun konnte, zuerst die vorgelesene biblische Stelle mehr mystisch und allegorisch, als buchstäblich, sodann fügte er seine erbaulich seyn sollende Nutzanwendungen hinzu, denen es aber eben so wohl an Licht und Ordnung, als an Kraft und Rührung fehlte; oder trug er dem Volke allerley elende Märchen von seltsamen Wundern und Abentheuern, oder schwülstige Lobpreisungen der Heiligen und ihrer besondern Meynungen, Gesinnungen, Thaten und Schicksale vor. Wie konnte man aber auch von Predigten eine bessere Moral erwarten, wo diese Wissenschaft noch nicht einmal aus ihrem ersten Keimen hervorgegangen war, und wo nichts, als geist- und heilloser Glaubens-Gebets- und Kirchenmechanismus allgemein herrschte? Zwar freut man sich, wenn man den Otfried, einen den ersten deutschen Schriftsteller in einem zu Wien

in der kaiserlichen Bibliothek vorgefundenen Predigtfragment also reden hört: „Meine liebsten Brüder! Vernehmet die Gebote Gottes. Ihr sollt zu allererst Gott lieben von allem eurem Herzen, von allem eurem Muthe, von allen euren Kräften; darnach euren Nächsten eben so wie euch selbsten, ihr sollt keinen Todschlag thun; noch das Ehebrechen; noch den Diebstal begehen; fremde Dinge sollt ihr nicht umkehren, noch an euch ziehen; Lügenurkunde das heißt falsches Zeugniß sollt ihr nicht sagen; alle Menschen sollt ihr ehren.“ Ja man möchte wünschen, daß in jenen Zeiten, wo eine gute Moral eine so große Seltenheit war, auch nur der Dekalogus dem Volke zuweilen auf eine feyerlichere Art vorgelesen worden wäre. Aber dann möchte man sich auch wieder betrüben, wenn man mitten unter solchen moralischen Verboten den Mönch wiederum also reden hört: „Ihr sollt euren Leichnam kastigieren oder kasteyen; ihr sollt das Fasten mehr lieben, als die Gastereyen.“ Dadurch wird seine ganze Moral wieder verhunzt!

Doch mag eine solche Rede immer noch viel besser und erbaulicher gewesen seyn, als die Predigten eines griechischen Deklamators Nicetas, der in einer den beeden Aposteln Petrus und Paulus gemeinschaftlich dedicirten Lobrede über die zwölf Apostel unter andern sagt: „Ihr seyd ein durchaus schöner, göttlich-gestalteter, unbefleckter Körper; zwey sehr helle und höchst liebliche Augen am Körper des Herrn, durch welche er die Gemeinen auf der ganzen Erde überschauet, erbauet und bessert; heilige, sehr wohlriechende Nasen, welche den Wohlgeruch der heiligen Salben Christi sehr angenehm riechen; mystische Backen, gleich den Gewürzschaalen im Hohenliede; wirksame und unverdrossene Hände, die nicht auf steinernen, sondern fleischichten Tafeln, nicht mit Dinte, sondern mit dem lebendigen Geiste Gottes die göttlichen

„Aussprüche mystisch mit aller Schönheit aufzeichnen; „zwey Schultern, welche das Kreuz empor heben, und „mit demselben erhöhet werden; zwey Brüste, welche die „Kirche mit geistlicher Milch nähren," und was des mystischen Unsinns mehr ist; — denn so wird die Allegorie biß auf die Eingeweide, Hüften und Füße fortgesetzt. — a)

Jedoch, was sollte man denn auch predigen, wo man noch den Wahn hatte, als ob das ganze Christenthum blos im Hersagen des Credo und des Vaterunsers und in der Beobachtung gewisser anderer Gebräuche bestände? Was sollte man predigen, wo man gar noch nicht auf den Gedanken gekommen war, daß die christliche Religion eigentlich nichts anders, als eine Anweisung für das tägliche Menschenleben sey? In der That ist es auch sehr glaublich, daß in diesen Zeiten gar keine ordentlichen Religionsvorträge, außer etwa in großen Städten, an das Volk mehr gehalten wurden; und Hr. Prof. Schröckh hält es für wahrscheinlich, b) daß, da die Predigten, die man noch von jenen Zeiten her hat, größtentheils in der dem abendländischen Volke unverständlichen Sprache geschrieben wurden, sie größtentheils nur für den Klerus bestimmt gewesen seyn mochten. Zwar hatte K. Carl der Große den Befehl gegeben, daß ein jeder Bischof seine Predigten fein recht deutlich in das Bauernlatein oder in die damalige fränkische Sprache übersetzen sollte. Aber wahrscheinlich war dieser Befehl von keiner lange fortdauernden Wirkung, weil sich unter einer beträchtlichen Anzahl von Predigten aus diesem Zeitalter doch keine in einer Landessprache abgefaßte findet.

---

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXIII. S. 304 — 307.

b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XX. S. 353. vergl. mit Th. XXII. S. 501.

§. XXVI.

Der daher entstehende tiefste Verfall der Sittlichkeit unter allen Ständen des Volks insonderheit bey den sogenannten Geistlichen. Ihre Ausschweifungen gegen das sechste Gebot.

Aus dieser so gänzlichen und schimpflichen Vernachläßigung der christlichen Sittenlehre, die doch immer der wesentlichste und wichtigste Theil dieser Religion ist, konnte dann auch nichts anders als der allertiefste Verfall der gemeinen Sittlichkeit unter allen Ständen des Volks, bey den sogenannten Geistlichen wie bey den Layen entstehen, ein Verfall, der so weit gieng, als er nur immer bey der natürlichen Güte des menschlichen Herzens und bey den nie ganz zu durchbrechenden Schranken, welche die göttliche Vorsehung dem allzuweiten Umsichgreifen des sittlichen Verderbens zu allen Zeiten gesetzt hat, gehen konnte. Die sogenannten Geistlichen selbst, die doch dem Volke immer ein leuchtendes Beyspiel der Frömmigkeit und Tugend geben sollten, kannten und beobachteten diese ihre Pflicht so wenig, daß sie größtentheils in die allerabscheulichsten Laster und Ausschweifungen der Unzucht, der Schwelgerey und Völlerey, der Spielsucht, der Geldbegierde, des Müßiggangs und anderer daraus entstehenden Sünden versanken, und daß alle Kirchengeschichtschreiber immer nicht Worte genug finden können, um das unter dem höhern und niedern Klerus herrschende Sittenverderben dieses Zeitalters abscheulich genug darzustellen. Insonderheit klagen alle Rechtschaffene, alle, denen es noch um Erhaltung guter Sitten unter den Menschen zu thun war, ja die meiste in jenen Zeiten gehaltene Synoden selbst aufs heftigste, daß kein Laster unter dem Klerus so frech, so häufig, so schamlos getrieben worden sey, als das Laster geheimer und offenbarer Unzucht und

Hure-

Hurerey. „Die Geistlichen, sagt daher der Herr geheime Rath Spittler, a) „schienen vergessen zu haben, daß „es ein sechstes Gebot gebe, der Name eines Bastards „war keine Schande; mit den schärfsten Kirchengesetzen „konnte man kaum bey dem Meße-haltenden Priester ei„nigen Wohlstand erzwingen: aber die Bischöffe dünkten „sich nur zu oft über die Gesetze erhaben.“ Nach einer im achten Jahrhunderte beschlossenen Synodal-Verordnung sollte ein Priester, der Unzucht begieng, ein oder zwey Jahre lang, nachdem er vorher wacker durchgegeißelt worden, bey Wasser und Brod im Gefängnisse Buße thun. Dennoch konnten alle noch so geschärften Verbote der Synoden, und alle noch so empfindliche Strafen diesem Laster, das man mit Recht als eine Folge von jenen widernatürlichen Verboten und Einschränkungen der Ehe der Kleriker ansiehet, keinen Einhalt thun. Denn je schärfer die Aufsicht über die dawider sündigenden Kleriker und ihre Bestrafung wurde, desto mehr wurde dieses Laster insgeheim und im Dunkeln getrieben. Weil man den Bischöffen und Priestern jetzt keine ordentliche und rechtmäßige Frauen mehr gestatten wollten, so hielten sie sich ihre Concubinen, wenigstens nannte man die Frauen, mit denen sie in Verbindung lebten, also. Und wem ist es wohl unbekannt, wie viele Schleichwege es giebt, auf welchen die auf Befriedigung ihrer geilen Lüste ausgehenden Manns- und Weibspersonen einander beyzukommen wissen? wer kennt nicht die Stärke und Heftigkeit des Geschlechtstriebes, wenn er durch Verbote und Einschränkungen noch mehr gereizt und durch öftere Abwechslung genährt wird? Ja sogar Knabenschänderey, Sodomiterey und andere solche unnatürliche, die Menschheit bis-

a) In seinem Grundriß der Geschichte der christl. Kirche, Göttingen 1782. Seite 231.

zum Thier hinab erniedrigende Laster waren es, auf welche man schon im achten Jahrhunderte bey Priestern und Bischöffen inquiriren mußte; des Beyschlafs mit Nonnen, oder des Ehebruchs mit anderer Männer Weibern nicht zu gedenken. a) Niemand aber führt über solche Ausschweifungen der Kleriker bitterere und heftigere Klagen, als die beeden Sittenrichter des zehnten und eilften Jahrhunderts, Ratherius Bischof von Verona, und Damiani, Mönch und Cardinal Bischoff von Ostia. b) Nach einem Zeugniß des Ratherius insonderheit gab es unter den italienischen Geistlichen zu seiner Zeit solche schamlose Hurer, daß sie mit allen Weibern und Töchtern ihres Kirchensprengels ganz ungescheut Unzucht trieben. Ja eben dieser Eiferer spricht von so unnatürlichen Wollüsten und unter so versteckten Bildern, daß er kaum zu verstehen ist.

§. XXVII.

Fernere Laster und Ausschweifungen des Klerus.

Mit diesem Laster des Klerus standen aber auch noch andere in Verbindung, besonders Schwelgerey, Völlerey. Spielsucht, Jagd und Kriegslust, vornehmlich aber Müßiggang und eine gänzliche Entfernung und Abneigung von den eigentlichen Pflichten und Beschäftigungen ihrer Aemter. Schon im achten Jahrhunderte wurde den Klerikern das Waffentragen, das Ausziehen in den Krieg, wenn es nicht zum Tragen der Reliquien geschähe, verboten; auch sollten sie nicht auf die Jagd gehen, nicht mit Habichten, Falken und Hunden auf den Fel-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XIX. S. 481.

b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 508. sqq.

dern herumstreichen. Im Jahr 836 mußte auf einer Kirchenversammlung zu Aachen den Bischöffen das Sauffen, das zur Verletzung der Ehre der Religion gereichende Reden, wie auch das Verlassen ihrer bischöfflichen Sitze bey strenger Strafe verboten und ihnen ein exemplarisches Leben, eine fleißigere Aufsicht über ihre Heerden empfohlen werden. Im Jahr 850 wurde auf einer Synode zu Pavia in Gegenwart des K. Ludwigs verordnet, die Bischöffe sollten nicht so viele Gastmale, keineswegs aber mit so lächerlichen Schauspielen, Zoten und Possenreißereyen von Schalksnarren halten. a) Ratherius klagt unter andern insonderheit über ihren leidenschaftlichen Hang zur Völlerey und zum Spielen. b) Durch einige Synoden des neunten Jahrhunderts wurde auch ihre Erbschleicherey oder ihre Begierde nach den Gütern reicher Sterbenden, denen sie, zum Schaden der rechtmäßigen Erben, vermuthlich unter dem Vorwande der Hofnung auf höhere himmlische Schätze ihr Vermögen abzuschwatzen suchten, wie auch ihre Gewohnheit, Pächter abzugeben, im Lande herum zu schweifen und gerichtliche Händel zu betreiben, gerügt. c)

Daher mag wohl jene Beschreibung, die ein König von England Edgar durch den Bischof Dunstan von den Geistlichen seines Reichs, von ihrer Frechheit, von ihrem Stolze, von der Schändlichkeit ihrer Gespräche, überhaupt von den Unordnungen ihres Lebens entwerfen ließ, so häßlich sie auch ist, nicht ganz unwahr seyn. „Sie erlaubten sich, heißt es, alle Ausschweifungen der Schwel-

a) Mosheims Kirchengesch. 11ter Th. S. 141. not. h.
b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 517.
c) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XIX. S. 436 und Th. XXII. S. 507.

„gerey, der Unreinigkeit, der Trunkenheit; und ihre Häu„ser schienen Sitze der Schande und der Lüderlichkeit zu „seyn. Der Soldat klagte, das Volk seufzte, die Recht„schaffenen weinten, und die Lasterhaften lachten über die „Frevel der Geistlichen, welche die reiche Stiftungen der „Könige und die Allmosen der Armen auf Vögel und „Hunde verwendeten, und in den üppigsten Schmäußen „verpraßten." „Ein schreckliches, setzt Herr Cramer hinzu, a) „und doch wahres Gemälde von dem Leben der Klerisey.—"

§. XXVIII.

Auch die Synodal-Verordnungen und Kirchen-Visitationen könnten dem Sittenverderben des Klerus nicht abhelfen.

Einen solchen gänzlichen Sittenverfall der sogenannten Geistlichen konnte dann auch weder durch die vielen Synodal-Verordnungen, noch durch die hie oder da noch angestellten Kirchen-Visitationen abgeholfen werden. Denn bey Synoden wurde immer mehr über politische und kirchliche Angelegenheiten, als über Religionssachen und über die Verbesserung der gemeinen Moralität gehandelt. Daß z. B. die Aebte und Bischöffe sich die Tonsur nicht bezahlen lassen; daß sie beym Gottesdienste keine Handschuhe, keine zu kostbaren Schuhe an den Füßen, keine Ringe tragen; daß sie die Präbenden weder kaufen noch verkaufen, auch keine Gastmale dabey geben sollten; daß der, welcher einen Kirchenraub begangen (das größte Verbrechen, das man sich in diesen Zeiten denken konnte, weil es ein Heiligthum der erhabenen Kirche antastete?) in den Bann gethan, und nicht eher

a) S. Cramers Vte Fortsetzung der Boßuetischen Geschichte der Welt und der Religion — oder des Vten Th. 2ter Band S. 326. sq.

davon losgesprochen werden sollte, bis er den Raub dreyfach oder vierfach erstattet hätte. Diese und dergleichen Dinge waren die großen Angelegenheiten, welche für die Bischöffe auf ihren Synoden weit mehr Interesse hatten, als gemeine Religiosität und Sittlichkeit!

Und von ihren Kirchenvisitationen gibt uns der gelehrte Herr Prof. Schröckh a) ein Pröbchen von einem Frageplan, woraus man mehr ihre Sorgfalt für den alten geistlosen Kirchenmechanismus, als ihren Eifer für christliche Moralität und Tugend erkennen kann. Da sollte sich nämlich der visitirende Bischoff erkundigen, welchem Heiligen die Kirche gewidmet, wie sie, ihre Geräthschaften, Bücher und Einkünfte beschaffen seyn? ob der Pfarrer wegen eines Umgangs mit Weibspersonen verdächtig sey? ob er die Kranken gehörig besorge, oder ob er ihnen nicht etwa durch einen Layen das Abendmal schicke? ob durch seine Nachläßigkeit etwa ein Kind ohne Taufe gestorben sey? ob er sich mit Hunden oder Vögeln belustige? b) ob er einen Kleriker habe, der öffentlich aus der heiligen Schrift vorlese, ihm bey der Meße antworte, und mit ihm singe? ob er die kanonischen Stunden besbachte? ob er die Meße nüchtern, und in der dritten Tagsstunde lese? ob er täglich Weihwasser zubereite? ob er das Vater unser und das apostolische Symbolum allen Mitgliedern seiner Gemeine beygebracht habe? ob er sie am Mittwoch vor der Fastenzeit zur Beicht einlade, und jedem nach seinen Vergehungen eine Buße anlege, wie sie im Bußbuche vorgeschrieben sey? ob er sie an den drey

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 503.

b) Man sieht hieraus, wie da in dieser saubern Moral alles, Kleinigkeiten und Wichtigkeiten, moralische und unmoralische Fragen bunt und kraus unter einander geworfen waren. Auffallend ist es, daß diese Visitators-Fragen schon so viel Aehnliches mit dem Wirtembergischen Frageplan hatten!

Hauptfesten alle ermahne zum Abendmale zu gehen? ob er ihnen auch die nöthigen Anweisungen gebe, zu welcher Zeit sich die Verheuratheten ihrer Frauen enthalten sollten? ob er die teuflischen Lieder, welche der Pöbel des Nachts über den Todten zu singen pflege, (wahrscheinlich noch ein von den Heiden herstammender Gebrauch) verbiete? ob er die Christen belehre, daß sie eine Kerze oder sonst etwas vor der Meße am Altar opfern sollten? und dergleichen. Lauter Fragen, welche deutlich genug zu erkennen geben, wie wenig man dazumal bey den sogenannten Kirchenvisitationen nach dem sittlichen Zustande der christlichen Gemeinen und ihrer Anführer fragte, oder wie wenig man auch nur darnach zu fragen Verstand und Einsicht genug gehabt habe!

Ueberhaupt aber läßt sich über das bisher beschriebene Sittenverderben des Klerus gar leicht die Bemerkung machen, daß in einem Zeitalter, wo es so viele Heilige gab, weil man den Grad der Heiligkeit nach der Menge oder Größe der Schenkungen an Kirchen und Klöster oder nach der Genauigkeit, nach dem Eifer in Beobachtung der Mönchs- und Kirchenasketik abmaß, wahre christliche Tugend und Frömmigkeit eine desto größere Seltenheit werden mußte, nicht nur, weil man gar keinen richtigen wahren Begriff davon hatte, sondern auch, weil man das lasterhafteste, verdorbenste Herz unter jenem so schön gleißenden Heiligkeitsmantel verbergen konnte, und weil auch natürlich gute Seelen sich ganz damit begnügen konnten, wenn sie nur jene Kirchengebräuche emsig mitmachten und sich übrigens immer in einiger Entfernung von der Welt und ihren gröbsten Lastern erhielten.

§. XXIX.

Allgemeiner Verfall der Sittlichkeit unter dem Volke überhaupt.

Waren aber die Hirten und Lehrer des Volks so tief in alle Arten von Lastern versunken, wie konnte, wie mußte es dann in diesem Zeitalter mit der Sittlichkeit unter dem Volke selbst aussehen? Vielleicht mag es da noch mehrere natürlich gute und edle Seelen gegeben haben, — denn wie kann die Geschichte dieses bestimmen? — als unter dem so verderbten Klerus selbst; wenigstens mögen diejenigen, welche eine arbeitsamere und gemeinnützlichere Lebensart führten, doch immer noch bessere Menschen gewesen seyn, als die müßigen Pfaffen und Mönche. Aber überhaupt und im ganzen genommen müssen auch da die allerabscheulichsten Laster mit eben der Frechheit und Ausgelassenheit, wie vormals unter den Heiden geherrscht haben; und man kann dem Christenthume schlechterdings keinen die Sitten der Menschen verbessernden Einfluß zuschreiben, weil man das wahre Christenthum noch gar nicht kannte, und weil das abergläubische Religionsceremoniel, das man jetzt in allen Abendländern zur allgemeinen Volksreligion gemacht hatte, eben so wenig, wie ehemals der heidnische Aberglaube, auf Verbesserung der Sittlichkeit unter den Menschen berechnet war. Freylich hatte das damalige Volk an seinen Priestern und Mönchen scharfe und strenge Aufseher. Aber wenn der Aufseher, der Volksanführer selbst sehr tief unter dem dicken Nebel des Aberglaubens steckt, wenn er selbst keine richtige, gewisse und feste Grundsätze der Moral hat, und etwas für Tugend und Frömmigkeit hält, was es doch gar nicht ist, wenn er selbst allen Lastern ergeben ist, und die in seinem Herzen gehegte scheußliche Brut derselben mit seiner elenden Mönchsheiligkeit zu ver-

decken weiß; wie kann denn das von ihm angeführte Volk eine bessere Tugend kennen und üben lernen, als seine Anführer selbst haben? Oder wenn die damaligen Priester und Mönche selbst nichts anders von dem Volke verlangten, als blos einen recht blinden Gehorsam, eine recht sklavisch kriechende Ehrfurcht vor der heiligen Kirche und ihren geweihten Dienern, wenn sie dem Volke selbst nichts weiter zur Pflicht machten, als blos das Nachbeten ihres Credo und ihres Vater unsers oder die Beobachtung aller jetzt eingeführten Kirchengebräuche und asketischen Uebungen, was konnte dann von dem Volke anders erwartet werden, als daß es seine Priester sklavisch ehrte, und den eingeführten Kirchenschlendrian mit beobachtete? Wenn dann der so falsch geleitete Christ es nur an keinen von diesen Stücken fehlen ließ, so konnte er sich übrigens insgeheim allen den Lastern ergeben, wozu ihn sein Temperament, oder seine Erziehung, oder sein gegenwärtiger Vortheil, oder seine Sinnenlust geneigt machte; allen Lastern, die bey einem und eben demselben Menschen nur bey und neben einander bestehen können. Daß aber auch wirklich alle Arten von Lastern, insonderheit Ermordungen und Todtschläge, Gewaltthaten und Unmenschlichkeiten, die von einer gänzlichen Abstumpfung alles menschlichen Gefühls zeugen, Unterdrükkung der niedern Stände, Bedrückungen derselben mit Gewalt der Waffen oder vermöge des Rechts des Stärkern; Ehebrüche, Hurereyen, Räubereyen, Diebstäle, geheime und offenbare Betrügereyen, Meineide, Verachtung aller Religion, aller göttlichen und menschlichen Gesetze, Zaubereyen, Seegensprechereyen und dergleichen unter dem Volke begangen wurden, und zwar so frech und ungescheut begangen wurden, daß auch die fürchterlichsten Drohungen und Bannflüche der Priester, die sonst alles bey dem abergläubigen

Volke auszurichten vermochten, dennoch diesen Lastern keinen Einhalt thun konnten, das ergiebt sich insonderheit aus den Nachforschungen der Sende (Synoden) oder Sittengerichte, die von Zeit zu Zeit durch die Bischöffe in ihren Sprengeln gehalten wurden, oder aus den Fragen, welche die Beichtväter an ihre Confitenten in den Beichtstühlen machten. Denn, da war immer die erste Frage diese: Hast du einen Mord oder Todschlag begangen? Ist es freywillig, ohne Noth, aus böser Begierde, um jemanden zu berauben, geschehen? oder zufälliger Weise? oder um deine Verwandten zu rächen? oder im Krieg auf Befehl deines rechtmäßigen Fürsten? Auch wurde da auf Vergiftung, Abtreibung der Leibesfrucht, Verstümmelung inquirirt; hast du niemanden die Hände oder Füße abgehauen, oder die Augen ausgerissen? Hierauf kamen die Fragen über den Meineid, ob einer aus Begierde nach fremdem Gute, oder sonst wissentlich einen falschen Eid geschworen, oder einen andern dazu verleitet habe? Sodann wurde über Ehebruch, vorzeitigen Beyschlaf, Blutschande und dergleichen inquirirt. Hast du einen Ehebruch begangen? Hast du ein Weib genommen, und keine öffentliche Hochzeit gehalten, den Segen vom Priester nicht empfangen, a) ihr kein Leibgeding ausgemacht? Hast du eine deiner Verwandten zur Ehe genommen, oder eine, die dein Verwandter zuvor gehabt hatte? — Unter andern Fragen aber waren folgende noch die merkwürdigsten, und einer gesunden Moral am angemessensten: Ob einer einen freyen Menschen, oder eines andern Knecht, oder einen Fremdling, einen Reisenden be-

a) Man sieht hieraus abermal, was den Priestern vornehmlich am Herzen lag, und was ihr Herzensanliegen für einen Einfluß auf die Bestimmung der gemeinen Moral und Moralität hatte, nämlich ihre Stolgebühren.

raubt, durch Schmeicheley an sich gelockt, und dann auſſer Lands an Juden, oder Heyden verkauft habe? — Also, soviel Christenthum war doch noch übrig, daß man Menschenraub un Menschenhandel für ein Verbrechen ansah! — Ob jemand einem Wallfahrter oder einem Reisenden die Herberge abgeschlagen? Oder: Sind Gäste zu dir gekommen zur Zeit der Noth, und du hast sie nicht in dein Haus aufgenommen, und hast ihnen nicht Barmherzigkeit erzeigt, wie es Gott befiehlt? — Wie wohl thut es doch einem Menschenliebenden Herzen, wenn man unter so vielen magern, elenden Fragen doch auch noch ein paar solche edlere Funken eines reinern moralischen Sinnes hervorschimmern sieht! Alsdann aber kann man sich auch des Mitleidens oder Unwillens kaum enthalten, wenn man den geistlosen Sittenrichter wiederum also fragen hört: Ob jemand den Zehnten Gott und seinen Heiligen entziehe? Ob jemand seinen eigenen Priester verachte, in eine fremde Kirche gehe, dort kommuniciere und seinen Zehnten dorthin gebe? Ob jemand Blut oder Fleisch von einem verreckten Vieh, oder von einem, das von einem andern Thiere zerrissen worden, esse? a) ob einer die Fasten vor dem Abendgottesdienst gebrochen? ob man sich dem Bischofe oder dessen Abgeordneten widersetze, wenn sie einen Bauern oder Leibeigenen wegen eines Verbrechens nackend mit Ruthen züchtigen lassen wollten? Welch eine Erniedrigung des Bauernstandes und der Menschen Rechte!!

Auch ist es immer zu billigen, daß viele von solchen

a) Doch, das wäre diesem Zeitalter noch zu verzeihen, daß sie ein Gebot, das die Apostel Act. XV. v. 29. für ihre Zeit gaben, zu einer allgemeinen Sittenvorschrift machten, wenn sie nur nicht so viele andere gar nicht moralischen Gebote den Christen aufgehalst hätten.

Fragen auf die Ausrottung der Reste des heidnischen Aberglaubens abzielten; z. B. ob jemand ein Opfer verrichte bey den Bäumen oder Steinen, gleich als bey Altären, oder ob er ein Licht oder ein anderes Geschenk dahin bringe, gleich als wenn eine Gottheit da wohnte? ob ein Weib vorhanden sey, welche vorgebe, sie könne durch Zauberey die menschliche Gemüther vom Haß zur Liebe, oder von dieser zum Haß lenken, auch die Güter der andern beschädigen, oder sie gar entwenden; und ob eine sey, die behaupte, sie reite in gewissen Nächten mit den Teufeln in Weibergestalt auf gewissen Thieren, und sey in ihre Gesellschaft aufgenommen? a) Nur wäre zu wünschen, daß man dergleichen abergläubische Meynungen von je her nicht so wohl durch gerichtliche und kirchliche Inquisitionen und Strafen, als vielmehr durch bessere Belehrung des Volkes zu tilgen gesucht hätte. Denn daß jene Inquisitionen nichts halfen, daß vielmehr jene Ausgeburten des alten heidnischen Aberglaubens nach und nach von den christlichen Priestern selbst unter andern mit adoptirt wurden, das lehrt ja ihre noch bis auf unsere Zeiten an vielen Orten fortdaurende Herrschaft.

§. XXX.

Auch durch die strengsten Büßungen und Bußverordnungen, so wie durch andere dahin sich beziehende Anstalten, konnte dem allgemeinen Sittenverderben nicht gesteuert werden.

Jedoch, vielleicht möchte man glauben, daß etwa

a) Diese Fragen findet man in Schmids Geschichte der Deutschen IIIten Buche 13. Kap. und IVten Buche 13. Kap. — wo sie aus Rheginos Sammlung von Kirchengesetzen und aus dem Beichtspiegel des Burkards von Worms ausgezogen sind. Ueber die den Aberglauben betreffende Fragen werden unten noch mehrere Bemerkungen vorkommen.

durch die so strengen Büßungen und Bußverordnungen, die gegen jene Verbrecher auf den Synoden beschloßen wurden, wo nicht ächte Religiosität und Sittlichkeit geweckt, doch dem frechen Laster Zaum und Gebieß angelegt, also doch wenigstens einiges Gute gestiftet werden konnte. Man möchte denken, der Verbrecher oder Mißethäter, der seine verübte Mißethat entweder seinem Priester beichten, und dann eine schwere empfindliche Büßung übernehmen mußte, oder, wenn er dies nicht that, ewige Höllenqualen, die sich der Aberglaube jener Zeiten viel fürchterlicher vorstellte, als der zu unsern Zeiten, zu befürchten hatte, hätte durch solche Strafen doch wenigstens aus dem Gröbsten herausgezogen, und von der Begehung der ärgsten Verbrechen abgeschreckt werden sollen, wenn auch gleich sein Herz und Leben im Uebrigen ganz ungebeßert geblieben wäre. Allein, wo läßt sich je ein Lasterhafter durch die Furcht vor zukünftigen, noch so schweren, aber doch immer noch ungewißen, vielleicht noch abzuwendenden Strafen von der gegenwärtigen Befriedigung seiner wilden Begierden und Leidenschaften so leicht abhalten? Und dann gieng ja auch dieser so geringe Nutzen verloren, wenn der Beichtende auch nur ein wenig Geld im Beutel hatte, und sich mit seinem Bischof oder Beichtvater für die ihm auferlegte Buße abfinden konnte. Denn da beurtheilte der Priester, der die Beicht anhörte, eine jede ihm gebeichtete Sünde nicht nach der Stufe ihrer wirklichen wahren Unsittlichkeit, — denn das konnte er gar nicht, — sondern nach der hohen oder niedern Sündenklaße, in welcher sie in seinem Bußbuche stand, und nach dieser Klaße legte er seinem Beichtkinde auch die dafür angesetzte Büßung entweder mit Fasten oder Wallfahrten, oder Psalmenbeten oder mit Ausschließung von der Kirche und vom heiligen Abendmale, auf. Wenn der Beichtende nicht Lust hatte, sich der sogenannten Buße zu

unterwerfen, so konnte er sich gar leicht, auch mit einem geringen Stück Gelds von seiner ganzen Sündenschuld loskaufen; denn für die Aermere war eine niedrigere Sündentaxe angesetzt, als für die Reichere. Auf diese Art wurde mit den Sünden der Menschen zwar eine für die Kirche und Klöster sehr einträgliche Finanzoperation getrieben, aber wahre moralische Besserung, ernstlicher Haß und Abscheu vor der Sünde konnte dadurch so wenig bewirkt werden, daß man vielmehr durch die Leichtigkeit, womit man sich von allen auch den gröbsten Verschuldungen immer wieder loskaufen konnte, noch viel leichtsinniger, frecher und gegen alle Regungen des innern moralischen Gefühls abgehärteter werden mußte.

Will man aber wissen, wie gewisse einzelne besondere Sünden taxirt waren, so mußte einer, der einen vorsetzlichen Mord begangen, vierzig Tage nacheinander mit Wasser und Brod fasten, und dann sieben Jahre lang sich noch andern Büßungen unterwerfen. a) Für einen Todschlag im Kriege oder auf Befehl des Fürsten hingegen mußte einer, — wie wenn dies so unbestimmt unter die Verbrechen gehörte, — drey Fasten lang Buße thun. Geringere oder geringer geschätzte Sünden wurden dann auch mit einer leichtern Büßung abgethan. Wie man sich aber von solchen Kirchenbußen habe loskaufen können, das lehrt uns Rheginо in seinem Buche von der Kirchenzucht am deutlichsten. b) „Wer etwa nicht fasten kann, schreibt „dieser Sammler von Kirchengesetzen, und Vermögen hat,

---

a) So taxirt Burkard von Worms in seinem Beichtspiegel diese Sünde. S. Schmids Gesch. der Deutschen IV. Buch 13tes Kapitel.

b) Den Auszug aus dieses Rheginos Lib. II. de disciplinis ecclesiast. und de redemtionis pretio S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXIII. S. 132.

„es abzukaufen, der gebe für sieben Wochen zwanzig „Schillinge (Solidos;) oder, wenn er nicht so viel zah„len kann, zehn; und, wenn er sehr arm wäre, drey. „Doch mag ein jeder überlegen, ob er es zum Lösegeld „der Gefangenen, oder auf den heiligen Altar, oder den „Dienern Gottes, oder den Kranken zum Allmosen geben „solle. Für einen Monat, den einer bey Wasser und „Brod Buße thun sollte, mag er knieend 1200 Psalmen „singen, oder nicht knieend 1680. Er kann auch jeden „Tag in der sechsten Stunde etwas essen, nur am Mitt„woch und Freytag mag er bis zur neunten warten. „Für eine Woche mag er 300 Psalmen absingen.“ (Ein feines Kirchenexercitium!) „Wer aber die Psalmen nicht „kennet oder nicht fasten kann, der mag für ein Jahr, „das er bey Wasser und Brod zubringen sollte, 26 Schil„linge zum Allmosen geben, und in jeder Woche an ei„nem Tage bis zur neunten Stunde, am andern bis zum „Abend fasten.“ Wie mußte aber wohl die gemeine Sittlichkeit beschaffen seyn, zu einer Zeit, da man sich mit Geldgeben, oder Fasten, oder Psalmen singen von aller Sündenschuld frey machen, und alle Rügen des etwa noch nicht ganz beruhigten Gewissens sicher abweisen konnte? O Gott, wie tief war da die Religion, die du der Menschheit durch Jesum gabst, geschändet!!

Zwar mag es, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, a) sehr rührend, bis zu schwermüthiger Wehmuth rührend gewesen seyn, wenn man sah, „wie jene gutmüthige Christen, bey so dürftigen Kenntnissen, bey so kraftlosen Antrieben dennoch Wunder der Frömmigkeit — (die sich aber durch die Zaubermacht der Schwärmerey gar wohl erklären lassen,) — ausübten; wie sie aus warmer Liebe

a) Geschichte der Menschheit und Religion, für Freunde der Aufklärung. Weißenfels und Leipz. 1793. S. 306.

für ihre verstorbenen Freunde ihr Vermögen so willig zum Opfer hingaben; wie sie mit so edler Herzensgüte ihre Habseligkeiten in den Schatz der Kirche hintrugen; wie sie Ehre, Würden und Gemächlichkeit der Kirche und ihren Dienern aufopferten; wie sie aus herzlicher Liebe zur Religion bey Errichtung kirchlicher Gebäude oft die beschwerlichsten erniedrigenden Dienste des Zugviehes selbst verrichteten; und wie sie bey frommen Irrthum dennoch so froh, so ruhig waren, im Dienste der Kirche arm geworden zu seyn." u. s. w. — Solche aus einem sehr heißen Religionseifer entspringende Handlungen der Selbstverläugnung und Selbstaufopferung stechen freylich gegen unsere im Gottesdienste sehr lau- und kaltgewordene Zeiten gewaltig ab. Inzwischen ist es doch nicht zu läugnen, daß, was hier herzliche Liebe zur Religion heißt, im Grunde nichts anders, als blinder von herrschsüchtigen und geitzigen Pfaffen genährter Fanatismus war; und daß jene gutmüthige Christen mit allen ihren frommen Heldenthaten, die sie der heil. Kirche zu Ehren und im Gehorsam gegen die geweihten Diener derselben verrichteten, dennoch unmöglich moralisch besser, weiser, edler und frömmer werden konnten; daß folglich auch ihre Gemüthsruhe und Fröhlichkeit, bey ihrer im Dienste der Kirche übernommenen Armuth, auf keine festere Gründe gebaut seyn konnte, als die Ruhe aller andern heißeifernden, aber unsittlichen, Schwärmer.

Nichts kann aber mehr von der Frechheit und Zügellosigkeit aller Laster dieser Zeiten zeugen, als einmal die Entstehung gewißer Ritterorden, die sich bey der allgemeinen Nichtachtung aller Gesetze in der Absicht unter einander verbanden, die Schwachen, die Armen, die Weibspersonen und dergleichen wehrlose Menschen gegen die Angriffe, Räubereyen und Gewaltthaten der Reichern und Mächtigern zu schützen; und dann der auf gewisse

Tage in der Woche öffentlich beschlossene Gottesfriede. Denn da man den steten Befehdungen, Plünderungen, Räubereyen und Mordthaten der Mächtigern durch Strafen und Gesetze im Ganzen nicht steuren konnte, so schloß man wenigstens auf gewisse Tage in der Woche einen Stillstand oder Vertrag, nach welchem von Mittwoch Abends an bis Montag frühe keiner dem andern etwas mit Gewalt nehmen, oder ein erlittenes Unrecht rächen, oder ein Unterpfand zur Versicherung fodern durfte. Wer dawider handelte, sollte als einer, der den Tod verdient hatte, bestraft, oder in den Bann gethan und des Landes verwiesen werden; gleich als ob solche Frevelthaten an solchen Tagen, da die heilige Kirche ihre meisten Feyertage hat, sträflicher wären, als an andern. So wuchs die Macht des Lasters — selbst über die Macht des fanatischen Aberglaubens hinaus, daß die Diener des letztern auch mit ihren fürchterlichsten Drohungen und Bannstüchen dem erstern keine Schranken mehr setzen konnten, sondern mit jenen zügellosen Frevlern blos auf einige Tage in der Woche kapituliren mußten, um nur da noch wenigstens Ruhe und Sicherheit zu erhalten, während daß man an den übrigen Tagen etwas freyer und ungestrafter sündigen dürfte!

§. XXXI.

Einige Ursachen, woraus sich die Wiederbelebung der Wissenschaften erklären läßt. Scholastik und Mystik.

Inzwischen hatte die göttliche Fürsehung doch auch mitten unter dem tiefsten Verfall aller Wissenschaften und bey dem allgemeinsten Sittenverderben gewisse Mittel bereitet, wodurch jene wieder belebt, dem freyern Denken und Forschen nachgeholfen, und zur Vereinigung des Glaubens mit der Vernunft ein Weg gebahnt wurde. Wenn

gleich

gleich der Umfang des gelehrten Wissens, das man sich jetzt zu verschaffen suchte, sehr geringe, dürftig und eingeschränkt war, so hatte man doch die Hochschätzung für die Mittel und Werkzeuge der Gelehrsamkeit, für die Schriften der Alten, nie ganz aufgegeben, sondern sie recht sorgfältig in den Bibliotheken der Klöster und Kathedralkirchen aufbewahrt, und von Zeit zu Zeit für die Abschriften derselben gesorgt. Wenn dann die Mönche, die solche vielleicht blos, um die lange Weile zu vertreiben, abschrieben, von diesem gelehrten Schatz auch nichts verstanden, ihn also auch nicht selbst genießen konnten, so war doch das Verdienst ihrer Finger und Hände für die Nachwelt schon groß genug, daß jene Schriften nur abgeschrieben und wieder in ihre Fächer hingelegt wurden. Wenn gleich die meisten unter dem höhern und niedern Klerus kaum noch etwas lesen und schreiben konnten, weil sie ja sonsten ihre gottesdienstliche Verrichtungen, (ihre divina officia) nicht hätten versehen können, so waren doch immer noch bey den Stiftskirchen und in den Klöstern viele berühmte Schulen vorhanden, durch welche ein mancher fähiger, offener Kopf geweckt, gebildet und zum weitern Lesen und Nachforschen angereizt wurde. Der Ruhm, den sich diese durch weiteres Lesen und Forschen gebildete Männer unter ihren minder gelehrten und unwissendern Zeitgenossen erwarben, und der Nutzen, den sie der Welt mit ihrer Gelehrsamkeit und mit ihren Einsichten an den Höfen der Fürsten, bey gerichtlichen Verhandlungen oder bey Synoden stifteten, wo man ihres Gutachtens bedurfte, war dann natürlicher Weise desto größer, je seltener solche Kenntnisse, Fähigkeiten und Einsichten waren. Dadurch mußten dann immer mehr auch Andere zur häufigern Besuchung der Schulen, aus welchen jene berühmte Männer hervorgegangen waren, und zum emsigern Gebrauch der dort aufbewahrten Bü-

chersammlungen gereizt werden. Dieß zeigte sich insonderheit in der Mitte des eilften Jahrhunderts, dahin man die Wiederbelebung der Wissenschaften gemeiniglich zu setzen pflegt.

Mit allen diesen Zeitumständen aber vereinigten sich noch besonders die zwey Hauptbedürfnisse des menschlichen Geistes, die nie stärker, als bey der gänzlichen Unterdrückung seiner Freyheit, gefühlt werden, nämlich das Bedürfniß des Lichts für den Verstand, und der belebenden Wärme für das Herz des Menschen. Wenn dem menschlichen Verstand immer nur ganz unbegreifliche, durch eine schwärmerische Sophistick erfundene, geheimnißvolle und dunkle Lehrsätze zum Glauben vorgelegt werden, so nimmt er sie zwar, so lange er nicht selbst denken kann und mag, ganz einfältig an, aber er ist und bleibt doch dabey so lange unbefriediget, so lange er sich das Unbegreifliche darinnen nicht einigermaßen erklären, und mit seinen Vernunftprinzipien vereinigen kann. Unternimmt es aber der menschliche Scharfsinn, jene unbegreifliche, geheimnißvolle Dogmen einigermaßen durch seine abstrakten Wörter und Formeln begreiflicher zu machen, oder ihnen einigen Schein von Vernunftwahrheit zu geben, so bleibt das menschliche Herz so lange unbefriediget, so lange es der dürren, sterilen und ungenießbaren Dogmatik nicht einige Beymischung von Geist und Kraft, von Leben und Wärme zu geben weiß. Aus diesen beyden Bedürfnissen des menschlichen Geistes läßt sich daher die weitere Ausbildung und Coexistenz der beyden theologischen Lehrarten, der Scholastik und Mystyk erklären. Wenn die Scholastiker immer mehr nach deutlichen und richtigen Begriffen, als nach dunklen und frommen Gefühlen, strebten, und die hergebrachten Kirchendogmen mit der Philosophie ihres Zeitalters in Uebereinstimmung zu bringen suchten; so fuhren hingegen die My-

stiker vor einem jeden zu vernünftig und philosophisch-scheinenden Religionsbegrif, wie vom Blitze geschreckt, zurücke, und versenkten sich lieber tief in ihre dunklen, frommen und mystischen Gefühle. Wenn die Scholastik in den unermeßlichen ätherischen Lufträumen von Spekulationen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten herumschwärmte; so verlor sich dagegen die Mystik in den überirdischen Visionen, Dichtungen und Phantasien ihrer schöpferischen Einbildungskraft. Wenn der Scholastiker sich gerne in den Schulen der Gelehrten unter den abstrackten Beweißarten und Schlußformen seines Aristoteles herumtummelte; so zog sich hingegen der Mystiker gerne in seine einsame Zelle zurück und vertiefte sich in seinem Plato oder Pseudodionys, als dem gemeinschaftlichen Repertorium aller mystischen Zellenbewohner.

§. XXXII.

Erhebliche Mängel und Fehler der scholastischen Philosophie, als Ursachen, warum sie wenig oder gar kein Licht in die Finsterniß bringen konnte.

Hätte der menschliche dazumal auch nur ein wenig mehr Kenntniß seiner so eingeschränkten Kräfte gehabt, oder hätte er diese seine Kräfte nur ein wenig mehr in dem Studieren der Mathematik, der Physik, des Menschen und besonders seiner Seele, so wie der menschlichen Verhältnisse und Pflichten geübt, so würde er wahrscheinlich hier genug für sich zu thun gefunden, und sich nicht in die metaphysischen Tiefen der Dialektik und Ontologie eingelassen haben. Aber da er seine jungen Kräfte jetzt erst wiederum zu fühlen anfieng, so übte er sich mehr im Aufwerfen schwerer, tief verwickelter, viel Scharfsinn erfodernder Fragen, als in andern nützlichern Dingen. Seine Fragen trugen aber immer mehr das Gepräge der Seltsamkeit, als der Nutzbarkeit an

ſich. Sie waren gemeiniglich nicht ſo abſichtlich zuſammengeſtellt, daß man ſehen konnte, wie eine aus der andern hervorgieng. Denn da ſie durch bloße Wißbegierde erregt waren, ſo fielen ſie bald auf dieſen, bald auf jenen Gegenſtand, am meiſten aber auf Gegenſtände, worüber der Menſch bey ſeinen eingeſchränkten Einſichten am wenigſten etwas Gewiſſes und Beſtimmtes zu ſagen weiß, z. B. auf Gottes Weſen, Natur und Vollkommenheiten; auf die ſogenannte Dreyeinigkeit Gottes; auf die Menſchwerdung des Sohnes Gottes; auf die Beſchaffenheit, Natur und Verrichtungen der guten und böſen Engel; auf die Einwirkung einer höhern Geiſterwelt auf unſre Sinnenwelt u. d. gl. So wenig man nun auch über alle ſolche Dinge etwas Vernünftiges und Gewiſſes ſagen konnte, ſo war doch für den auf dem ungeheuren Felde der Wiſſenſchaften ſo wenig orientirten menſchlichen Verſtand alles, was man ihm darüber ſagte, leicht befriedigend, wenn es auch nur bloße gelehrte Kunſtwörter waren, die viel zu ſagen ſchienen, ob ſie gleich nur wenig oder gar nichts ſagten oder erklärten. Und da ihm, bey ſeinem Stolze des Halbgelehrten, keine Frage zu ſchwer ſchien, die er ſich nicht zu beantworten getraut hätte, ſo verſtieg er ſich dann auch oft in die Erklärung ſolcher Dinge, die ganz außer und über ſeinem Geſichtskreiſe lagen, und die er ſich auf das vollkommenſte erklärt zu haben glaubte, wenn er eine Wolke von vielen ſehr gelehrt und tiefſinnig ſcheinenden abſtracten Wörtern, Definitionen, Diviſionen, Diſtinktionen und Syllogismen darüber herzog und ſie dadurch noch mehr verdunkelte oder verwirrte. Da mußte denn alles gleich a priori bewieſen werden, was doch vielleicht a posteriori weit leichter zu beweiſen war. Da wollte man auch von ſolchen überirdiſchen göttlichen und himmliſchen Dingen, worüber doch gar keine Beobachtung oder Erfahrung an-

gestellt werden konnte, alle ihre Ursachen und Gründe und Wirkungen und Verbindungen bis auf das letzte Wie? oder Warum? erforschen, während daß man die viel wichtigeren und nützlicheren Wahrheiten, die den tiefsinnigen Forschern gleichsam vor der Nase lagen, ganz übersah.

Ein anderer sehr großer und wichtiger Fehler, womit die Herrn Scholastiker der Verbreitung des Lichts, das sie der Welt anzünden wollten, selbst entgegen arbeiteten, war dieser, daß sie die gesunde, gerade, schlichte Menschenvernunft so gar nicht zur Richterinn des Glaubens zu erheben wagten, daß sie solche vielmehr zu einer Sklavin desselben herabwürdigten, die sich alles, was ihre Glaubensmeister ihr aufzubinden Lust hatten, mußte gefallen lassen; daß sie, anstatt an allem, was ihnen zu glauben vorgelegt war, zu zweifeln und es von neuem zu untersuchen, was doch immer die erste Regel der wahren Weisheit ist, es vielmehr ganz treuherzig und einfältig annahmen, und ihren ganzen Scharfsinn nur dazu gebrauchten, um das alte Glaubenssystem mit neuen nach Aristotelischer Form zugespitzten Sophismen zu verschanzen und zu befestigen; daß sie, anstatt die ewig festen Prinzipien einer gesunden Vernunft zu erkennen, zu ehren, und ihre Beweiße und Schlüße daraus abzuleiten, dieselben vielmehr verließen, ihre Waffen aus der Dialektik des Stagiriten hernahmen, und sich damit in ein Dornenlabyrinth von Sophistereyen und Spitzfindigkeiten verwickelten, aus welchem kein Ausgang zu finden war. So mußte es z. B. bey dem Abendmahlsstreit für einen jeden noch unverworrenen gesunden Menschenverstand die auffallendste Thorheit seyn, zu behaupten, daß das Brod und der Wein im Abendmahl, vermöge der Einsegnungsworte des Priesters, so wesentlich in den Leib und in das Blut Christi verwandelt werde, daß nach der Einsegnung

kein Brod und Wein mehr, sondern nur der Leib Christi gegenwärtig sey. Dessen ungeachtet antwortete Lanfrank, einer der ersten Lehrer, der sich mit der Dialektik und Methaphysik zum Dienste der Religionswissenschaft im eilften Jahrhunderte beschäftigte, auf diese Unbegreiflichkeit also: „Wie die wesentliche Verwandlung im Abendmahl „geschehe, das untersucht der Gerechte, der aus dem „Glauben lebt, nicht durch Gründe, die es begreiflich „machen können. Er glaubt lieber den himmlischen Ge„heimnissen, um dereinst die Belohnung des Glaubens zu „erlangen, als daß er sich vergeblich bemühen sollte, sie „zu ergründen. Die göttliche Allmacht läßt alles möglich „seyn; es hat auch nicht an Wundern gefehlt, durch „welche die Zweifler überzeugt, und die abscheuliche Bos„heit der Ketzer verdammt worden ist.“ u. s. w. a) In dieser Antwort Lanfranks zeigt sich nun freylich wenig gesunde aristotelische Dialektik, aber desto mehr blickt der unter dem Joche der Glaubensherrschaft tiefsteckende Kopf des Afterphilosophen, der sich mit solchen elenden Sophismen nur noch einen Schein von Philosophie zu erhalten sucht, daraus hervor.

Ueberhaupt war die Allmacht Gottes, wie sie damals von der Theologie erklärt wurde, der Vernunft gerade entgegen, und die Theologen, die da behaupteten, die Allmacht könne alles, könne selbst das Widersprechende, hatten lange und harte Kämpfe gegen die sich wieder regende Vernunft zu bestehen. Sollte wohl, flüsterte sie damals ihren Freunden ins Ohr, sollte wohl die Allmacht eine gefallene Jungfer wieder zur Jungfer machen können? Sollte sie wohl das Geschehene ungeschehen machen können? Darauf erwiederten die Theologen: „Ja, das „kann sie, wer das Gegentheil behauptet, widerspricht

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 531.

„der Allmacht, und ist ein Ruchloser.“ Dieß klar zu machen, das gelang ihnen nun freylich nicht; aber mit einem langen sinnlosen Geschwätze die Gegner zu betäuben, — das gelang ihnen. a) So wurde also immer der Gordische Glaubensknoten, wenn ihn die Vernunft nicht lösen konnte, durch das Schwert der göttlichen Allmacht entzwey gehauen. Man erklärte sich aber diese göttliche Eigenschaft nicht, wie sie in Uebereinstimmung mit den übrigen Eigenschaften Gottes, besonders mit seiner höchsten Weisheit und Güte, handelte, sondern man setzte sie, wie es auch heutzutage noch öfters geschiehet, in einen geraden Widerspruch mit denselben.

Wie konnte denn also eine Philosophie, wie die schölastische war, der Welt ein helleres Licht geben, da ihr Zweck gar nicht das Forschen nach weiterem Lichte, sondern blos das Feststellen des einmal angenommenen Lehrbegrifs gegen alle Einwendungen der Vernunft war? Wie konnte sie einen solchen vernunftwidrigen Glauben, wie die damalige Dogmatik war, mit der Vernunft vereinigen und aussöhnen? „Das Eigene dieser Philosophie bestand ja, wie der erst angeführte Schriftsteller sagt, b) in Absicht auf die Form, blos in der Methode, alle Fragen mit ihren Gründen auf beyden Seiten abzuhandeln, und alle mögliche Einwendungen aufzutreiben, sodann eine Entscheidung nach vorher festgestellten, und überall anerkannten Regeln und Gesetzen zu geben, ohne sich nach der Abwägung der Gründe zu achten, und ihr Gewicht zur alleinigen Entscheidungsquelle zu machen. Sie entschied vor der Prüfung, und man prüfte die Gründe, nicht um nach ihnen zu sprechen; sondern man

a) S. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie 4ter Band. p. 250. flg.

b) Eben daselbst S. 336. flg.

ſuchte die Einwürfe auf, um ein gewiſſes Glaubensſyſtem, gewiſſe Ausſprüche der Kirchenväter, zuletzt des Ariſtoteles mehr zu befeſtigen. In Abſicht auf die Materie aber beſtand ihr Eigenthümliches darinnen, daß, ſobald ſie als Philoſophie erſcheint, und ſich von der Theologie abſondert, ihre Begriffe vornehmlich aus dem Ariſtoteles, und nach Ariſtoteliſchen Ausſprüchen beſtimmt werden.“ Eine ſolche Philoſophie konnte wohl den Forſchungsgeiſt des Menſchen einigermaßen wieder wecken und üben, — denn das wird wohl der einzige und größte Nutzen ſeyn, der ihr zuzuſchreiben iſt, — aber ſie konnte die Vernunft noch nicht ganz frey machen, noch weniger das geheimnißvolle Dunkel, das Schwärmerey und Aberglauben über die Religionswiſſenſchaft hergezogen hatte, zerſtreuen.

Eben ſo war es auch ein ſehr weſentlicher Fehler, den jene gelehrte Herrn Scholaſticker begiengen, daß ſie nach der praktiſchen Philoſophie ſo wenig fragten, als ob die ganze Religion ein bloßer Zankapfel für ſtreitluſtige Theologen, und gar nicht für das gemeine Leben des Menſchen, ſondern ganz allein für die Schulen der Gelehrten beſtimmt wäre. a) Wozu denn all das gelehrte Fragen, Forſchen und Wiſſen? Das war eine Frage, die jenen unter lauter metaphyſiſchen Subtilitäten lebenden und webenden Herrn gar nicht einmal einfiel, weil ſie unter allen ihren ſo ſpitzfindigen Fragen die natürlichſte und leichteſte war. Vielmehr war die ganze Religion bey ihnen blos eine Sache des Glaubens, oder eine Wiſſenſchaft, die man nur nachbeten, aber nicht ausüben durfte, und zwar eine Wiſſenſchaft, die noch dazu mit unzählbaren und unbegreiflichen für den ſchlichten Menſchenver-

a) Von dieſer Beſchuldigung kann allein nach Abälard, von dem in der Folge die Rede ſeyn wird, ausgenommen werden.

stand ganz ungenießbaren Spekulationen und Geheimnissen überladen war, welche man nur ganz treuherzig glauben und annehmen durfte, und wobey der Glaube für so viel verdienstlicher gehalten wurde, je ungeheurer die Unbegreiflichkeiten und Wunder waren, die man zur Ehre der göttlichen Allmacht zu glauben über sich genommen hatte. Zwar vereinigten, wie wir in der Folge sehen werden, viele von den Scholastikern ihre Philosophie oder Theologie mit der noch etwas praktischern Mystik. Allein, da diese selbst einer nähern Beleuchtung bedurfte, und mit so vielen Schwärmereinbildungen erfüllt war, so konnte ihr System von daher wenig Nutzbarkeit erhalten, und, anstatt einer Art von Schwärmerey, vereinigten sich da ihrer zwey, nämlich die scholastische und mystische Schwärmereyen mit einander. Anstatt die ganz falsche und verschobene Moral der Mystiker zu berichtigen und zu verbessern, bestätigten sie dieselbe vielmehr als den Weg zur höchsten Vereinigung mit Gott.

§. XXXIII.

Ueber den ersten Ursprung und Urheber der scholastischen Philosophie und Theologie. Anselm von Canterbury.

Zu welcher Zeit aber die scholastische Philosophie und Theologie — denn beyde waren immer unzertrennt mit einander verbunden, — ihren Anfang oder Ursprung genommen habe, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Genug, Spuren von dialektischen Untersuchungen, Distinktionen, Kunstwörtern und Fragen findet man schon beym Augustinus. Diesem Muster oder Vorgänger folgten hernach alle, die bey ihren theologischen Untersuchungen noch ein wenig philosophiren konnten oder wollten. Aber deswegen kann man doch nicht sagen, daß er in der Philosophie eine eigene Bahn gebrochen habe. — Einige halten auch den Johannes Damasce-

nus, den ersten theologischen System-Baumeister unter den Griechen, für den Urheber der Scholastick, weil er in seiner accurata expositione fidei orthodoxae die aristotelische Philosophie mit der Theologie verband und die letztere nach der dialektischen Methode des Aristoteles vortrug. a) Einige geben auch den Lanfrank, den wir schon oben als den Gegner des Berengars in dem Abendmahlsstreit kennen gelernt haben, dafür aus; allein da er eben bey diesem Streite einen der Vernunft so widersprechenden Irrthum, wie der Paschasianische ist, vertheidigen konnte; und da man von seinen philosophischen Einsichten eben keine so gewisse Ueberzeugung hat, so wird ihm diese Ehre von andern wieder abgesprochen.

Mit mehrerem Rechte hingegen kann diese Ehre dem Anselm, der Lanfranks Schüler im Kloster zu Bec in der Normandie gewesen war, und nachher Erzbischof zu Canterbury wurde, zugesprochen werden. b) Denn dieser gieng, wie uns der gelehrte Geschichtforscher Hr. Prof. Schröckh versichert, nun schon mit festerm Schritte seinen eigenen Weg in der Philosophie; er fieng an, ganze philosophische Wissenschaften aufzuklären; suchte vernunftmäßige Gründe für Religionswahrheiten auf, die man bis daher nur geglaubt hatte; und von seiner Zeit an folgte vierhundert Jahre nach einander eine fast unübersehliche Menge von Philosophen, alle von gleicher Absicht und Richtung, wie er; obgleich von unendlich verschiedener Einsicht und Geschicklichkeit, zum Theil nach ihren Gaben beynahe Sterne der ersten Größe, zum Theil wahre Verfinsterer

a) S. Mosh. Kirchengesch. Thl. II, S. 27. §. 2. not. * *

b) Doch ist darüber nachzusehen, was Hr. Prof. Tiedemann in seinem Geist der spekulativen Philosophie im 4ten Band S. 335. flg. davon sagt vergl. mit Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIV. S. 385 — 390.

ihrer Wissenschaft. Ja, Herr Cramer versichert uns, er habe seine Gedanken so leicht in Schlüße zusammen zu ketten gewußt, daß er fast nie anders, als in Syllogismen dachte, redete und schrieb; er habe keinen Satz vorgetragen, den er nicht sogleich mit andern Sätzen verbunden habe, um Folgerungen über Folgerungen daraus herzuleiten. Und dennoch kannte auch er, zum Beweiß, daß Denker in forma syllogistica nicht immer die besten Denker seyn, den zuerst von Des-Cartes so sehr empfohlenen Grundsatz nicht, daß man zuerst untersuchen, und dann erst glauben müße; sondern er meynte, man müsse zuerst glauben, — zuerst den Kopf unter die Nebelkappe der Schwärmerey stecken, — und dann erst untersuchen, oder was bey ihm einerley war, die in der Kirche einmal angenommenen Lehrsätze mit dialektischen Schlußformen unterstützen und bestätigen. a)

Zur Probe von seiner Manier im Argumentiren mag folgender Beweiß, den er vom Daseyn Gottes führt, dienen: „Selbst der Thor, sagt er, der in seinem Herzen „läugnet, daß ein Gott sey, muß doch eingestehen, daß „in dem Verstande etwas sey, worüber sich nichts größe„res denken läßt. Es kann also nicht blos im Verstande „seyn, es läßt sich auch als wirklich denken. Ergo „muß Gott, das höchste vollkommenste Wesen, wirklich „seyn.“ Die Schwäche dieses Beweises sieht nun heutzutag ein jeder Anfänger in der Logik leicht ein. Dennoch war auch dazumal schon ein Mönch im Kloster Marmoutier, Namens Gaunilo, der zeigen konnte, wie falsch dieser Schluß sey, daß der Begriff des höchsten Wesens im Verstande — nothwendig auch sein wirkliches Daseyn beweise, denn, sagte er, es könnte ja im Verstande auch

a) S. Cramers fünfte Fortsetzung der Boßuetischen Geschichte oder des 5ten Thls. 2ter Band. 2te Aufl. S. 353. ff.

nur eben so da seyn, wie viele blos eingebildete Dinge. Eben so giebt sich Anselm auch viele Mühe, vernunftmäßig darzuthun, daß in Gott drey Personen seyen, nämlich: Gott — das selbstständige Wort, und Gottes Liebe gegen sich, welche vom Vater und Sohn ausgehe, ein Beweiß, der ihm sehr mißglückte. Dagegen glückte ihm sein Beweis von Belohnungen und Strafen in der Ewigkeit etwas besser. „Die Vernunft, schreibt er, kann sich „allein zur Erforschung des höchsten Wesens erheben; sie „ist ihm auch hauptsächlich darinnen ähnlich, daß sie das „Beste und Größte kennet und liebet. Wenn nun die „Seele das höchste Wesen immer liebt, wie es ihre Be„stimmung erfodert, so muß sie auch immer glückselig „seyn, weil es des höchst guten Schöpfers unwürdig wäre, „das Daseyn eines zu seiner Liebe geschaffenen Wesens „aufhören zu lassen, so lange es ihn liebt. Eben so muß „auch die Seele, welche Gott verachtet, ewig unglücklich „seyn, weil sie durch die Beraubung ihres Daseyns nicht „hinlänglich gestraft wäre.“ a) Auch muß dem Anselm noch dieses Verdienst zugestanden werden, daß er zuerst gezeigt hat, wie man die Wahrheiten der christlichen Religion, besonders solche, die sie mit der natürlichen gemein hat, auch unabhängig von der Schrift, mit bloßen Vernunftgründen beweisen könne.

Nachdem man auf solche Art im eilften Jahrhunderte einmal angefangen hatte, die von der Kirche angenommenen Glaubensdogmen auch mit Hilfe der aristotelischen Dialektik zu erklären, zu beweisen, und darüber Raisonnements anzustellen, so reizte die Neuheit des wieder angefangenen Vernunftgebrauchs noch mehrere, diese Bahn zu betreten. Und man hätte ohne Zweifel darinnen bald noch weiter kommen können, wenn es, wegen der hierar-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIV. S. 349.

chischen Uebermacht, nicht an Muth, zur Wiederherstellung einer unbeschränktern Denkfreyheit gefehlt hätte, und wenn der menschliche Verstand schon einen größern Vorrath von festen Ueberzeugungen, auch Uebung und Stärke genug gehabt hätte, sich bis dahin zu erheben. Aber nun spekulirte man, wie wir oben gesehen haben, über die Glaubenslehren, nicht um sie zu verbessern, oder zu berichtigen, oder mehr Haltbarkeit unter sie zu bringen, sondern um ihnen bey ihrer Unhaltbarkeit nur einen Schein von philosophischer Begründung zu geben. Denn da wurden die Glaubenslehren immer als unumstößlich vorausgesetzt, und man suchte Einwürfe dagegen auf, nicht um sie umzustoßen, oder nur zu erschüttern, sondern um seinen Scharfsinn darüber zu zeigen, und die Dogmatiker in Verlegenheit und Uebung zu setzen. Aus dem Grunde wurde es jetzt nothwendig, zum Behuf der Vertheidiger des orthodoxen Glaubenssystems alle Einwürfe, die dagegen gemacht wurden, zu sammeln, und sie in einer gewissen Ordnung mit ihren Beantwortungen darzustellen. Ein solcher Sammler war **Hildebert von Lavardin**, Erzbischof von Tours, der dem Vortrage der Theologie zuerst diese Form gab, daß er erstlich den Hauptsatz mit seinen Beweisen aufstellte, sodann alle die dagegen gemachten Einwürfe mit ihren Beantwortungen anführte, eine Form, die hernach mehrere Jahrhunderte von den Theologen beybehalten wurde. a)

§. XXXIV.

Durch die Uebersetzung der Pseudodionysiusischen Schriften ins Lateinische wird auch die heilige Mystik wiederum in Gang gebracht und belebt.

Von der andern mehr zur Schwärmerey sich hinneigenden Denkungsart der Mystiker läßt sich hier noch

a) S. Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie IV. Bd. S. 271.

nicht viel ſagen, weil der eigentliche Hang zum Myſticismus erſt in den nachfolgenden Jahrhunderten durch das viele trockene und unfruchtbare Dogmatiſiren und Diſputiren der Scholaſtiker, das dem blos nach frommen und warmen Herzensgefühlen ſchmachtenden Myſtiker immer anekelt, wiederum aufs neue erregt worden iſt. Inzwiſchen wurde dieſer Hang doch nicht wenig, auch in den Abendländern, durch die Ueberſetzung der Schriften des falſchen Dionys des Areopagiten ins Lateiniſche unterhalten. Im Jahr 824 hatte nämlich ein griechiſcher Kaiſer zu Konſtantinopel, Michael der Stammelnde, den frommen, aber freylich für die Aufklärung der Menſchheit wenig vortheilhaften Einfall, dem abendländiſchen Kaiſer, Ludwig dem Andächtler, eine Abſchrift von dem Machwerk jenes griechiſchen Schwärmers als ein Geſchenk zu überſchicken. Mit der Begierde und Freude eines nach Alterthümern forſchenden Gelehrten, wenn er irgend einen lang verborgenen Schatz der litterariſchen Vorwelt, etwa den eigenhändigen Codex oder die für verloren gehaltenen Bruchſtücke eines alten berühmten Schriftſtellers entdeckt, ſo nahm der frömmelnde Kaiſer Ludwig die Schriften des Areopagiten, der ihm als ein Stern der erſten Größe am Kirchenhimmel empfohlen wurde, auf, und ließ ſie durch einen ſeiner Hoftheologen, den Abt Hilduin zu Paris, ſogleich ins Lateiniſche überſetzen. Wahrſcheinlich aber mogte dieſe Ueberſetzung eben nicht aufs beſte gerathen ſeyn, ſo daß man nicht recht eigentlich wußte, was der in lauter überirdiſchen Regionen herumſchwärmende Phantaſt damit ſagen wollte. Daher ließ Ludwigs Sohn, Kaiſer Karl der Kahle, nachher durch den berühmten Johannes Scotus eine neue beſſere Ueberſetzung dieſer dem Areopagiten Dionys untergeſchobenen Schriften verfertigen. Den Johannes nahm auch die aus der neuplatoniſchen Schule erlernte Weisheit des falſchen Dionys ſo

sehr ein, daß er sie ganz in sein philosophisches Lehrgebäude aufnahm und damit vereinigte. Ja dieser Schwärmer ward so sehr des brittischen Philosophen Lieblingsschriftsteller, daß er sehr viele seiner Ideen aus ihm entlehnte, und sie noch weiter entwickelte und ausführte. So ward er einer der ersten, der die Scholastik mit der heiligen Mystik in Verbindung setzte.

Unter den Mönchen aber waren nun sehr viele Federn geschäftig, diese neue Uebersetzung der Pseudodionysiusischen Schriften abzuschreiben, und die darinn enthaltenen mystischen Träumereyen in die Köpfe ihrer Klosterbrüder zu bringen. Denn da konnten sie von dem excentrischen Schwärmer und Vater der Mystiker lernen, wie sie, um sich zur höchsten innigsten Vereinigung mit Gott (Deifikation) zu erheben, alle ihre Sinne, alle Kräfte und Wirkungen ihres Verstandes, ihr ganzes Vermögen zu empfinden, zu denken, zu urtheilen und zu schließen, gleichsam ablegen, wie sie aus sich selbst ausgehen, sich von allem, was sinnlich und körperlich ist, scheiden, folglich alles Selbstbewußtseyn, alles Denken und Empfinden verlieren und aufgeben mußten, um sodann in das geheimnißvolle Dunkel, in die stupideste Unwissenheit aller Dinge, wo sich die Gottheit, ganz unumwunden, (incircumvelate) ohne Zeichen und Bilder zu erkennen gebe, einzugehen, sich mit ihr auf das innigste zu vereinigen, und sich also in das Wesen aller Wesen zu versenken. Aber sie lernten nicht, was doch zur Erkenntniß und Ausübung der christlichen Religion unumgänglich nöthig ist, vernünftig denken und urtheilen; noch viel weniger lernten sie den besten natürlichsten Weg, der zur wahren Vollkommenheit führt, den Weg der wahren Weisheit, Tugend, Selbstbeherrschung, Gottes- und Menschenliebe dadurch kennen. Auf solche Art entfernten sich also diese Freunde der heiligen Mystik durch ihre dunkle fromme Empfindeleyen beynahe

eben so weit von dem hellern Lichtpfade der christlichen Wahrheit und Vollkommenheit, wie jene Freunde der profanern Scholastik durch ihre allen gesunden Menschenverstand verwirrende Grübeleyen und Spitzfindigkeiten. — Der mystische Saame der durch die Pseudodionysiusischen Schriften unter den Mönchen vornehmlich ausgestreut wurde, war auch so fruchtbar, daß die Lateiner im eilften Jahrhunderte schon einen Schriftsteller hatten, nämlich den Johannes Johannellus, der wahrscheinlich ganz im Geiste jenes Schwärmers ein besonderes Buch *de divina contemplatione*, von der mystischen Beschauung Gottes, schrieb. Und unter den Griechen verfertigte Simeon der jüngere ein Presbyter und Klostersabt zu Konstantinopel einige asketische Schriften, in welchen er von nichts anderm, als von göttlichen Erleuchtungen, Vereinigungen, Visionen, Fleischesmortifikationen, Umbildung unserer Glieder in die Glieder Christi u. d. gl. fabelt, auch unter andern den nachher von den griechischen Hesychasten oder Quietisten aufgefaßten Rath ertheilt, „ein nach der Vereinigung mit Gott strebender Christ „müsse sich ganz einsam in seine Zelle hinsetzen, sodann, nach Ab„schließung seiner Thüre, seine Seele über alle Eitelkeiten, das „heißt, über alle zeitlichen und vergänglichen Dinge, erheben, „sein Haupt gegen den Bauch niedersenken, und mit gehemm„tem Athem sein Herz im Geist suchen; alsdann werden „ihm zuerst zwar nur dicke Finsternisse vor die Augen kom„men, hernach aber ungemeine Tröstungen und Wahr„nehmungen solcher wunderbaren Dinge, die ihm vorher ganz „unbekannt gewesen, darauf erfolgen u. s. w.“ a) So ließen sich solche Schwärmer durch selbst erzeugte Visionen, durch Dünste, die aus ihrem gepreßten Unterleib in ihr krankes Gehirn aufstiegen, auf das jämmerlichste täuschen!!

Ge-

a) So führt D. Weismann die Worte dieses Mystikers an in seiner introductione in memorabilia eccl. historiæ novi Test. Tom. I. Sec. XI. §. II. aus du Pin an.

Geschichte
der
Religionsschwärmereyen
in der christlichen Kirche.

Des dritten Bandes dritte Abtheilung.

Innhalt:
Geschichte des christlichen Aberglaubens.

Digitized by Google

§. I.

Tiefer Verfall des Christenthums durch die im Oriente entstandene Bilderschwärmerey und Bilderstreitigkeit.

Wie der Aberglaube aus der Schwärmerey in der christlichen Kirche entstanden, und durch schwärmerische Vorstellungen, Erwartungen und Hoffnungen genährt worden sey, das haben wir bereits im zweyten Bande dieses Werks zur Genüge ersehen. Auch in denen Jahrhunderten, die wir jetzt durchgehen, sank die christliche Religion immer tiefer und tiefer in die dunkelste Nacht des Aberglaubens hinunter; und je dunkler jetzt diese Nacht wurde, desto freyern Spielraum gewann die Schwärmerey, unter den Ruinen zerfallener Gelehrsamkeit und Religion herumzuschwärmen, und da im Finstern ihr unholdes Wesen zu treiben. Aber über keine Verirrung des menschlichen Geistes hat die Vernunft mehr Ursache zu erröthen, als über den vornehmlich zu Konstantinopel geführten Bilderstreit, der Kirche und Staat, hauptsächlich im Oriente, so gewaltsam erschütterte, daß wir in demselben eine der vornehmsten Ursachen vom Sinken des orientalisch-griechischen Reiches finden können. Man stelle sich nur einmal vor, was für einen hohen Vorzug der Muhammedaner jetzt in Ansehung seiner viel vernünftigern Gottesverehrung vor dem Christen, der beynahe selbst nicht mehr recht wußte, ob er einen oder drey Götter verehren, oder was er von seinen drey göttlichen Personen denken und glauben sollte, gewonnen hatte. Der Muhamed-

ner betete, wenn gleich nicht im Geist und in der Wahrheit Jesu, doch nur einen Gott an, und sah mit Verachtung, mit Abscheu auf alle Abbildungen von Gott und seinen Heiligen hin. Der Christ hingegen kniete jetzt, im achten Jahrhunderte, vor so vielen Bildern von Jesu, von der Maria, von den Aposteln, Märtyrern und Heiligen nieder, verehrte, küßte, betete sie an, zündete Weihrauch vor ihnen an, hielt alles, was er an ihnen sah, bis auf die Farben, womit der Mahler sie überpinselt hatte, für heilig, göttlich und Segensvoll, und brachte daher alles, was er gerne benedeyt haben wollte, vor sie hin, damit doch ja etwas von ihrer göttlichen Kraft darauf überströmen möchte. Der wackere Muhammedaner zog nicht anders als im Vertrauen auf den Schutz seines einigen Gottes und für die Ehre seines Propheten gegen die Ungläubigen zu Felde. Der Christ hingegen erwartete die Beschützung und Errettung seiner ägyptischen und syrischen Burgen und Festungen blos allein von den vielen Palladien und Bildern, die er nicht nur in den Tempeln, sondern auch auf den Wällen, hinter den Mauern und Verschanzungen derselben aufstellte, oder in den Gefechten mit sich herumschleppte. Wie gerecht war da nicht der Spott und Vorwurf, den sowohl Juden als Muhammedaner dem Christenthume machten: „Die Christen seyn „jetzt wieder eben das, was ihre heidnischen Väter gewe„sen, fanatische, blinde Götzendiener; sie hätten die vor„maligen Götzen des Heidenthums nur in christlich ge„formte Götzen umgewandelt; unter der Larve des Chri„stenthums hätten sie die Religion ihrer Väter wieder „hergestellt, u. s. w.“ Wie gerecht aber dieser Tadel gewesen, das beweißt schon Theodoretus, ein Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, der sich in einer Anrede an die Heiden selbst der vielen Heiligen in der christlichen Kirche, und der durch sie gewirkten Wunder rühmte,

und zu ihnen sagte: „Der Herr hat unsere einheimischen „Todten an eurer Götter Stelle gesetzt; Er hat diese in „ihrer Eitelkeit gezeigt, und ihre Ehre jenen ertheilt. „Denn, anstatt eurer Feste des Jupiters, des Bacchus „und anderer, werden jetzt die Festtage des Petrus und „Paulus, des Thomas, Sergius, Marcellus, Leontius, „Panteleemon, Antonius, Mauritius un. .erer Mär„tyrer von uns begangen, u. s. w. a)

Also war jener Vorwurf nicht nur ganz gegründet und gerecht, sondern er mußte auch in einem jeden vom Fanatismus dieses Zeitalters noch nicht ganz verblendeten Gemüthe die Frage veranlassen: ob es denn auch nur vernünftig und dem Geiste der christlichen Gottesverehrung gemäß sey, Bilder zu verehren, und entweder von ihnen selbst oder doch von den durch sie abgebildeten Heiligen, seys auch nur durch ihre Fürsprache, eben den Schutz, den Segen, die Hilfe und Wohlthaten zu erwarten, die doch nur von Gott allein zu erwarten sind.

§. II.

Kaiser Leo III., der Isaurier, verbietet in seinem Reiche die Verehrung der Bilder, und giebt damit Anlaß zu einer Empörung der fanatischen Mönche.

Daher mußte es dem griechischen Kaiser Leo III. dem Isaurier, der wahrscheinlich vor seinem Regierungsantritte in seinem Umgange mit Juden und Muhammedanern einigen Abscheu gegen abgöttische Bilderverehrung gefaßt hatte, ein unausstehlicher Greuel in seinen Augen seyn, seine fanatisch-abergläubischen Griechen in den Tempeln vor jenen stummen Götzen herum knien zu sehen.

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. XVII. Thl. S. 499.

Er gab daher, wahrscheinlich nach einer Zusammenberufung seiner Minister und Räthe, im Jahr 726 den Befehl, daß den Heiligenbildern durchaus keine Verehrung mehr erwiesen werden sollte. Als dieser Befehl aber nicht geachtet noch befolgt wurde, so machte er die Anstalt, daß alle Bilder in den Kirchen so hoch gestellt oder gehängt wurden, daß das Volk sie zwar mit den Augen sehen, aber nicht mit dem Munde, um sie zu küssen, erreichen, oder ihnen andere solche Verehrungszeichen erweisen konnte. Aber, durch solche den Fanatismus der Mönche und des Volks gerade vor den Kopf stoßende Befehle und Anordnungen machte er, besonders da er seinen Patriarchen Germanus nicht vorher für seine Meynung zu gewinnen gesucht hatte, die Sache nur noch schlimmer. Denn die natürlichste Wirkung davon war, was aller Religionsedikte Wirkung zu seyn pflegt, daß das Volk sich sogleich in zwey auf das heftigste gegen einander wüthende Partheyen trennte, wovon die eine Bilderdiener, (Iconoduli oder Iconolatrae,) und die andere Bilderfeinde oder Bilderstürmer (Iconomachi oder Iconoclastae) a) genannt wurde. Denn, da das

a) Ich kann nicht bergen, daß mir die Benennung, die dieser letztern Parthey noch jetzt fast in allen Kirchengeschichten gegeben wird, immer zu hart scheint. Denn ob sie gleich auch, was nicht zu billigen ist, zuweilen durch die Heftigkeit der erstern Parthey, der Bilderdiener, über die Gränzen der klugen Mäßigung und Vorsicht hinausgetrieben wurden, so waren sie immer doch die gemäßigtere und vernünftigere, und verfochten, obgleich nicht immer mit gehöriger Weisheit, doch offenbar eine viel gerechtere und bessere Sache, als jene. Warum sollte man ihnen dann noch immer den Namen Bilderstürmer geben, einen Namen, der einen so beschimpfenden Nebenbegrif von fanatischer Wuth in sich schließt!

an solche kindische Andächteleyen gewöhnte abergläubische Volk seine Heiligenbilder nicht fahren lassen, und der Kaiser mit seinen Anhängern einer die Menschenvernunft so tief entehrenden Volkswuth nicht nachgeben wollte, so entstand daraus ein Krieg, der nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat selbst in seinen innersten Grundpfeilern erschütterte; besonders, da jetzt auch der römische Bischof, und mit ihm der ganze Mönchsschwarm auf die Seite der Bilderdiener trat, das Volk gegen seinen Kaiser aufhetzte, die Aechtheit seiner Religion in Verdacht setzte, und ihn mit den Schimpfnamen eines Antichrists, eines zweyten Judas Ischarioths und dergleichen anschwärzte. Denn da erfolgten nicht nur zu Konstantinopel und in andern Provinzen des griechischen Reiches die tobendsten Aufläufe des Volks, die sich der Vollziehung der kaiserlichen Edikte widersetzten, sondern auch Leo's Person selbst gerieth in Gefahr; seine Diener wurden von den für ihre Bilder rasenden Fanatikern hingewürgt, und nichts als die heftigste Anstrengung einer großen Kriegsmacht konnte der Volkswuth einigen Einhalt thun. Alle Inseln des Archipels waren mit Mönchen angefüllt, die ihr sauberes Gewerb mit Bildern aller Art, die sie in ihren Klöstern fabrizirt hatten, trieben. Diese von einem eben nicht sehr christlichen Kaufmannsgeiste für ihre in Mißkredit gerathene Fabrickwaare inspirirt, a) schwuren Christo, seiner Mutter und seinem ganzen Heiligentroß ewige Treue zu; bemannten eine Flotte von Booten und Galeeren, und steuerten unter der Flagge ihres geweihten Paniers nach Konstantinopels Hafen, wo sie einen neuen Schutzpatron ihrer Bilder auf den Thron zu erheben vor-

a) Nach Art jenes Goldschmids zu Ephesus und seines für die Ehre der güldenen Dianentempel tumultuirenden Haufens. Act. XIX. v. 27. flg.

hatten. Der ganze Erfolg ihres fanatischen Feldzugs war auf den zuversichtlich erwarteten Wunderbeystand ihrer Heiligen berechnet, aber ihre Wunder waren gegen griechisches Feuer unwirksam, und nach der Niederlage und Verbrennung ihrer Flotte waren die entblößten Inseln des Siegers Gnade oder Ungnade überlassen. a)

§. III.

In Italien findet die Bilderschwärmerey an den römischen Bischöffen sehr mächtige und trotzige Schutzpatronen.

Nicht so glücklich gelang dem Kaiser sein Feldzug in Italien. Denn da hatten die Bilder an den beyden römischen Bischöffen Gregor, dem II. und dem III. viel mächtigere Schutzpatronen, die, bey der Schwäche des griechischen Reiches, unter des Abendlands Barbaren, durch Schwärmerey und Aberglauben eine schon viel höhere Gewalt über das Volk erlangt hatten, und dem entfernten Kaiser zu Konstantinopel viel ungestrafter trotzen konnten, als der Patriarch zu Konstantinopel, welcher auf den Wink seines Herrn vom Kloster aus den Patriarchenstuhl bestieg, aber auch von diesem herab öfters wiederum ins Kloster wandern mußte. Als der griechische Kaiser Leo sein Bilderverbot auch in Italien bekannt machen ließ, so weigerte sich der römische Bischof Gregor II. nicht nur, demselben Folge zu leisten, sondern reizte auch die Unterthanen des Kaisers zum Ungehorsam und zum Aufruhr. Er erklärte seinen Kaiser für einen Ketzer und sein Unternehmen für eine Ketzerey, gegen welche er jedermann, als gegen ein Seelengefährliches Laster, warnte. Ja er schrieb zwey so grobe und trotzige Briefe an den

a) S. Gibbons Geschichte der Abnahme und des Falls des röm. Reichs, aus dem Engl. übersetzt von Niemberg. 9ter Band. S. 298.

Kaiser, daß es wohl der Mühe werth seyn wird, hier ein Pröbchen von dem ungezogenen Benehmen des Bischofs gegen seinen Landesregenten zu finden. In denselben sagt er unter anderm, „der Kaiser beschuldige die „Katholicken des Götzendienstes, und verrathe eben damit „seine eigene Gottlosigkeit und Unwissenheit. Eben dieser „Unwissenheit, fährt er fort, müssen wir wohl das Unge„schliffene deiner Schreibart und Beweißgründe (denn der Kaiser hatte zuvor an den Bischof zu Rom geschrieben,) „zuschreiben, die ersten Grundlinien der heiligen Schrift „müssen dich beschämen, und kämest du in eine Leseschule, „und bekenntest dich als ein Feind unsers Gottesdienstes: „so würden die frommen einfältigen Kinder dir ihre Fi„beln an den Kopf werfen, und du würdest von Thoren „lernen müssen, was du von Klugen nicht hast lernen „wollen.“ — Allein, der römische Bischof verdiente es wohl selbst, daß ihm die Knaben ihre Fibeln an den Kopf wärfen, da er in diesen Briefen behauptete: der Bilderdienst sey schon von den Apostelzeiten her in der Kirche üblich gewesen, und von den sechs allgemeinen Kirchenversammlungen bestätiget worden; der jüdische König Josias sey ein eben so irreligiöser Bilderstürmer gewesen, wie der Kaiser Leo, indem er die eherne Schlange zerbrochen hätte; (da doch eigentlich Hiskias dieses gethan hat, und dieses Zerbrechen 2. König. XVIII v. 3, 4. gebilliget wird.) Der König David habe diese eherne Schlange mit der Bundeslade in den Tempel gebracht; (da doch zu Davids Zeiten noch kein Tempel existirte.) Bey diesen so groben historischen Schnitzern war doch der infallible Bischof gegen seinen Kaiser so impertinent, ihm zu sagen: „Ist „dirs unbekannt, daß die Päbste das Band der Vereini„gung, Friedensstifter zwischen dem Oriente und Occi„dente, sind? Der Völker Auge ist auf unsre Niedrigkeit „gerichtet, (der stolze Heuchler unter der Demuthsmaske!!)

„und sie verehren, als einen Gott auf Erden, den „Apostel Peter, dessen Bild du zu zerstören drohest. Des „Abendlandes innerste und entfernteste Königreiche (Gal„lien, Brittanien) bringen Christo und seinem Statthal„ter ihre Ehre dar. Die Barbaren haben sich des Evan„geliums Joche unterworfen, während du allein taub „gegen des Hirten Stimme bist. Diese Barbaren, in „Wuth gesetzt, dürsten nach Rache wegen orientalischer „Verfolgung. Verlaß deinen tollen und schädlichen Vor„satz. Bedenke, zittre und bereue. Beharrst du, so bin „ich unschuldig am Blute, das im Streite wird vergossen „werden; es kann nur auf dein Haupt fallen.“ „Gleich„wie ein Bischof, sagt Gregor II. ferner, sich um welt„liche Angelegenheiten nichts zu bekümmern hat, so ist „der Kaiser auch nicht berechtiget, sich in kirchliche Sa„chen zu mengen. Du drückest uns tyrannisch mit be„waffneter und fleischlicher Macht. Wir, die wir unbe„waffnet und nackend sind, und keine irdische Kriegsheere „haben, wir rufen Christum an, den obersten Befehlsha„ber des Herrn aller Geschöpfe, daß er den Teufel „über dich schicke, wie der Apostel sagt: einen solchen „dem Satan zum Verderben des Fleisches zu übergeben, „damit der Geist gerettet werde.“ a) So durfte es dazumal ein römischer Bischof wagen, mit seinem Kaiser zu sprechen!

§. IV.

Sieg der Bilderschwärmerey in Italien über ihre Gegner. Die röm. Bischöffe sehen sich bey der Gelegenheit um einen andern Herrn um.

Bey diesem so groben Hierarchentrotz ließ es auch Gregor II. allein nicht bewenden. Ohne sich allein auf

a) S. Gibbons Geschichte im vorangef. 9ten Bande S. 305 flg. vergl. mit Schröckhs Kirchengesch. Thl. XIX. S. 528. flg.

Gebet und Wunder zu verlaſſen, rüſtete er ſich gegen den von Leo bedroheten Ueberfall, und erinnerte durch Hirtenbriefe die Italiener an ihre Gefahr, aber nicht an ihre dem Kaiſer ſchuldige Pflichten. Auf ſein Zeichen hiengen Ravenna, Venedig, die Städte im Exarchat und Pentapolis der Sache des Bilderdienſtes an; ſie ſchwuren in Vertheidigung des Papſts und der heiligen Bilder zu leben und zu ſterben. Die Statthalter des Leo wurden von dem an Zahl oder an Geiſt mächtigern Haufen der fanatiſchen Bilderverehrer entweder verjagt oder getödtet; alle öffentliche oder geheime Angriffe auf des Papſts Leben wurden durch der Römer Muth und Wachſamkeit vereitelt und des Kaiſers Flotte und Heer in Ravennas Nachbarſchaft geſchlagen. So ſiegte Bilderſchwärmerey über die Verächter und Entweiher derſelben! Aber nun erſt, nach den heftigſten Widerſetzlichkeiten gegen ſeine Befehle ward auch Leo zu einer Stufe der Heftigkeit und Gewalt fortgetrieben, die freylich von der geſunden Vernunft nicht gebilligt, aber doch einigermaßen entſchuldiget werden kann. Denn nunmehro ließ er nicht nur alle Mahlereyen in den Kirchen wegkratzen, die Wände übertünchen, und die Bilder, welche man wegnehmen konnte, verbrennen, ſondern beſtrafte auch die für dieſelbe mit blinder Schwärmerwuth eifernden Mönche mit einer Strenge, die ſeiner ſonſt ſo guten Sache eben keine Ehre machte.

Nach dem Tode Gregors II. betrieb ſein Nachfolger Gregor III. die faule Sache des Bilderdienſtes eben ſo heftig und ſchlau, wie jener. Denn ihr vorgegebener frommer Eifer für die Ehre Chriſti, ſeiner gebenedeyten Mutter, der Apoſtel und aller Heiligen war eine zu feine und zu täuſchende Maske, als daß dieſe, jetzt ſchon nach einem andern nachgiebigern Schutzherrn ſich umſehenden, Biſchöfe ſie nicht hätten gebrauchen ſollen, um ihren Aufruhr und Hochverrath gegen das griechiſche Reich da-

mit zu beschönigen. Denn, wenn auch das, was die griechischen Geschichtschreiber behaupten, „daß diese beyden „Gregore den Kaiser Leo nicht nur förmlich in den Bann „gethan, sondern auch das italienische Volk vom Eid „der Treue gegen ihn losgesprochen hätten," eben nicht ganz wahr und ausgemacht wäre, a) so bleibt es doch außer allem Zweifel, daß diese Bilderschwärmerey den ersten Vorwand zu jenem bald nachher erfolgten Abfall der Römer von den griechischen Kaisern hergeben mußte, daß Gregor III. die Bilderverehrung durch eine öffentliche Versammlung des vornehmsten römischen Adels, vieler Bischöfe, wobey auch dem Volke der Zutritt gestattet wurde, nicht nur feyerlich bestätigt, sondern auch, über alle diejenigen, die jene geweihten Symbole auf irgend eine Art entweihen würden, worunter er auch den Kaiser Leo nicht undeutlich bezeichnete, den Bannfluch ausgesprochen, und daß er schon dem fränkischen Major Domus Karl Martell auf eine sehr unzweydeutige Art zu verstehen gegeben habe, wie gerne er sich mit seinen Römern dem Gehorsam der griechischen Kaiser entziehen, und ihm die Oberherrschaft über Rom in die Hände spielen mögte, wenn es dem Herrn Major Domus nur beliebte, mit seiner Armee nach Rom zu ziehen, und sie ihres bisherigen Verhältnisses gegen die Griechen zu entbinden. b) Solche Thatsachen sind klare Beweiße, wie sehr die römischen Bischöfe um diese Zeit für etwas mehr, als für die Ehre ihrer Bilder eiferten und schwärmten.

---

a) Es wird nämlich noch von einem Launoy, Natalis Alexander, Peter von Marca, Boßuet und Giannone bezweifelt.

b) S. Mosh. Kirchengesch. Schlegl. Uebersetzung 11ter Band. S. 88 not. * *

§. V.

Die Seichtigkeit der vom röm. Bischofe Gregor II. und vom Johannes Damascenus für die Bilderverehrung vorgebrachten Gründe.

Man sollte es kaum glauben, daß eine solche Schwärmerwuth, wie die Bilderverehrung war, unter Christen, deren Religionsgeist dem Bilderdienste so gerade entgegen gesetzt war, so weit hätte gehen können, daß die allerheiligsten und blutigsten Kriege über deren Beybehaltung oder Wegräumung aus den Tempeln geführt werden konnten. Aber, wenn man bemerkt, wie sehr das abergläubige, von Mönchen und Pfaffen mißleitete Volk insgemein am Sinnlichen, und besonders an seinen Bildern klebt, was für eine hohe Stufe die Verehrung der Heiligen seit dem vierten Jahrhunderte erreicht habe, a) wie genau insonderheit die Meynung damit verbunden war, als ob die verstorbenen Heiligen den Bildern, die sie vorstellen sollten, nahe wären, sich die Ehre oder die Verachtung, die man ihren Bildern erwieß, selbst zueigneten; was für Wunderhilfen, Segnungen und Wohlthaten man durch ihre Fürbitten bey Gott zu erlangen hofte, so läßt sich der wüthende Schwärmereifer für die Erhaltung und Verehrung der Heiligenbilder leicht erklären. Aber noch viel schwerer ist es zu begreifen, wie man eine so faule Sache, die weder in der gesunden Vernunft noch auch in der heiligen Schrift, weder im alten noch im neuen Testamente, auch nur wenig haltbare Gründe für sich hat, dennoch um dem Volke wenigstens einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, mit gewissen, freylich höchst erbärmlichen, Scheingründen aufstutzen konnte. So sagt der römische Bischof Gregor II. in einem seiner vorhin

a) S. diese Geschichte im 2ten Band 4te Abthl. §. II und III.

erwähnten Schreiben an den Kaiser Leo: „Daß Moses „die Bilder verboten habe, das gehe nur die Götzenbilder „der Canaaniter an; sonst habe er selbst auf göttlichen „Befehl Bilder genug in die Stiftshütte gebracht. Eben „derselbe habe Gott zu sehen verlangt, aber ihn nur von „hinten zu sehen bekommen; jetzt sehe man ihn ganz deut„lich von vornen und von hinten. Denn sein Sohn sey „Mensch, jedermann sichtbar und fühlbar, geworden. — „Fromme Menschen hätten Jesum so, wie sie ihn gese„hen, für andere abgemahlt, eben so auch seinen Bruder „Jakobus, den Märtyrer Stephanus, und andere. Bey „ihrem Anblicke hätten die Menschen in der ganzen Welt „die Anbetung des Teufels verlassen, und sie diesen Bil„dern erwiesen, nicht wie man Gott anbetet (ὡς λατρευτικῶς) „sondern nur in einem gewissen Verhältniß (ἀλλὰ σχετι„κῶς) — Christus selbst habe dem Fürsten Abgarus mit „einem Schreiben zugleich sein Bild zugeschickt, bey wel„chem die Morgenländer noch beteten, so wie es mehrere „solche Bilder Christi gebe, die man dazu aufbewahre. — „Wir beten nicht Steine, Wände und Holz an, wie du „sagst, diese Bilder dienen uns nur zur Erinnerung, und „um unser grobes und träges Herz, durch die Namen „derer, welche die Bilder vorstellen, empor zu schwingen. „Bey dem Bilde des Herrn rufen wir ihn selbst an, bey „den Bildern seiner Mutter aber und der Märtyrer flehen „wir blos um ihre Fürbitte bey Christo u. s. w.“ Dieß war freylich noch das beste Argument, das man für eine so elende Kinderey vorbringen konnte; das aber dem vernünftigern Christen, der weder Bilder noch Fürbitter bey seiner Gottesverehrung braucht, nicht die mindeste Genüge thun wird.

Eben so sind auch die Gründe beschaffen, die der erste Erbauer eines theologischen Systems unter den Griechen, Johannes Damascenus, in seinen Schutzreden für die

Verehrung der Heiligenbilder vorbringt. Dieser Mann hielt die Gefahr der Kirche darum für sehr groß, weil die Unterthanen von ihren Fürsten verführt würden, und erklärte die Furcht der Bilderfeinde, die Christen möchten in Abgötterey zurückfallen, für ganz eitel. Denn sagt er, „wenn gleich Moses nur den einzigen Gott anzubeten befohlen, hingegen alle Bilder verboten habe, so müsse man „doch nicht den tödtenden Buchstaben, sondern den lebendig machenden Geist — (den Damascenus so wenig kannte) „in der Schrift beobachten. Jenes Verbot ziele „nur darauf, daß man nicht ausser dem Schöpfer auch „das Geschöpf gottesdienstlich anbeten solle. Eigentlich „sey jene Vorschrift nur den Juden, die zur Abgötterey „so geneigt gewesen, gegeben worden; aber wir, die wir „eine vollkommenere Erkenntniß von Gott erhalten hätten, „könnten auch besser beurtheilen, was sich abmahlen lasse „oder nicht. Von Christo, als Menschen, und von seiner „Geschichte könne man Abbildungen machen. Und so gebe „es noch mehrere Arten von Bildern z. B. der Sohn „Gottes sey das natürliche Bild des Vaters, ihm in allem, „ausser der Zeugung, gleich. Im göttlichen Verstande „seyn von Ewigkeit her Bilder, und Beyspiele oder Muster von allem, was Gott dereinst hervorbringen wollte, „welche der heilige Dionysius, der von Gott selbst mit „göttlichen Dingen so bekannt gemacht worden, Vorherbestimmung genannt habe. Es gebe sichtbare Bilder von „unsichtbaren Dingen, wie z. E. von Gott und den Engeln; Gott lasse sich dadurch zu uns herab, um uns zu „geistigen (?) Begriffen zu erheben. So sehen wir z. E. „Bilder der Dreyeinigkeit — an Sonne, Licht und Stral; „an Quelle, Fluß und Ausfluß; am Verstand, Wort „und Geist in uns; an der Pflanze, Blume und dem „Wohlgeruch einer Rose. So zeigte die eherne Schlange „Christum, das Gefäß mit Manna seine Mutter, das

„Wasser und der Nebel die Taufe an.“ (Man sieht hier, wie geschäftig die Phantasie des Mannes war, um nur Bilder allerley Art aufzufinden, und wie sie ihn immer weiter von dem, was er eigentlich beweisen wollte, abführte!) „Man sagt, es dürfe nichts von Menschenhänden gemachtes angebetet werden. Aber waren nicht die „Cherubim, die Bundeslade u. d. gl. von dieser Art? „war nicht die ganze Stiftshütte ein Bild? ja ein Bild „des Bildes? und das Gesetz selbst, ein Bild des Bildes, „konnte die Bilder nicht verbieten.“ (ohe! Welch ein Schluß!) — „In Salomons Tempel waren sogar Bilder von Thieren; und man sollte keine Bilder der Heiligen haben, die doch selbst Tempel Gottes sind? Man „darf Christum, unsern König und Herrn, nicht seines „Kriegsheers berauben: und das sind die Heiligen. Wer „ihre Bilder nicht anbeten will, verehrt auch Christum „nicht, der ein Bild des unsichtbaren Gottes ist.“ (Kann wohl ein auffallenderer Widerspruch gegen den Geist der christlichen Gottesverehrung erdacht werden, als die intolerante Behauptung: wer die heiligen Bilder nicht anbete, der sey kein rechter Christ!!) „Der Teufel, so fährt Damascenus in seiner zweyten Abhandlung weiter fort, habe „alle Glaubensirrthümer aufgebracht, und wie er ehemals „die Menschen zur Abgötterey verleitet habe, so reize er „jetzt die Christen, aus Neid, selbst gegen die Bilder „Christi und der Heiligen zu feindseligen Gesinnungen. „Das im alten Testamente den Israeliten gegebene Bilderverbot treffe die Christen nicht, denn jene hätten die „Bilder für Götter gehalten. — An die Stelle der Götzentempel hätten die heiligen Väter mit Recht den Heiligen Tempel gewidmet, und anstatt der Götzen, die „Bilder Christi, Mariä und der Heiligen hingesetzt. Die „Israeliten hätten dieses nicht thun dürfen, weil sich die „menschliche Natur zu ihrer Zeit noch unter dem Fluche

befun-

„befunden habe; jetzt aber sey unsre Natur, durch ihre „Vereinigung mit der Gottheit verherrlichet und unver„weslich geworden.“ a) So seicht, so verworren und elend sind die Gründe beschaffen, die der größte Theolog und Philosoph seiner Zeiten für den Bilderdienst vorzubringen wußte! So verwirrte und vermischte er Ehren und Anbeten immer mit einander, mißbrauchte und verdrehte viele biblische Stellen, in welchen schlechterdings keine Spur von Bilderverehrung anzutreffen ist, auf eine ganz unverzeihliche Weise, und wenn er gleich öfters die Ermahnung gab, daß des Anbetenden Gemüth immer nur auf Gott gerichtet seyn sollte, so hob er doch den Nutzen dieser Bestimmung, durch die als nothwendig gepriesene Anrufung der Heiligen, immer wieder auf.

§. VI.

Ein vom K. Konstantinus Copronymus angestelltes Concilium verbietet die Verehrung der Bilder, und läßt sie zertrümmern, macht aber die fanatische Wuth der Bilderfreunde dadurch nur noch heftiger.

Ohne das Geschrey und Schimpfen der um ihre Bilder weinenden Kinder zu achten, fuhr nun, als der Kaiser Leo starb, auch sein Sohn und Nachfolger Konstantin, dem die Bilderfreunde den lächerlichen Spottnamen Copronymus beylegten, und der seinem Vater im Jahre 741 auf dem Throne nachfolgte, fort, den unsinnigen und unchristlichen Bilderdienst auf eine noch methodischere Art zu bekämpfen. Er ließ nämlich die Frage wegen der Bilderverehrung im Jahre 754 durch eine ordentliche Kirversammlung von 338 morgenländischen Bischöffen, die er nach Hiera, einem in Asien Konstantinopel gegen über

a) S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 532. flgg. und S. 537 — 547.

liegenden Schlosse, zusammenberief, untersuchen. Diesen gestattete er alle zu einer solchen Untersuchung nöthige Freyheit, und ob sie gleich von der gegenseitigen Parthey der Bilderverehrer mit allen Arten von Schimpfnamen, als Narren, Gotteslängner, Bauchsklaven u. d. gl. gebrandmarkt wurden, so verrathen doch die von der Unterdrückung übriggebliebenen Aktenstücke dieses Concils immer noch so viele Spuren von gesunder Vernunft und Frömmigkeit, daß die Schande von jenen Lästerungen auf ihre eigenen Urheber zurückfallen muß. Denn nach einer ernsten Berathschlagung von sechs Monaten fiel das Resultat dieser Kirchenversammlung, die von den Griechen die siebente ökumenische genannt wird, endlich dahin aus: „Daß alle sichtbaren Zeichen von Christo, ausser „beym heiligen Abendmahl, als gotteslästerlich und ketzerisch anzusehen; daß Bilderdienst eine Verderbung des „Christenthums, und Erneuerung des Heidenthums; daß „alle solche Denkmäler des Götzendienstes zu zerbrechen, „und die, welche sich dieselben auszuliefern weigerten, „des Ungehorsams gegen des Kaisers und der Kirche Ansehen schuldig seyn.“ a) Freylich grif diese Kirchenversammlung das Uebel, das sie ausrotten wollte, nicht an seiner rechten Wurtzel an. Sie wollte nämlich die Bilder weggeräumt wissen, und — befahl doch die Anrufung der Heiligen, selbst unter Drohung des Kirchenbannes. Damit stand sie allerdings ihrer Hauptabsicht selbst im Wege, und man sieht wohl, daß der Lichtschimmer, der in ihre dicke Nacht herein fiel, noch sehr schwach war. Die Verfolgungen und Hinrichtungen, die der Kaiser Konstantin nach dieser Synode gegen die schwärmerischen Bilderverehrer beschloßen haben solle, mögen allerdings in Hinsicht auf Härte und Grausamkeit etwas zu weit gegangen seyn.

a) S. Gibbons oft angeführte Geschichte 9ter Band. S. 295.

Inzwischen ist doch auch zu bedenken, daß die Erzählungen davon blos von Geschichtschreibern herrühren, die selbst Bilderfreunde waren, folglich wenig Glauben verdienen, und daß der Kaiser oft selbsten durch den ungestümmen, rebellischen Trotz der Mönche, — denn diese waren auch hier wiederum die heftigsten Schreyer und Aufwiegler, — und durch die von ihnen erregten Empörungen und Unruhen zu jenen gewaltsamen Mitteln gereizt wurde. Ja, vielleicht möchte der Kaiser nicht sowohl wegen seiner Grausamkeit in Bestrafung der seinen Befehlen ungehorsamen Bilderverehrer, als wegen seiner Unklugheit zu tadeln seyn, weil durch solche heftige Verfolgungen der Fanatismus immer nur mehr genährt, und durch die von ihm erwartete Märtyrerkrone entflammt wird. Denn wo hat man jemals gehört, daß ein Schwärmer durch die Aussprüche eines Concils, oder durch Religionsedikte und dadurch verhängte Zwangsmittel je zur Vernunft zurück gebracht worden wäre? Hatten die Mönche und ihr fanatischer Anhang vorher zur Ehre ihrer Bilder gewüthet, getobt, geschimpft, gelästert, geflucht, so machten sie es nun noch viel ärger; und verschrien die Kaiser, die jenen Bilderunfug nicht gestatten wollten, nicht nur als Feinde Gottes und der Religion, als Feinde Jesu, seiner Mutter, der Apostel und aller Heiligen, als Ketzer, als Tyrannen, sondern sie brachten auch dem Staate selbst durch ihre Aufwieglungen die heftigsten und gefährlichsten Erschütterungen bey. — Nach Konstantins Tode folgte ihm sein Sohn Leo der Vierte im Jahr 775, ein Regent, der, wie sein Vater und Großvater, in Hinsicht auf den Bilderdienst gleiche Gesinnungen hatte, und anfänglich zwar gelinde, nachher aber auch etwas schärfere Mittel dagegen anwandte; dessen ungeachtet behielt auch unter seiner Regierung und seinem Hofe die Anbetung der Heiligenbilder insgeheim ihren Fortgang. Ja er mußte

sogar noch das Herzeleid erleben, daß er unter dem Kopfkissen seiner eigenen Gemahlin Irene Bilder antraf, die, wahrscheinlich nicht ohne ihr Vorwissen, durch einige Hofbediente dahin praktizirt wurden.

§. VII.

Unter der Kaiserinn Irene, und durch das im Jahr 786 nach Nicäa berufene Concilium gewinnt die Bilderschwärmerey wiederum die Oberhand über ihre Gegner.

Als deswegen Leo IV. im Jahr 780 starb, und sein Sohn Konstantin noch unmündig war, so war leicht vorauszusehen, welche von beyden Partheyen jetzt wiederum die Oberhand gewinnen würde. Die Bilderverehrer konnten wenigstens ihrer Sache auf keine schlauere Art eine bessere Wendung geben, als dadurch, daß sie ihren Schwärmergeist in den Kopf eines Weibes trieben, das zur Wiederherstellung einer von der festern Männervernunft bereits aufgegebenen Parthey alle nur erdenkliche Fähigkeiten und Ränkelist besaß. Es war nämlich eben dieselbe Kaiserinn Irene, die sich schon zu ihres Gemahls Leo des Vierten Zeiten zur Bilderschwärmerey hinneigte, ein wahres Muster von einer im höchsten Grade stolzen, Ränkevollen, ehrgeizigen, herrschsüchtigen und aus Herrschsucht zu den unnatürlichsten Grausamkeiten aufgelegten Frau, die dem unter den drey vorhergehenden Regierungen verbotenen Bilderdienste wiederum aufhalf. Schon bey ihres Gemahls Leo's Lebzeiten machte sie ihre Treue gegen seine Absichten so verdächtig, daß sie nicht nur, seinem Willen zuwider, zwey Bilder in ihrem Bette versteckte, sondern auch solchen Mönchen, die als Bilderfreunde bekannt waren, durch ihre Begünstigung auf den Patriarchenstuhl verhalf. Nach dem Tode ihres Ehegemahls übernahm sie an ihres noch minderjährigen Sohnes Stelle die Regierung, ließ demselben im Jahr 797 die

Augen ausstechen, verursachte hierdurch seinen Tod, und ward, zur Freude aller Bilderverehrer, die Alleinherrscherinn des orientalisch griechischen Reiches. Das erste, was sie nun zur Wiederherstellung der noch nicht ganz unterdrückten Parthey der Bilderverehrer that, war dieses, daß sie ihren Patriarchen Paulus zu Konstantinopel zu einer heuchlerischen Reue wegen seiner vorigen Bilderverachtung veranlaßte, ihm heimlich zu verstehen gab, von seinem Patriarchenstuhl herab zu steigen und in sein Kloster zurücke zu wandern; daß sie ihren Sekretair Tarasius einen ihrem Willen und ihren Absichten ganz ergebenen Mann, darauf erhob, auch andere wichtige Aemter und Staatsbedienungen mit ihren Kreaturen besetzte. Hierauf wurde die kaiserliche Leibwache, welcher wegen ihrer Abneigung vom Bilderdienst nicht recht zu trauen war, unter dem Vorwande eines Feldzugs gegen die Barbaren, vor die Stadt hinaus an einen entlegenen Ort geführt, daselbst entwaffnet und abgedankt. Endlich vereinigte sie sich mit dem römischen Bischoffe Hadrian, dem es eine unbeschreibliche Freude war, eine so orthodoxe Bilderfreundin auf dem Kaiserthrone zu Konstantinopel zu sehen, zur Berufung eines allgemeinen Conciliums, um die so gräulich verschmähte Bilder des Orients wiederum in ihr altes, nach ihrem Vorgeben ursprüngliches und von den ersten Zeiten der Apostel her übliches Ansehen herzustellen. Dieses Concilium wurde zuerst nach Konstantinopel im Jahr 786 ausgeschrieben, im folgenden Jahre aber, wegen einer von Seiten der Bilderverächter entstandenen Unruhe, nach Nicäa in Bithynien verlegt. Eine Anzahl von 350 zum voraus schon von der Hofluft inspirirten Bischöffen, und ein ungeheurer Schwarm fanatischer Mönche, die ihr eigenes Interesse im Bilderkram hatten, strömte da von allen Ecken der römischen Welt zusammen, um dem Heiligennimbus der Bilder wiederum ihren vori-

gen Glanz zu geben. Das Gewiſſen dieſer zu Nicäa verſammelten Väter ruhete in Irenens Händen, und ihr mehr kindiſcher als männlicher Verſtand war ſo ſchwach, zu konſequenten Schlüßen ſo unfähig, und auf die Seite der Kaiſerinn ſo ſtark hingedreht, daß er die ſimple, ſo vernehmlich, ſo laut ſprechende Wahrheit, du ſollt dem Herrn deinem Gott allein dienen und ihn anrufen, gar nicht mehr als Wahrheit erkennen, ſondern nur auf die ſchimmernde Glorie der Heiligenbilder hinſehen konnte. Denn Taraſius war ihr Präſident; zwey kaiſerliche Staatsbediente waren als Kommiſſarien gegenwärtig; die Stelle der beyden morgenländiſchen Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, die jetzt unter dem Joche der Sarazenen ſeufzten, wurde durch zwey ungelehrte, elende Mönche, die von andern Mönchen mit falſchen Vollmachtsbriefen dazu legitimirt waren, erſetzt; auch hatte der römiſche Biſchof Hadrian ſeine zween Geſandten dahin geſchickt. Und ſo kam endlich der ſaubere dem vorhergehenden ökumeniſchen Conzil gerade entgegengeſetzte Schluß heraus: „daß die ganze Chriſtenwelt hinführo wiederum verbunden „ſeyn ſollte, dem Kreutze, den Bildern Chriſti, Mariens, „der Engel und Heiligen eine gottesdienſtliche Verehrung „(λιμητικὴν προσκύνησιν) zu erweiſen, ſie zu küſſen, ihnen „zu räuchern und Lichter anzuzünden, jedoch mit Aus„ſchließung der göttlichen Verehrung (λατρείαν)“ u. ſ. w. Die Verhandlungen von dieſer Kirchenverſammlung ſind noch vorhanden; a) aber man ſich im Ernſte nichts abgeſchmackteres, nichts inkonſequenteres und der ganzen Kirchengeſchichte widerſprechenderes vorſtellen, als die Gründe, womit dieſe Kinder am Verſtande ihre unchriſtlichen

a) Namentlich in Harduins Sammlung der Concilienakten tom. IV und andern.

Concilienschlüße zu unterstützen suchten. Denn, dessen nicht zu gedenken, daß sie als ganz unbezweifelt voraussetzten, der Bilderdienst sey schon von Christi Zeiten her in der ganzen Kirche üblich und Gott und seinen Heiligen sehr wohlgefällig gewesen, dessen nicht zu gedenken, daß sie, anstatt ihr Vorgeben aus glaubwürdigen Geschichtschreibern darzuthun, nur fabelhafte Erzählungen und erdichtete Legenden von allerley durch Bilder bewirkten Wundern, vorbrachten, sich auf, weiß nicht was für apokryphische Bücher beriefen, die deutlichsten Stellen der Bibel und Kirchenväter mit bübischem Muthwillen verdreheten; a) so leiteten sie z. B. aus dem Befehle, den Gott durch Mosen gegeben haben solle, zwey Bilder von Cherubim oben auf den Gnadenstuhl zu stellen, den tollen Schluß her, „also „sey es den Christen erlaubt, nicht nur Bilder zu machen, „sondern sie auch anzubeten. Moses, sagten sie, habe in „der Wüste eine eherne Schlange aufgerichtet, damit die „Israeliten durch Anschauung derselben von ihren tödtli„chen Bißen geheilt würden, also sey noch viel weniger „daran zu zweifeln, daß die Christen durch Beschauung „und Anbetung der Bilder Christi und seiner Heiligen, „durch deren Kraft die ganze Welt bestehe, selig gemacht „würden. Ja, Moses habe zwar gesagt: du sollt „anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein die-

a) So machte z. B. ein Mönch auf dieser Synode die Bemerkung: „Die Einmüthigkeit zwischen dem Papst Hadrian und „dem Patriarchen Tarasius, wie auch zwischen der römischen „Kirche und der Kaiserinn Irene in dem Streite des Bil„derdienstes sey schon vom König David vorhergesehen, und „geweissagt worden: Güte und Treue, das ist, Hadrian und „Tarasius, begegnen einander; Gerechtigkeit und Friede, „Das ist, die römische Kirche und Irene, deren Name im „Griechischen Friede bedeutet, küssen sich.“ Psalm 85. v. 10. S. Bowers Gesch. der Päpste Vter Thl. S. 387.

„nen, aber das Wort allein beziehe sich nur auf den „Dienst Gottes, aber nicht auf seine Anbetung. Man „bete ja nicht das Gold, die Farben, die Draperien an „dem Bilde an, sondern nur den, welchen dasselbe vor„stelle u. s. w.“

Ja dieser Unsinn gieng so weit, daß sie die kindische Verehrung eines Heiligenbildes für eine verdienstlichere, Gottgefälligere und heiligere Handlung erklärten, als die edelsten Thaten der Tugend selbst. Dieß beweißt folgende Legende, die den Vätern auf dieser Synode aus einem Buche, das pratum spirituale hieß, zu ihrer Nachachtung vorgelesen wurde: „Einem gewissen Mönche, „der von seiner frühesten Jugend an, bis in sein hohes „Alter auf die heftigste Art vom Unzuchtsteufel geneckt „und geplagt wurde, schlug dieser, auf des Mönchs Fle„hen, er möchte ihn doch einmal ungeplagt lassen, fol„gende Bedingung vor: „„Bete dieses Bild, — auf „„das Marienbild hinweisend, — nicht mehr an, dann „„will ich dich nicht mehr versuchen. a)““ Der Mönch „bat sich einen Tag Bedenkzeit aus; inzwischen fragt er „seinen Abt um Rath, was er in diesem bedenklichen Falle „thun solle?“ Hierauf gab ihm dieser saubere Casuist den Rath: „Lieber gehe du in jedes Bordel und zu jeder „feilen Mezze hin, ehe du von der Anbetung der Bilder „Christi und seiner Mutter abstehest.“ Ein deutlicher Beweiß, wie diese feinen Kirchenväter zu Nicäa über den verhältnißmäßigen Werth von Bilderdienst und Sittlichkeit zu urtheilen verstanden!! Aber so dürftig, so schwach und seichte die Gründe waren, worauf diese Synode zu

a) Dieser Unzuchtsteufel mag hier nicht ganz unrecht gehabt haben; denn schön gemahlte Marienbilder mögen in den Köpfen und Herzen der Mönche zuweilen sehr wollüstige Spukkereyen anrichten.

zu Nicäa ihre Schlüsse baute, so wollte sie doch der römische Bischof als ganz untrügliche Aussprüche einer unfehlbaren Kirche geehrt und befolgt wissen, nnd die griechischen Fanatiker wütheten gegen die, welche den Bildern nicht die gebotene Ehre erweisen wollten, wie Majestätsschänder und Landesverräther.

§. VIII.

Die Abendländer haben noch eine gemäßigtere Gesinnung in Hinsicht auf Bilderverehrung. Kirchenversammlung zu Frankfurt am Main im Jahr 794.

In den Abendländern hingegen, wo sich noch einige Unabhängigkeit des Glaubens von den Aussprüchen des römischen Stuhls erhalten hatte, da dachte und urtheilte man über diese Bilderschwärmerey schon etwas gemäßigter, wie in dem heißen Oriente. Insonderheit fiel einigen gallischen Bischöfen die Ungereimtheit der Nicänischen Gründe für die Bilderverehrung sehr hart auf; sie konnten es unmöglich mit ihrer gesunden Vernunft reimen, daß man die der höchsten Gottheit allein und ausschließlich zukommende Verehrung auch Bildern, die doch nur Denkmahle der dadurch abgebildeten Heiligen wären, erweisen sollte. Karl der Große ließ deswegen auf die Erinnerung solcher vernünftiger denkenden Bischöfe durch einen gelehrten Mann, wahrscheinlich durch Alcuin, vier Bücher von den Bildern verfertigen, und übersandte sie im Jahr 790 an den römischen Bischof Hadrian, um ihn, wo möglich, noch von seiner Bilderschwärmerey zurücke zu bringen. Allein Vernunftgründe vermochten über einen Mann, der sich einmal vom Geist des Fanatismus hatte irre führen lassen, nichts. Hadrian setzte diesen Gründen der gallischen Bischöffe wiederum andere entgegen, die, so falsch und inkonsequent sie auch waren, doch von der Frömmeley in seinen Augen einen sehr täuschen-

den Schein von Bündigkeit und Richtigkeit erborgt hatten. Daher befahl Karl der Große diese Sache noch einmal auf einer Versammlung von 300 Bischöfen, die er im Jahr 794 nach Frankfurt am Main zusammenberufen hatte, zu untersuchen. Der Schluß dieser so respektablen Synode fiel dahin aus, daß die Bilder in den Kirchen zur dankbaren und frommen Erinnerung an die dadurch abgebildeten Heiligen zwar beybehalten, aber keineswegs auf eine gottesdienstliche Art verehrt werden sollten. Dieses so bekannte Synodaldekret wird nun zwar in allen Kirchengeschichten, und zwar mit Recht, als der klügste Mittelweg zwischen fanatischer Bilderverehrung und zwischen der so übereilten und hitzigen Bilderstürmerey gerühmt. Aber, was hieß das anders, als Kindern, die ihre Freude noch an kindischem Spielzeug haben, ihre Bilderchen lassen, ohne darauf bedacht zu seyn, wie man diese Kinder nach und nach zu einer höhern Stufe einer männlichern Beurtheilungskraft, wo sie dieselben von selbst wegzuwerfen geneigt wären, erziehen wolle? Will man sagen, es sey jetzt noch keine Zeit gewesen, an diese höhere Erziehung der Menschheit zu gedenken, so sagt man damit nichts anders, als sie sey dieser höhern Kultur noch nicht fähig gewesen, oder der Männer, die sie unternehmen konnten, seyn noch zu wenige gewesen, und diese Wenige haben einen zu geringen Einfluß auf ihr Zeitalter gehabt. Dabey behält aber doch jene Bemerkung ihre Richtigkeit, indem der Erfolg bald hernach lehrte, in was für eine gedankenlose und abergläubische Bilderverehrung auch die Abendländer, nach dem Exempel der Griechen, verfielen.

§. IX.

Fernere Abwechslung der Siege im Streite der Bilderverehrer und der Bilderverächter.

Ueberhaupt dauerte der Kampf zwischen der Bilderschwärmerey und Bilderverachtung noch bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts mit abwechselndem Glücke fort, so daß bald diese, bald jene Parthey die Oberhand erhielt, je nachdem die Hofluft dieser oder jener günstig oder ungünstig war. Nach dem Tode der schändlichen Schwärmerin Irene, die endlich, um allein herrschen zu können, ihren eigenen Sohn Konstantin seiner Augen beraubte und zum Tode beförderte, gestattete der Kaiser Nicephorus in Ansehung des Bildergebrauchs allgemeine Freyheit. Auf der einen Seite wollte er die Schlüsse der Nicänischen Kirchenversammlung nicht aufheben, und die Bilder nicht aus den Kirchen wegbannen, und auf der andern setzte er doch den fanatischen Bilderfreunden solche Schranken, daß sie ihren Gegnern kein Unrecht oder keine Beleidigungen zufügen konnten. Und dieß war wohl das vernünftigste, was er unter der Lage seiner Umstände thun konnte. — Michael Curopalates, ein schwacher, furchtsamer Regent, war nicht im Stande, die Sache der gesunden Vernunft gegen die Wuth der Mönche und Geistlichen, die für ihre Bilder stritten, zu behaupten, denn er war nicht einmal im Stande, sich selbst bey einer entstandenen Empörung auf dem Throne zu erhalten; er begab sich daher in ein seiner Schwäche und seinem Aberglauben angemessenes Kloster. Sein Nachfolger Leo V. der Armenier gieng in Bekämpfung der Bilderschwärmerey schon mit einem festern und standhaftern Muth als Michael, jedoch nicht ohne kluge Mäßigung zu Werke. Denn zuerst begehrte er in einer Unterredung mit seinem

Patriarchen Nicephorus blos eine deutliche Belehrung, was denn die Bilderverehrung, da sie schon seit der Apostel Zeiten üblich gewesen seyn sollte, eigentlich für einen Grund in den Schriften der Apostel und der ersten Kirchenväter habe? Und da er von seinem Patriarchen hierauf die ungeschickte Antwort erhielt: daß man sich in einem solchen Falle auch an einer ungeschriebenen Ueberlieferung begnügen müßte, und was einmal auf einer allgemeinen Kirchenversammlung entschieden worden wäre, das könnte und dürfte nicht wieder umgestossen werden, so stellte er in seinem Pallast ein Gespräch zwischen den streitenden Theilen an, wobey sich abermals die fanatische Wuth der Bilderverehrer und dagegen die vernünftigere Mäßigung der Bilderverächter auszeichnete. Denn da ein gewisser für die Ehre seiner Bilder unsinnig rasender Mönch, Theodorus Studites, a) mit seinem fanatischen Anhange dieses Gespräch auf die ungestümmste Art störte, und dem Kaiser ins Gesicht sagte: „Glaubensstreitigkeiten „müßten nicht im Pallaste, sondern in der Kirche verhan„delt werden; ja, wenn auch ein Engel vom Himmel

a) Dieser Theodorus hatte seinen Beynamen von dem Kloster Studium, welches er wieder hergestellt hatte, und war zu seiner Zeit sehr berühmt. Diesen Ruhm hatte er größtentheils seiner heftigen Neigung zum Bilderdienst, seinem großen Ehrgeize, der durch die Hochachtung der griechischen Mönche gegen ihn genährt wurde, und seiner mittelmäßigen Gelehrsamkeit, die aber damals für sehr groß gehalten ward, zu verdanken. Er wollte in geistlichen Dingen überall herrschen, und verfluchte einen jeden, der nicht wie er dachte. — Die Bilderverächter waren in seinen Augen Ungeheuer und Höllenbrände, mit denen man sich ohne Befleckung nicht einmal in eine Unterredung einlassen könnte. Und dennoch trägt er den Namen eines Heiligen, und soll sogar Wunder gethan haben. S. Mosheims Kirchengesch. 11ter Thl. Schlegl. Uebers. pag. 176. not. * pag. 207 not. *

„käme, und eine den Schlüßen der Nicäniſchen Kirchen„verſammlung entgegengeſetzte Lehre brächte, ſo würden „ſie ihn verabſcheuen;“ ſo beſtrafte der Kaiſer dieſe Unbeſcheidenheit blos dadurch, daß er die Mönche wiederum in ihre Klöſter ſchickte, ihnen die vielen Gezänke über die Bilder verbot, und ſich ruhig zu verhalten befahl.

Erſt nach dieſen vorhergegangenen Verſuchen berief Leo V. im Jahr 815 eine Synode nach Konſtantinopel, ließ die Schlüße der Nicäniſchen Kirchenverſammlung, die die Anbetung der Bilder gebot, wieder aufheben, und ſeinen Patriarchen Nicephorus, als einen Bilderverehrer, abſetzen. Nun wurden wiederum alle Bilder aus den Kirchen weggeſchaft, und die Mönche, von denen wegen ihres unſinnigen Geſchreys die heftigſten Staatserſchütterungen zu befürchten waren, des Landes verwieſen. Nur denen, welche in ihren Klöſtern ruhig zu bleiben, und mit dem neugewählten Patriarchen zu Konſtantinopel Gemeinſchaft zu unterhalten verſprachen, wurde die Rückkehr dahin zugeſichert. Allein nichts konnte die Wuth dieſer blinden Eiferer bändigen. An der Spitze des Theodorus Studites zogen die Mönche, ſeine Anhänger, mit ihren Bildern in öffentlichen Umgängen herum, erhoben ſie laut durch feyerliche Lobgeſänge, und ſchimpften ſowohl über den Kaiſer, den ſie einen Amoriter, einen Og zu Baſan, den großen Drachen, ein Gefäß des Zorns, einen Ahab, einen zweyten Julian nannten, als auch auf die Biſchöffe und Mönche, die ſeinen Befehlen gehorchten, und die von ihnen als Apoſtaten, als Feinde und Verläugner Chriſti und ſeiner heiligen Mutter verläſtert wurden. Das waren nun freylich zu laute Prediger des Aufruhrs, als daß ſie der Kaiſer ſo ungeſtraft hätte hingehen laſſen können. Theodorus Studites, als der heftigſte Anführer dieſer wilden Fanatiker, wurde zuerſt ins Elend, und ſodann, als ihn dieſes nicht zahm machen

konnte, ins Gefängniß verwiesen, und so wurde auch die Wuth seiner übrigen Anhänger, wenn sie nicht anders zu bändigen war, durch ähnliche Strafen gezügelt.

§. X.

Der endliche völlige Sieg der Bilderschwärmerey über die gesunde Vernunft unter der Kaiserinn Theodora. Alberne Frage, ob die Bilder eine ihnen selbst anklebende, oder nur bezügliche Heiligkeit hätten?

Auch Leos Nachfolger, **Michael der Stammelnde**, der ebenfalls auf der Seite der Bilderverächter stand, gebrauchte anfänglich alle Gelindigkeit und Schonung gegen die fanatischen Bilderverehrer; er versuchte zuerst zur Beylegung ihrer Streitigkeiten Religionsgespräche; als diese, wie gewöhnlich, den beabsichteten Zweck nicht erreichten, so ließ er diesen Kindern am Verstande ihre Bilderchen, nur nicht in Konstantinopel; endlich verlangte er zur Abkühlung ihrer theologischen Hitze weiter nichts, als daß beyde Partheyen ein gänzliches Stillschweigen beobachten sollten. Gewiß eine sehr edle und vernünftige Mäßigung! die desto mehr zu bewundern war, da jener fanatische Bilderunsinn endlich so weit gieng, daß sie ihre Bilder anstatt der Kreuze aufrichteten; sie zu Taufzeugen ihrer Kinder erklärten; die Farbe davon abschabten und mit dem Abendmahlswein vermischten, gleich als ob dieser eine höhere Kraft dadurch bekäme; oder daß sie den Bildern geweihte Hostien in die Hände steckten, um sie so von ihnen zu empfangen. Dessen ungeachtet wurde auch er endlich durch die Unruhen der Bilderdiener, hauptsächlich der Mönche genöthiget, zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe im Staate geschärftere Strafmittel gegen sie zu gebrauchen. Sein Sohn und Nachfolger **Theophilus** war in der Bestrafung der unruhigen Bilderverehrer noch strenger als sein Vater; ja, wenn man den griechischen Mönchen, die

von ihm erzählen, Glauben beymessen könnte, so würde seine Strenge oft bis zur unmenschlichsten Grausamkeit ausgeartet seyn. Allein, wer kann wohl solchen schmähsüchtigen Fanatikern, als jene Mönche waren, auf ihr Wort glauben? oder wer muß nicht vielmehr auf den Gedanken kommen, daß, wenn auch des Kaisers Strafen etwa zu hart oder zu grausam waren, er mehr durch den unbändigen Empörungsgeist dieser wilden Schwärmer, als durch seinen Eifer für reinere Gottesverehrung dazu gereizt wurde?

Allein, man hätte voraussehen können, daß der Fanatismus auch durch die härtste Strafen nicht geschwächt, vielmehr genährt und bey den Aussichten auf die dadurch zu erringenden Märtyrer Krone zu einer noch wildern Hitze entflammt werden würde. Ja, wer auf die gänzliche Unterdrückung, auf den allgemeinen Nichtgebrauch der gesunden Menschenvernunft und zugleich auf den hohen Schwung, den der Fanatismus zur Ehre seiner geweihten Bilder genommen hatte, und der ihm in den Augen des nichtdenkenden Pöbels ein so heiliges und frommes Ansehen gab, in diesen Zeiten zurück sehen konnte, der hätte auch da schon den völligen und allgemeinen Sieg der Bilder über ihre Verächter voraussehen können. Das Merkwürdigste dabey war nur dieses, daß ihnen dieser letzte, nun nicht mehr streitig gemachte Sieg auch wiederum durch eine Person des andern, zur Schwärmerey immerhin geneigtern, Geschlechts, nämlich durch die Wittwe des verstorbenen Kaisers Theophilus Theodora zugesichert, und bestätiget werden mußte. Denn die Mönche und andere Bilderfreunde ruheten mit ihren Bitten, Drohungen und Erzählungen von Wundern, die durch ihre Heiligen zur Ehre ihrer Abbildungen gewirkt worden seyn sollten, nicht eher, als bis sie ihren Schwärmergeist auch in sie getrieben hatten. Von diesem beseelt berief sie im Jahr 842

eine neue Kirchenversammlung nach Konstantinopel zusammen, auf welcher die Schlüße der zwoten Nicäniſchen erneuert, die Bilderverehrung — zur tiefſten Beſchämung der geſunden Menſchenvernunft, die hier ihr Angeſicht von den Annalen der Menſchheit erröthend wegwendet, — auf immer wieder hergeſtellt wurde.

So ſiegten die Bilder nach einem hartnäckigen Kampfe von mehr als hundert Jahren — durch die Schwäche eines Weibes; der ganze Orient, die wackern Armenier allein ausgenommen, beugten ihre Knie vor dieſen ſtummen Götzen, und keiner von den nachfolgenden Kaiſern wagte es mehr, den Griechen etwas gegen ihre fanatiſche Bilderliebe einzureden. Ja, um das Andenken dieſes ſo ſchimpflichen Bildertriumphs zu verewigen, ordneten die Griechen ein jährliches Feſt an, welches ſie das Feſt der Orthodoxie nannten, weil ſie mit ihren Bildern zugleich den rechten wahren Glauben wieder erhalten zu haben meynten. Und nun blieb nur noch die einzige höchſt lächerliche Frage übrig, ob denn wohl die Bilder eine ihnen ſelbſt anklebende oder nur eine bezügliche Heiligkeit hätten? ob man alſo dieſelben an und für ſich ſelbſt, alſo auch das Gold, die Farben, das Metall und was ſonſt daran iſt, oder ob man nur diejenigen, die ſie vorſtellten, anbeten müßte? dieſe Frage bekam aber erſt im eilften Jahrhundert durch das Vorhaben eines griechiſchen Kaiſers Alexius Comnenus, den bey einem großen Finanzenmangel die Luſt anwandelte, das in den Tempeln und an den Bildern hängende Gold und Silber abzunehmen und es in geprägtes Geld zu verwandeln, einiges Gewicht, indem ein gewiſſer Biſchof von Chalzedon dieſes für einen Kirchenraub erklärte und behauptete, den Bildſäulen Jeſu und ſeiner Heiligen ſelbſt klebe eine gewiſſe der Verehrung würdige Heiligkeit an, welches andere verneinten. Darüber entſtand dann erſt im eilften Jahrhundert eine neue

Con-

Controvers, die durch eine besonders dazu berufene Synode dahin entschieden wurde, daß man die Bilder, ob sie gleich einer gewißen göttlichen Gnade theilhaftig wären, nur wegen ihrer Beziehung gegen diejenigen, die durch sie vorgestellt würden, anbeten dürfte, und daß man nicht den Stoff, sondern nur die dadurch abgebildeten Personen und Sachen verehren müßte. — So tief konnte die Schwärmerey um diese Zeit die Menschen-Vernunft herabwürdigen, daß sie eine so lächerliche alberne Frage noch der ernsthafteren Untersuchung einer ganzen Kirchenversammlung würdig finden konnte!!

§. XI.

Der ganze christliche Gottesdienst besteht in einem ganz gedankenlosen Religionszeremoniel, dem nur die Schwärmerey noch einen Anstrich von geistiger Kraft und Wirksamkeit zu geben weiß.

In den jetzt vor uns liegenden vier Jahrhunderten, nämlich im 8, 9, 10, und 11ten Jahrhundert, bestand die ganze praktische Religion der Christen allein in der Beobachtung des schon eingeführten Religionszeremoniels, das jetzt eher vermehrt als vermindert, und mit neuen mehr heidnisch als christlich scheinenden Gebräuchen entstellt wurde. Der ganze sogenannte Gottesdienst der Christen war jetzt, man darf es keck sagen, nicht viel besser, als ein heidnischer Fetischen-Dienst, so wie man ihn bey den rohesten Völkern noch antrift. Nichts konnte aber dem ganzen Andachts-Spiel der Christen mehr Kredit und Werth geben, als der so sorgfältig unterhaltene Schwärmerwahn von der übernatürlichen magischen Kraft und Wirksamkeit desselben. Denn so geist- und bedeutungslos auch die jetzt üblichen Religionsgebräuche waren, so sah man sie doch in allem Ernste und mit der arglosesten Treuherzigkeit als Dinge an, womit nicht nur

das höchste Wohlgefallen Gottes, sondern auch alle nur ersinnliche, leibliche und geistliche, zeitliche und ewige Segnungen zu erlangen wären. Ja, es wäre auch nicht wohl zu begreifen, wie Menschen, die doch über die alltägliche Geschäfte und Angelegenheiten des menschlichen Lebens noch ein wenig nachzudenken gewohnt sind, gerade in Religionssachen all ihr Denken so ganz aufgeben konnten, daß sie einer Meße, oder einem öffentlichen Umgang, oder einer liturgischen Gebets- und Seegensformel, wovon sie schlechterdings nichts verstanden, und nichts verstehen konnten, dennoch mit der ehrfurchtvollesten, lebhaftesten, ja heißesten Andacht beywohnen konnten, wenn man nicht wüßte, daß gerade die Menschen oder die Völker, unter welchen der christliche Aberglaube jetzt gepflanzt wurde, zuvor schon die dümmsten Götzendiener gewesen; daß man ihnen mit der neuen Religion, zu der sie sich jetzt bekennen mußten, gar nicht das mindeste hellere, beßere und reinere Licht beybrachte; daß man sie vielmehr unter ihrer bisherigen Stupidität, wozu sie von ihren heidnischen und christlichen Priestern gewöhnt waren, recht gefliessentlich zu erhalten suchte, und den neuen gröstentheils aus dem Judenthum und Heidenthum mit herübergebrachten Gebräuchen allerley übernatürliche, geheimnißvolle, magische Wirkungen und Kräfte andichtete. Denn da das Volk ohnehin von Natur zu schwach oder zu träge ist, um seine geringe Denkkraft über die sinnlichen Dinge zu erheben, so muß ihm eine Religion nur desto angenehmer seyn, die, indem sie mit ihren prunkvollen Ceremonien und Aufzügen seine Sinne füllt, und seine Einbildungskraft unterhält, ihm zugleich die höchsten geistlichen und leiblichen Seegnungen und Wohlthaten, auch ohne sein weiteres Bemühen darum verspricht. So sinn- und bedeutungslos daher auch die verschiedenen Manipulationen, Gestikulationen, Gebräuche und andere solche beym Got-

tesdienst eingeführte Alfanzereyen waren, so gab es doch auch solche sinnreiche und aberwitzige Diener des fanatischen Aberglaubens, die mit ihren Erklärungen und Deuteleyen, welche sie davon gaben, a) den Leuten einen blauen Nebel vor die Augen machten, und jenem religiösen Schauspiel, weis nicht was für geheimnißvolle Bedeutungen und magische Kräfte beylegten. So fand man z. B. etwas Mystisches in den verschiedenen Kleidungsstükken, sogar in den Pantoffeln des am Altar dienenden Klerus; selbst die Schweiß- und Schnupftücher der Klerker machte man zu einem Symbol frommer und reiner Gedanken, wodurch die aus der Schwäche des Körpers entstehende Seelenbeschwerden abgewischt werden sollten.

§. XII.

Das Meßopfer. Die Fürbitten der Heiligen bey Gott. Allgemeine Beschreibung des ganz kindischen Zustands der Religion.

Dadurch gewannen dann alle jene so geistlosen Kirchenaufzüge und Religions-Ceremonien in den Augen des undenkenden Pöbels nur desto mehr Ehrwürdigkeit und Feyerlichkeit; je mehr man hinter diesen mysteriösen Gaukeleyen etwas sehr erhabenes, göttliches und segenreiches vermuthete. Denn was erwartete man z. B. nicht für unbegreifliche Segnungen und Wirkungen von dem sogenannten Meßopfer? Da sollte bald eine bessere Witterung dadurch erbeten; bald Mißwachs, Theurung, Hun-

a) Dieß geschah insonderheit in den Schriften des Amalarius, des Johannes Scotus, des Isidorus von Hispalis, des Angeloms, des Remigius von Auxerre, des Walafridus Strabo und anderer, die de divinis officiis d. h. von den gottesdienstlichen Gebräuchen schrieben. S. Mosheims Kirchengesch. II. Th. 9ten Jahrh. S. 244. §. I.

gersnoth, Krieg und andere solche Landplagen dadurch abgewandt, bald unheilbare Krankheiten kurirt, bald Diebstäle entdeckt und der Dieb zum Geständniß seines Diebstals genöthiget, bald arme wimmernde Seelen aus dem Fegfeuer errettet werden! — Was für wundervolle Dinge erwartete man nicht von den Fürbitten der Heiligen bey Gott, von ihren hinterlassenen Gebeinen, Kleidungsstücken, oder andern Hausgeräthen! Da durfte man sich nur an einen gewißen Heiligen, den man zu seinem Schutzpatron gewählt hatte, in seinem Gebete wenden; nur eine Reliquie von ihm mit einem festen Zutrauen auf seine Wunderkraft berühren, sogleich wichen alle Uebel des Leibs und der Seele, sie mochten Namen haben, wie sie wollten; — sogleich hörte der laidige Satan mit seinen Spuckereyen auf; sogleich glaubte man im Besitz der Wohlthat, die man gewünscht hatte, zu seyn. Ja, man erröthet gleichsam vor sich selbst, man wird gewißermassen über die ganze Menschheit unwillig, wenn man in der Geschichte siehet, wie tief sich jetzt die Menschenvernunft unter das ihr aufgelegte schimpfliche Joch des Aberglaubens niederbeugte. Der noch ganz kindische Geist der damaligen Welt holte den zur höchsten Oberherrschaft über seine Kirche erhöheten Jesum gleichsam von seinem erhabenen Himmelsthron herab, und machte ihn, wie ein neuerer Schriftsteller sagt, a) wieder zum Kinde, um seine Andacht mit ihm spielen zu lassen, wenn auf dem Arme der jungfräulichen Mutter der göttliche Säugling lächelte. Man erinnerte sich bey seiner Geburt nur, daß, aber nicht, warum er geboren sey. Man trieb bey seinem Geburtsfeste mit der Nacht und Krippe, mit den Rindern und Eseln, bey seinem Todestage mit

a) S. Geschichte der Menschheit und der Religion. Weißenfels und Leipzig bey Fr. Swerin 1793. S. 301.

dem Kreuze, und bey seinem Auferstehungsfeste mit dem Morgen und Grabe ein andächtelndes Spielwerk. Man trieb Kindereyen in öffentlichen Bethäusern mit Metten, Lichtern, Kränzen, Schellen, wächsernen Lämmern, Fahnen, Bildern und andern solchen Lappalien. Männer mußten, wie Schulkinder, zur Strafe knien, beten, Psalmen singen oder lernen. Um ihren Geist nicht männlich werden zu lassen, hatte man bey öffentlichen Gottesverehrungen eine fremde Sprache eingeführt, wodurch es dem Verstande unmöglich ward, das zu denken, was die Zunge sprach. Die geistigen Helden Gottes machte man zu geflügelten Kindern, in denen man nicht mehr Gesandte des Allmächtigen, sondern liebe Engelchen erblickte. Den Himmel stellte man, wie einen mit Musik und Tanz und schönen Sachen angefüllten Jahrmarkt vor. Die als Hypothese angenommene Reinigung der zu unvollendet aus dieser Welt gegangenen Menschen verwandelte man in ein Fegfeuer, über welchem büßende Seelen gebraten würden. Und damit nichts an der Religionskinderey fehlen möchte, so zogen geschwätzige Mönche, wie Bärenführer, mit einem metamorphosirten Teufel in der Christenheit herum, den sie, um ihre Macht zu zeigen, auf ihre Beschwörereyen tanzen, oder, um Christen zu schrekken, in ihren Erzählungen fürchterlich brummen ließen. Welcher Menschenfreund muß da nicht entweder das innigste Mitleiden, oder den tiefsten Unwillen über den Zustand der damaligen Menschheit fühlen, wenn er Vernunft und Religion so in Windeln gewickelt, oder am Gängelbande der Schwärmerey von unwissenden, herrschsüchtigen und geizigen Pfaffen geleitet sieht?

§. XIII.

Fürchterlich kraße Vorstellungen von Gottes Zorn und Rachgier. Die daher entstehende sehr grausame Selbstpeinigungen büßender Sünder.

Das Schröckhafte dieses Aberglaubens zeigte sich aber in keiner Sache mehr, als in den so furchtbaren Vorstellungen, die man sich in jenen Zeiten vom Zorn Gottes, von seiner schwer zu versöhnenden Rachgier, und von den barbarischen Mitteln, sein hartes Herz zu erweichen, und zum Mitleiden, zur Vergebung der Sünden zu bewegen, machte. Denn, so sehr war aller Geist des Evangeliums, das uns Gott nur als den alliebenden Vater aller Menschen darstellt, der seinen redlich zu ihm umkehrenden und sich beßernden Kindern so gerne, auch ohne blutige Opfer, ohne harte Büßungen verzeiht, verflogen, daß man den Allerbarmenden in einen mitleidslosen Zorn-Gott verwandelte, dessen aufwallender Jachzorn nur durch das Vorhalten der blutenden Wunden seines erbärmlich zermarterten Sohnes, oder durch die göttlichen Brüste der jungfräulichen Mutter von wüthender Grimmeswuth noch zurückgehalten oder besänftiget werden konnte. Ja man gieng in solchen Vorstellungen so weit, daß man den lieben Gott im Gebete beynahe ganz vorbeygieng, und sich nur an die geglaubten Minister desselben, an die Heiligen, wandte, weil man diese für mitleidiger, weichherziger, gütiger hielt als Gott selbst. a)

a) So hart diese Behauptung zu seyn scheint, so wird sie doch durch folgende unbezweifelte Thatsache deutlich genug begründet. Nämlich an der Kirche des heiligen Antonius zu Padua, deren Besuchung selbst von Rom mit reichen Ablaßen begnadiget ist, steht beym Bilde dieses Heiligen der Vers: Exaudit, quos non audit et ipse Deus. (Der heilige An-

Solche Vorstellungen brachten denn auch eben solche oder wenigstens ähnliche Auftritte von scheußlichen Selbstpeinigungen hervor, wie bey den Hindus und andern orientalischen Völkern, oder bey den Santons und Derwischen der Muhammedaner. Mühsame Wallfahrten nach weit entlegenen Oertern, angreifende Kasteyungen des Leibes, öfteres und langes Fasten, Frost, Blöße, Schläge, Geißelhiebe, rauhe, grobe Kleidungen, Herumwanderungen mit schweren Ketten, dies waren die genugthuenden Büßungen, womit man dem verkannten Gott, den der Aberglaube mit so vielen Höllenschrecknissen bewaffnet hatte, zu besänftigen wähnte.

So geißelte der strenge Sittenrichter, Damiani, Mönch und Cardinalbischoff zu Ostia, nicht nur sich selbst zur Büßung seiner Sünden öfters wacker durch, sondern drang auch bey andern Mönchen und büßenden Kopfhängern mit so vielem Nachdruck auf dieses Sündenreinigungsmittel, daß viele Menschen nicht nur in den Klöstern, sondern auch in den Städten und auf dem Lande dasselbe, in der gewißen Hoffnung, Vergebung ihrer Sünden, und die ewige Seligkeit dadurch zu erlangen, nachahmten. Wenn man sich da unter dem Absingen von zehen Psalmen tausend Ruthenstreiche applicirte, so machten deren dreytausend ein ganzes Jahr von Buße aus, so daß also die Absingung des ganzen Psalters, mit den dazu gehörigen Streichen begleitet, fünf Bußjahre ausfüllte. a) Was sich doch der gemeine Menschenverstand da wohl für einen terminum medium zwischen dem mit Geißelhieben begleiteten Psalmensingen und zwischen der

---

nius erhört auch die, welche von Gott nicht erhört werden.) S. Geschichte der Menschheit und der Religion. Weißenfels und Leipzig. 1793. pag. 317.

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 531.

dadurch bewirkten Gnade Gottes gedacht haben mag? Ohne Zweifel keinen andern, als das höchste Wohlgefallen, das die durch die Sünde gereizte und beleidigte Gottheit an dem Psalmenleyern und an dem von Ruthen oder scharfen Stacheln zerfezten Rücken des Sünders haben müsse.

Einer von den Schülern des Damiani, Dominikus der Bepanzerte, übertraf seinen Lehrer und Meister noch in wüthender Strenge gegen sich selbst. Ungefähr fünfzehn Jahre lang trug er einen eisernen Panzer auf dem bloßen Leibe, mit zween eisernen Reifen um denselben, und zweyen andern um die Arme; fast jeden Tag sang er die Psalmen zweymal durch, indem er sich unaufhörlich mit Besen züchtigte, öfters that er unter seiner eisernen Last tausend Kniebeugungen, wenn er den ganzen Psalter ohne Züchtigung hergesagt hatte; einige Jahre vor seinem Tode verwandelte er die Besen in Peitschen von Riemen, und umschloß auch noch seine Hüften und Schenkel mit vier eisernen Reifen, bis er im Jahr 1062 sein elendes Leben, auf welches er so lange mit einer heiligen Wuth losgestürmt hatte, beschloß. Damiani selbst erkannte dieses Verfahren für eine übermäßige Strenge und für ein Wüthen gegen sich selbst. Dessen ungeachtet bewunderte noch Mabillon diesen asketischen Selbstmörder als einen Heiligen, in welchem stets ein göttliches Feuer aufgewallt habe. — a)

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXIII. S. 131.

§. XIV.

Diesen mörderischen Selbstpeinigungen, die noch lange fortdauerten, wird doch endlich von Päbsten und Bischöffen in den Abendländern Maas und Ziel gesetzt.

Ungeachtet Kaiser Karl der Große befohlen hatte, die mit eisernen Ketten belastete Vagabunden, die sich für Büßende ausgäben, nicht zu dulden, so legte man in diesen Zeiten doch noch Mehreren, die einen Mord an ihren Eltern oder nahen Anverwandten, oder an Priestern und Mönchen begangen hatten, — denn ein Priestermord ward für ein so grobes Verbrechen gehalten, als ein Vatermord, — diese Art von Büßung auf; und die Büßende mußten mehrere Jahre lang nackend, mit schweren Ketten beladen, auffer ihrem Vaterlande, im Elende herumwandern. Zuweilen verband sich mit einer so herumziehenden Buße auch noch die Vorstellung, daß Gott oder seine Heiligen selbst derselben durch irgend ein Wunder ein Ende machen würden. So zog ein gewißer vornehmer Franke, Namens Rotmund mit seinen zween Brüdern, weil sie ihren Oheim, einen Hofgeistlichen, ermordet hatten, mit eisernen Ketten an Lenden und Armen gefesselt, den Kopf mit Asche bestreut, und mit einer härenen Decke bekleidet einige Jahre lang an alle heilige Oerter, nach Rom, zu den Gräbern der Apostel, nach Jerusalem zum heiligen Grabe, nach Aegypten, nach Carthago, zu dem in der Nähe befindlichen Grabe des heiligen Cyprians und dann wieder nach Rom, endlich durch Italien nach Burgund und Frankreich herum, bis endlich der heilige Marcellinus, ein römischer Bischoff und Märtyrer, im Kloster Rothon in Bretagne, wo seine Reliquien verehrt wurden, sich ihrer erbarmte und ihre Ketten beym nächtlichen Gottesdienste mit grossem Gekrache auf die Erde fallen ließ.

Ohne Zweifel würden solche Büßende in ihrer Strenge gegen sich selbst noch weiter, und so weit als die Persische oder ostindianische Braminen gegangen seyn, wenn es nicht Bischöffe und Päbste selbst, wegen der Beschaffenheit und Schwäche der Abendländer, für rathsamer gefunden hätten, dieser selbstmörderischen Wuth Maas und Ziel zu setzen, und die auferlegten Büßungen zu mildern. Auch hatten Leute von Vermögen Mittel genug in ihrer Gewalt, jene Bußstrafen durch Allmosen, Geschenke, Stiftungen und Vermächtnisse an Kirchen und Klöster abzukaufen; Wallfahrten, häufiges Kirchenbesuchen und Theilnehmung an den guten Werken der Mönche halfen auch dazu; und dann waren solche hartscheinende Kirchenbußen immer noch gelinde genug, wenn man sie als Mittel ansah, um sich gegen die Ahndung der bürgerlichen Gesetze zu sichern; weswegen man sich auch denselben gar gerne unterwarf. Uebrigens hoffte man durch solche freywillige oder von Priestern auferlegte Büßungen nicht nur, wie in den ersten Zeiten der Christen, kirchliche Verzeihung und Wiederaufnahme, sondern wirkliche Vergebung der Sünden bey Gott selbst, ja die ewige Seligkeit zu erlangen. a)

§. XV.

Auch im Abendlande geht die Heiligenverehrung immer weiter.

Man hätte es schon bey der zu Frankfurt am Mayn im Jahr 749 wegen der Bilderverehrung gehaltenen Synode voraussehen können, daß die Christen, so wie sie jetzt dachten und urtheilten, unmöglich lange auf dem dort vorgeschlagenen so vernünftigen Mittelwege, daß man die Heiligenbilder in den Tempeln zwar behalten, aber ihnen

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 133 — 136.

keine gottesdienſtliche Ehre erwieſen ſollte, erhalten werden konnten. Denn, da man ihre ſchwärmeriſche Hochachtung gegen die Heiligen immer noch fortnährte, von ihnen immer noch entweder Schutz und Beyſtand, oder doch ſehr kräftige Fürbitte bey Gott erwartete, ihre Reliquien überall heißhungrig aufſuchte, und ungebührlich ehrte, ſo konnte es nicht anders ſeyn, als daß man auch ihren Bildern eben die Ehre erwies, die man ihnen ſelbſt erweiſen wollte, weil man ſonſt, nach der damaligen Meynung, ihre Ungnade zu befürchten gehabt hätte, wenn man ihre Bilder beſchimpft hätte, oder auch nur gleichgiltig oder unehrerbietig bey ihnen vorübergegangen wäre. Daher gieng es auch in den Abendländern mit der Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder bald ſo weit, daß man ſeine Kniee überall vor dieſen ſtummen Götzen beugte, Lichter und Räucherwerk vor ihnen anzündete, ihnen hohe Loblieder vorſang, und ſie um ihre alles vermögende Fürbitte bey Gott anrief; und dieſes alles um deſto mehr, da dieſe Bilder- und Heiligenverehrung von den erſten abendländiſchen Biſchöffen zu Rom immer ſehr begünſtiget und gebilliget wurde. Da glaubte man gar keinen Antheil an Gottes Gnade und an ſeinen Segnungen erlangen zu können, wenn man nicht unter den Miniſtern des himmliſchen Hofſtaats irgend einen Fürbitter oder Sachwalter vor Gott hätte, ſo wenig wußte man mehr etwas von dem für alle Menſchen durch Chriſtum eröffneten freyen Zutritt zu Gott. Dieſer Zutritt war jetzt wiederum durch Unterhändler, Mittler, Prieſter und Heiligen verſperrt. Da wählte ſich faſt ein jedes Dörfchen, eine jede Gemeine, ein jedes Haus unter jenen Kalenderheiligen ſeinen eigenen Schutzpatron, der die Sache deſſelben bey Gott zu führen hätte; denn man beſorgte, die, welche ſchon von andern Gemeinen zu ih-

ren Agenten im Himmel bestellt waren, möchten zu sehr mit Aufträgen und Geschäfften überladen werden.

Diese himmlische Agenten aber wurden für so eigennützig und Geldgierig gehalten, daß man sich ihrer Gewogenheit nicht gewißer und sicherer, als durch grosse und viele Schenkungen an die ihnen gewiedmete Kirchen und Klöster zu versichern hoffen konnte, ungefähr so, wie man die Gunst eines Monarchen oder eines Weltlichen Richters am zuverläßigsten zu gewinnen glaubt, wenn man seine Höflinge oder Vertraute auf eine direkte oder indirekte Art zu bestechen weiß. Daher kamen denn so viele Schenkungen und Vermächtniße, die von begüterten Andächtlern, denen es entweder um ihre eigene oder um ihrer Freunde und Anverwandten ewige Seligkeit bange ward, in den stets offenen grossen Beutel der Heiligen und ihrer Priester in keiner andern Absicht geopfert wurden, als die Vergebung aller ihrer Sünden und einen reichen Ersatz im ewigen Leben dafür zu erlangen. Und, daß die bey diesem so einträglichen Gewerbe interesßirten Pfaffen und Mönche den Leuten über die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen die Augen gar nicht geöffnet, sondern sie vielmehr in dem Schwärmerwahn, als ob der Tausch von zeitlichen Gütern gegen ewige und unvergängliche unendlich vortheilhaft für sie wäre, gefliſſentlich unterhalten und bestärkt haben, das versteht sich wohl von selbst.

Da wußten sie dann so viel von Wunderhilfen zu erzählen, die durch die Fürbitten ihrer Heiligen den Verehrern derselben wiederfahren seyn sollten, daß gar kein Zweifel mehr dagegen Statt finden konnte. Vielmehr mußte man dem armen betrogenen Volke, daß seine irdischen Schätze gegen himmlische umzutauschen und bey dem scheußlichen Tausche gar viel zu gewinnen glaubte, immer nur neue Heiligen zu verschaffen suchen. Und da ließen

ſich denn auch die anfrommen Betrügereyen ſo erfinderiſchen Köpfe der Mönche gar nicht ſchlecht finden, den Leuten mit vollen Backen lobredneriſche Erzählungen von Heiligen vorzulügen, die vielleicht nie exiſtirt haben, oder von Thaten und Wundern, die ſie nie gethan hatten. Daher wurden denn auch nie ſo viele Martyrologien und Heiligenlegenden geſchrieben, als in den Zeiten, davon wir jetzt reden. a) Die Namen der darinnen erhobenen Heiligen und ihre oft ſehr ſeltſame Meynungen und Thaten hier anzuführen, könnte uns aber nichts weniger als intereſſant und erbaulich ſeyn.

§. XVI.

Die vielen Wunder, die durch die Heiligen geſchehen ſeyn ſollten. Ihrer geſchahen ſo viele, daß ſich die Mönche zuweilen das Wunderthun von ihren Heiligen verbitten mußten.

Denn da erzählen uns die Legenden ſo viele Wunder von ihren Heiligen und deren Reliquien, daß man ſich über die Dummheit und Geſchmackloßigkeit der Ammenmärchen des Gähnens kaum enthalten kann. Da ſchiebt ſich z. B. ein ungeheurer Balken von ſelbſten an den Ort hin, wohin ihn der Zimmermann haben wollte; da kömmt ein Schiff von der andern Seite des Fluſſes dem Mönche, der deſſen bedurfte, von ſelbſt entgegen, und dies alles vermöge der Fürbitte des darum angerufenen Heiligen; da flehet ein todtkranker Mönch den heiligen Benedikt um Hilfe an, und dieſer erſcheint und heilt ihn; u. d. gl. Daß dergleichen Wundermärchen oft ſo ſeltſam und ſo poßirlich waren, daß ſie mehr Lachen als Bewunderung erregten; daß ſie ſo offenbar, ſo abſicht-

a) Wer Luſt hat ſolche zu kennen, der findet ſie in der oft angeführten Schröckhiſchen Kirchengeſch. im XXIIIſten Thl. S. 210 — 221 ausführlich genug angezeigt.

lich auf den Vortheil der Kirchen und Klöster, von deren Dienern sie beschrieben wurden, und auf Anlockung des auf solche Wunderdinge gerne horchenden Volks berechnet waren; daß sie für Religion und Sittlichkeit so gar keinen Nutzen bezweckten, daß sie vielmehr der wahren Gottesverehrung immer schädlicher werden mußten; das waren Bedenklichkeiten, die bey einem solchen in Dummheit und Aberglauben versunkenen Zeitalter, wie das damalige war, keinen Zweifel, nicht einmal einen Verdacht dagegen erregen konnten. Denn da war niemand, der sich darauf verstand, jene Wundermärchen gehörig zu prüfen, oder den geheiligten Abentheuern etwas schärfer ins Gesicht zu sehen.

Ja, zuweilen waren die in Kirchen oder Klöstern aufgestellten Heiligen mit ihrem Wunderthun so übertrieben emsig und geschäftig, daß sich die Mönche, um vor dem allzuhäufigen Herzuströmen des Volks nur ihre leibliche Ruhe zu erhalten, ihre allzugroße Wunderthätigkeit von ihnen verbitten mußten. So bat ein Abt des Klosters Mayen-Moutier im Elsaß, den heiligen Spinulus, der in der dortigen Kirche begraben lag, und so viele Wunder an Lahmen, Blinden, Tauben und Krüppeln aller Art verrichtete, daß die Menge derselben seinen armen Mönchen wegen des zudringlichen Volkes ganz unerträglich ward: er mögte doch der Mönchsfrömmigkeit durch den Zulauf des Volkes und durch die vielen Angelegenheiten desselben nicht weitere Gefahr erregen. a) Ein anderer Abt Stephanus bat den im Jahr 1021 verstorbenen Bischoff von Lüttich Wolbodo, bey dessen Grabe auch so viele wunderthätige Heilungen erfolgten, er möchte doch um Gotteswillen damit einhalten, weil seine Mönche sonst durch den daher entstandenen Zulauf von

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 114. flg.

Menschen bey Tag und bey Nacht zu sehr zerstreut und in Unordnung gebracht würden. a)

Dagegen geschah es auch zuweilen, daß solche heilige Thaumaturgen das Wunder, das man von ihnen verlangte, durchaus nicht thun wollten, daß sie z. B. ein der Kirche geraubtes Gut wieder herbeyzuschaffen schlechterdings nicht zu bewegen waren. Alsdenn entkleidete man die Altäre ihres Schmuckes; man überzog sie mit härnen Säcken; man löschte die ihnen zu Ehren angezündete Wachskerzen aus; man zerschmiß die Wandleuchter in Stücken; man drohte den unbeweglichen Heiligen, den Ort, wo sie lagen, zumauern zu lassen; man nahm und warf ihre Bilder auf die Erde oder unter Dorngebüsche hin, um sie zum Wunderthun zu zwingen; b) gerade, wie der Kamtschadale, der seinen Gott peitscht und geißelt, wenn er das Verlangen des Bittenden nicht erfüllen will.

§. XVII.

Man sucht dem Volke immer mehrere neue Heiligen zu verschaffen. Das Kanonisationsrecht.

Daher gieng dann auch jene Sucht, dem Volke immerzu neue Heiligen zu verschaffen, so weit, daß verschiedene Synoden die Verordnung geben mußten, man sollte nicht einen jeden Bischoff oder Mönch oder Einsiedler sogleich als einen Heiligen verehren, den ungewiße Erzählungen und Gerüchte von Wundern und Erscheinungen, eigennützige Absichten, oder andere Regungen der Leidenschaft zu diesem Range erhoben wissen

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 168. flg.

b) Cramers Fortsetzung der Boßuetischen Geschichte der Welt und der Religion 8ter Thl. 2ter Band S. 149. flg.

wollten; es sollte niemand mehr für einen Heiligen gehalten werden, als wen der Bischoff oder seine Provinzialsynode dafür erklärt hätte. Ein Heiliger aber konnte ein jeder werden, der sich nur ein wenig durch seine strenge und sonderbare Lebensart, oder durch sein finsteres, mürrisches, sauertöpfisches Wesen, oder durch einige kühne Handlungen vor andern Alltagsmenschen auszeichnete; ein solcher wurde dann, wenn er nicht mehr unter den Lebendigen war, von allen, die ihn gekannt oder gesehen hatten, noch mehr als vorhin, bewundert, man erbaute etwa über seinem Grabe einen Altar, worauf man Gaben und Meßopfer darbrachte; man sehnte sich, Wunder von ihm zu sehen, und was man so sehnlich verlangte, das glaubte man auch in den gewöhnlichsten Begebenheiten, deren natürliche Ursache verborgen war, bald wahrzunehmen. Und so wurde dann der neue Heiligenruhm vom Volke oder von den Mönchen, die zuerst Wunder von ihm ausgestreut oder geglaubt hatten, dem Bischoff, der keine lange Untersuchung darüber anstellte, zur Entscheidung vorgelegt. — Dieses Recht, neue der Verehrung würdige Heilige zu kreiren, welches man nachher das Kanonisationsrecht nannte, wurde aber auch, wie so viele andere Rechte, den Bischöffen nach und nach von den Päpsten zu Rom entzogen. Anfänglich holte man nur das Urtheil des Obersten, d. h. des römischen Bischoffs über diejenigen, welche in den Kanon oder in das Register der Heiligen eingezeichnet werden sollten, ein; oder man ließ das Urtheil eines Bischoffs und seiner Synode über einen neuen Heiligen durch das römische Kirchenorakel bestätigen. Ein solcher Heiliger wurde dann aber nur in der Stadt oder Provinz, in welcher oder für welche ihm der bischöfliche Heiligenstempel aufgedruckt worden war, dafür gehalten. Endlich fiel es im Jahr 998 den Domherrn zu Augsburg ein, ihren verstorbenen Bischoff Ul-

rich, durch den Pabst Johannes XV. in den Rang eines Universal-Heiligen, der in der ganze abendländischen Kirche dafür paßieren sollte, erheben zu lassen. So wurden nachher noch Mehrere durch den Fischerring des Apostelfürsten Petri als Heilige gestempelt. Doch gaben Johann XV. und seine Nachfolger diese Heiligsprechung noch nicht für ein ausschließendes Recht ihres Stuls aus; sondern erst der Pabst Alexander III., der sichs auch herausnahm, einem portugiesischen Prinzen Alphons die Königswürde zu ertheilen, maßte sich im Zwölften Jahrhundert das Kanonisationsrecht, als eine ad causas majores gehörige Sache an, und schloß die andern Bischöffe davon aus.

§. XVIII.

Keinem Heiligen wurde eine so erhabene Ehre erwiesen, als der heiligen Jungfrau Maria. Die dabey begangenen Sottisen.

Unter allen Heiligen aber erwies man keinem zu dieser Zeit mehr Ehre, als der heil. Jungfrau Maria. Wenigstens hundert Klöster zählt man am Ende des eilften Jahrhunderts, die ihr zu Ehren in den Abendländern erbaut waren. Diese Marienverehrung gieng so weit, daß man sie nicht nur die Mutter Gottes, oder die Mutter der Barmherzigkeit, sondern auch schlechtweg die Frau, die Gebieterin, die Himmelskönigin nannte; daß man vorgab und glaubte, die Gerechten könnten alles, was sie sich von Gott erbitten wollten, durch die Fürbitte seiner Mutter viel leichter und geschwinder erlangen, als durch die Fürbitte irgend eines andern Heiligen; daß man sich in den Gebeten mehr und öfter an die heilige Maria wandte, als an Gott selbst, und daß man über der Anrufung derselben Gottes, des

himmlischen Vaters, beynahe ganz vergaß. a) Ja diese Schwärmerey erreichte einen so hohen Grad, daß man sich nur wundern möchte, warum man sie nicht gar vollends zur vierten Person in der Gottheit erhoben habe. Daher kamen denn auch so viele Fabeln, die man ihr zu Ehren erdichtete, und wodurch man sie immer höher zu erheben glaubte. So beschreibt der griechische Theologe Johannes Damascenus das Ende ihres Lebens so umständlich und ausführlich, wie wenn er selbst bey ihrem Sterbebette gestanden, und über ihre Verherrlichung ausserordentliche Visionen und Offenbarungen von Gott bekommen hätte. Er zeigt der von ihrer Erhabenheit noch nicht hoch genug denkenden Welt, wie sich bey der Annäherung ihres Todes, Engel, Apostel, Patriarchen und andere ehrwürdige Männer um sie her versammelt, von Gott inspirirte Reden geführt, und eben solche Lieder gesungen hätten; wie unter andern Adam und Eva diese ihre Tochter glückselig gepriesen, weil sie die durch dieselben verwirkten Strafen aufgehoben habe; wie Christus selbst zu seiner Mutter gekommen, und unter welchen Gesprächen er ihre heilige Seele mit seinen Händen aufgenommen habe; unter was für Naturveränderungen und Engelshymnen ihr Körper begraben worden; wie ein Jude, der sich an der Bahre, worauf derselbe lag, vergriffen, deswegen beede Hände verloren habe; wie eben dieser Körper Mariens bis zum dritten Tage unverweslich erhalten, und dann an eben demselben in den Himmel versetzt worden sey u. s. w. b)

a) So bekam die heilige Maria bey dem jetzt erfundenen Rosenkranz immer 150 Ave Maria, da hingegen das Vater unser nur 15 mal gebetet wurde. — Und an jedem Sonnabend wurde der heiligen Maria allein zu Ehren Meße gelesen und gefastet.

b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 138.

Nach einem andern solchen Fabeldichter, Fulbert Bischoff von Chartres, entriß Maria auf das Flehen eines Mannes, der sich dem Teufel verschrieben, und es nachher wieder bereut hatte, diese Verschreibung dem bösen Höllengeiste mit Gewalt, erschien sodann ihrem angstvollen Clienten im Schlafe, stellte ihm nach zuvor gegebenen Verweisen und Ermahnungen, die an den Teufel ausgefertigte Handschrift zum Zeichen seiner Befreyung wieder zu, so daß er sie beym Erwachen auf seiner Brust liegend fand. a)

Jedoch, am meisten glaubte sie wohl Damiani, einer ihrer tiefsten Anbeter, zu ehren, da er in einer Predigt erzählte, „daß Gott selbst durch die Schönheit der „heiligen Jungfrau zu einer heftigen Liebe gegen sie“ (Welche Gotteslästerung! Wie sinnlich mußte sich dieser Mönch Gott vorstellen!) „entzündet worden sey, daß er „gleich darauf seine Engel zusammen berufen, und ihnen „sein Vorhaben, die Menschen zu erlösen, entdeckt, so„dann aber Gabrieln mit einem Briefchen an die Jung„frau abgeschickt habe, darinn ihr alles dieses ausführ„lich erklärt wurde.“ Ja, eben derselbe will auch Nachricht haben, „daß dem Herrn Jesu bey seiner Himmel„fahrt nur die Engel entgegen gekommen; seiner Mutter „aber sey, als sie in des Himmels Pallast eingegangen, „er selbst mit dem ganzen himmlischen Hofstaate der En„gel und der Gerechten entgegen gegangen.“ b) — Also ward ihr noch mehr Ehre im Himmel erwiesen, als dem Sohne Gottes selbsten!!

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 157.

b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 543.

§. XIX.

Die Vermehrung des himmlischen Hofstaats der Heiligen zieht auch Vermehrung der Liturgie, der Feyertage und anderer Kirchengebräuche und Kirchenanstalten nach sich. Der Rosenkranz, die Krone der heil. Jungfrau Maria.

Eine solche Vermehrung der Heiligen, als jetzt beschrieben wurde, mußte dann natürlicher Weise auch eine sehr beträchtliche Vermehrung der Liturgie und der mannigfaltigen Kirchengebräuche, die ihnen zu Ehren angestellt wurden, nach sich ziehen. Denn da man sich Gott nun lange nicht mehr als das höchst verständige, höchstweise, gütige, gerechte, heilige, allwissende und allgegenwärtige Wesen, sondern als den von einem glänzenden Hofstaate umgebenen, und mit allen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften erfüllten Gebieter über Himmel und Erde vorstellte, so konnte auch der Dienst, den man ihm und seinen ersten Ministern oder Höflingen erweisen wollte, nicht anders, als wie der Dienst, den man irrdischen Fürsten und Königen erweißt, beschaffen, das heißt, mit einem bunten Gepränge von vielen Ceremonien, Ehrenbezeugungen, und Feyerlichkeiten überladen seyn. Daher entstanden dann so viele Fest- und Feyertage, wovon die ersten Christen gar nichts wußten, besonders so viele Marientage, so viele neue den Heiligen zu Ehren erbaute Kirchen, Altäre, Kapellen, Klöster; so viele neue Meßen und Meßformularien, so viele Verzierungen der Altäre und Tempel mit Bildern, Gemälden, Blumen, Kränzen, Lichtern, Wachskerzen, kostbaren Tapeten, prunkvollen Altar- und Priesterbekleidungen; so viele theatralische Aufzüge, Umgänge, Litaneyen, Gesänge u. d. gl.; das alles schien recht absichtlich darauf berechnet zu seyn, die Augen und Ohren des undenkenden Pöbels zu füllen, und dagegen

ihre mit Vernunft begabten Seelen leer und unangebaut zu lassen, oder sie mit phantastischen Erwartungen eitler Segnungen, die man geistlich nannte, abzuspeißen. Denn, was hätte wohl den eingebildeten Werth dieser so geist- und heillosen Kirchengebräuche in Ehren erhalten können, wenn nicht die schwärmerische Meynung daran gehängt hätte, als ob es dem lieben Gott sehr wohl gefiele, wenn man ihm und seinen Günstlingen so viele Ehrenbezeugungen erzeigte, und ihnen so viele Lobeserhebungen, besonders in der jetzt überall eingeführten lateinischen Sprache, vorsang oder vorbetete? Je öfter man da den lieben Gott und seine Heiligen das Vater unser oder den Psalter anhören ließe, desto wohlgefälliger, glaubte man, ihm damit zu werden. Daher gab es, besonders in Italien im zehnten Jahrhunderte Christen, welche sich einbildeten, der heilige Erzengel Michael müsse dem lieben Gott alle Montage eine Meße im Himmel vorsingen, gleich als ob er an den vielen Meßen auf der Erde nicht genug bekommen könnte. Denn nach den Träumereyen des Pseudoareopagiten Dionys waren alle Verrichtungen der irdischen und kirchlichen Hierarchie ganz genau nach den Funktionen der himmlischen geformt und eingerichtet.

Daher zeigten sich in eben diesem Jahrhundert auch schon deutliche Spuren vom Rosenkranz und der Krone der heiligen Jungfrau Maria, einer Art, die Gebetsformeln nach einer Reihe von Kügelchen abzuzählen, die wahrscheinlich in Asien von morgenländischen Derwischen und Fakirs erfunden, und durch zurückkehrende Pilgrime mit nach Europa herübergebracht wurde. — Jedoch dieses ganze so lächerliche, so kindische, so verstandlose Religionsspiel konnte wohl nicht anders in dem Credit einer ausserordentlichen göttlichen Kraft und Wirksamkeit erhalten werden, als durch den damit verbundenen Schwärmerwahn, als ob durch eine eifrige und fleißige Beob-

achtung desselben nicht nur allerley zeitliche Vortheile, sondern auch Gottes Gnade, Vergebung der Sünden und das Recht zur ewigen Seligkeit erworben werden könnte; als ob durch das viele Psalmenbeten, Fasten, Kasteyen des Leibes, und durch andere solche Selbstpeinigungen und Büßungen, alle auch die schwersten Sünden getilgt werden könnten; und als ob der Vorrath von guten Werken und Gnadenschätzen, den sich die Kirchen-Heiligen mit ihrer alle Foderungen Gottes und das Maas gemeiner Menschentugenden weit übersteigenden Frömmigkeit erwärben, so groß, so überfließend groß wäre, daß sie auch armen Sündern, denen es daran mangelte, noch davon mittheilen, und ihnen einen offenen, freyen Paß zum Eingang in den Himmel geben könnten. a) Dadurch mußte denn nothwendig alles eigene Streben nach wahrer Frömmigkeit ganz niedergeschlagen, hingegen das schwärmerische Vertrauen auf jene eitlen Kirchengebräuche und auf die Verdienste und Fürbitten jener Heiligen, als auf den besten Ersatz des Mangels an eigener Tugend, auf das kräftigste aufgerichtet, gestärkt und befestiget werden.

§. XX.

Die schwärmerische Sucht nach Reliquien; der schändliche Handel, der damit getrieben wurde; die hohe Ehrfurcht für dieselben, und der abergläubische Gebrauch, den man davon machte.

Auch mit der so fanatischen Sucht nach Reliquien gieng es in diesen finstern Zeiten immer weiter, und die Glaubenswuth der Christen, die sich einbildeten, es stecke in den von den Heiligen hinterlassenen Kleidungsstücken, Lumpen,

a) Zum Beweiß hievon lese man nur einige Stellen aus dem Beda in Mosh. Kirchengesch. IIten Thl. 8ten Jahrhundert S. 72. not. *.

Hausgeräthen, Gebeinen u. d. gl. eine ausserordentliche magische Kraft, alle nur mögliche Uebel des Leibs und der Seele zu vertreiben, war so unersättlich, daß fast niemand mehr ohne ein solches zauberisches Anhängsel bleiben wollte, und daß diejenigen sich für die reichsten und glücklichsten hielten, die eine solche Reliquie besaßen. Daher sorgten dann die Mönche und Bischöffe gar treulich dafür, daß wenigstens in einer jeden Kirche ein solcher Reliquienschatz nidergelegt, in sauber gearbeiteten vergoldeten Kästchen unter den Altären aufbewahrt, und zu gewißen Zeiten oder bey gewißen Feyerlichkeiten den Leuten zur Verehrung ausgesetzt wurde. Denn es war eine Seltenheit, wenn ein Bischoff dergleichen von dem großen Haufen begierig aufgesuchten Heiligthümer, als eine unächte Waare, wegnehmen und verbergen ließ. Da kniete dann das arme betrogene Volk nach vorhergegangenem Beichten und Baden vor dem Zaubervollen Fetische heidnisch nieder, man küßte — denn Schwärmerey weiß auch den stärksten Eckel zu überwinden, — die modernden Knochen, von denen man nicht einmal recht gewiß war, ob sie einem Heiligen oder einem Schurken und Mißethäter zugehört hätten; man berührte sie mit ehrfurchtvollem Schauer, oder hielt man wenigstens ein Schnupftuch oder einen andern Tuchlappen, oder ein schadhaftes krankes Glied an dieselben hin, damit da etwas von der wunderthuenden Kraft des Heiligenknochen in dasselbe überströmen möchte.

Dieser so unersättlichen Reliquiensucht kam aber niemand mehr zu Statten, als die nach Rom oder nach Palläſtina wallenden Mönche oder andere solche fromme Landstreicher. Denn diese rafften alles, was sie noch von irgend einem verstorbenen Heiligen auftreiben konnten, zusammen, und schleppten es unter dem lautesten Posaunenton, was der Heilige vor und nach seinem Tode, auch

noch unterwegs, für große Wunder gethan habe, mit sich nach Hause. Und wer da weis, was Kostbarkeiten oder Seltenheiten der Natur oder der Kunst in den Augen der Liebhaber für einen hohen Werth haben, der wird es nicht unerklärlich finden, wie auch solche Heiligthümer, die aus Rom, aus Konstantinopel und Palästina herbeygeschleppt wurden, ihre Abnehmer unter den abendländischen Christen finden konnten. Da wurde nicht lange darnach gefragt, ob das auch ächte, nicht untergeschobene, Waare wäre. Argliſtige, gewinnsüchtige Pfaffen und Mönche trieben ein eigentliches, eben so schändliches als einträgliches Gewerb damit. Die Syrer und Griechen, deren Nationalcharakter sich ohnehin zu Betrügereyen hinneigt, und die den Heißhunger der Abendländer nach jenen Heiligthümern wohl kannten, rühmten den darnach fragenden Pilgrimmen die Lappen oder Knochen, die sie, weis nicht wo, hervorgegraben hatten, als wahre Ueberbleibsale von diesem oder jenem berühmten Heiligen an; dafür nahmen sie ihnen ihr gutes baares Geld ab, und schickten sie beschwert zu ihren leichtglaubigen Brüdern ins Abendland zurück. Diese legten sodann die mitgebrachten oder erkauften Heiligthümer in ihre Kirchen oder Kapellen oder Klöster in der sichern Hoffnung nieder, daß der Heilige, dessen Ueberbleibsale sie bewahrten, ihnen desto mehr Zuspruch, und desto reichere Opfer von Menschen, die Trost oder Hilfe bey demselben suchten, eintragen werde. a) Konnte man an solchen Orten,

a) So trug der heilige Sebastian einem Kloster zu Soißons in Frankreich durch die Wunder, die seine Reliquien da wirkten, gegen 95 Scheffel silberner Gefäße und 900 Pfund, ausser vielem weiblichen und anderm Schmucke ein, so daß der Abt desselben Klosters nachher eine prächtige Kirche davon erbauen konnte. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 194.

wo etwa ein berühmter Heiliger gelebt haben sollte, seine Gebeine nicht mehr finden, oder von andern da herum verscharrten Gebeinen unterscheiden, so suchte sie der fanatische Reliquienkrämer durch anhaltendes Fasten und Beten auf, und wie leicht konnte er dann nicht finden, was er so begierig suchte? Ein innres göttliches Licht, das in seiner Seele aufgieng, wies ihn dann gemeiniglich bald auf den rechten Fleck hin, wo etwas zu finden war, oder lehrte ihn, die Knochen seines Heiligen von den Knochen anderer Alltagsmenschen zu unterscheiden. Konnte man sie auf solche Art nicht finden, oder wegen der Aufsicht der darüber gesetzten Wächter ihrer nicht habhaft werden, so suchte man diese zu bestechen, oder zu hintergehen, und den Leichnam durch frommen Betrug oder mit Gewalt wegzustehlen. Zuweilen erschien aber auch der Heilige selbst, um den nach seinen Gebeinen forschenden Reliquienkrämer an den rechten Ort, wo sie lagen, hinzuweisen; zuweilen kündigte ihn ein sehr lieblicher und gewürzhafter Geruch an. So groß war das Verlangen jener Schwärmer nach solchen durch den Fanatismus zu den größten Heiligthümern erhabenen Nichtswürdigkeiten!

Die Ehrfurcht, womit solche Ueberbleibsale verehrt wurden, zeigt sich besonders in dem Benehmen eines Kaisers gegen die von Rom aus nach Soißons versetzte Reliquie des heiligen Sebastians. Denn da reiste der Kaiser Ludwig der Fromme selbst mit seiner Gemahlin, ohne alle Merkmale seiner Würde, nach Soißons zur Verehrung dieser Reliquie hin, eine Strecke Wegs giengen sie mit bloßen Füßen; als sie da ankamen, verrichteten sie bey einer Meße ihr Gebet zur Ehre des Heiligen und dann brachten sie ihm reiche Opfer dar, unter andern ein mit goldenen Buchstaben geschriebenes Evangelienbuch, auch ertheilte der Kaiser dem Kloster, das die Reliquie aufbewahrte, das Münzrecht. —

Der Gebrauch aber, den man von solchen Heiligthümern machte, war mannigfaltig. Gewöhnlich brauchte man sie dazu, durch ihre Berührung allerley Krankheiten und Leibesgebrechen zu heilen; und daß viele Kranke sich davon geheilt glaubten, auch zuweilen wirklich geheilt wurden, das läßt sich aus dem sehr wirksamen Einfluß einer schwärmerischen Einbildungskraft auf den Gesundheits- oder Krankheitszustand des Körpers leicht erklären. Zuweilen gebrauchte man dieselben zur Abwendung großer Kriegsgefahren. So schlug ein Bischof zu Chartres den Herzog der Normänner Rollo, als er diese Stadt belagerte, mit sammt seinem Kriegsheere in die Flucht, indem er das in der Kirche zu Chartres aufbewahrte Hemd der heiligen Jungfrau Maria als eine Fahne, seinen einen Ausfall wagenden Soldaten vortrug. Eidschwüre wurden für kräftiger und giltiger gehalten, wenn man sie über den Reliquien eines Heiligen ablegte. Wenn jemand ein Kloster oder eine Kirche in ihren Rechten, Freyheiten oder Ländereyen kränkte, so hielt man ihm die Reliquien dieses Klosters oder dieser Kirche vor die Augen hin, um ihn dadurch ausser Faßung und in Furcht zu setzen, oder man legte sie, aus Wehmuth über das ihnen widerfahrene Unrecht, auf den Boden der Kirche hin, und der Erfolg war immer dieser, daß der Kirchenfeind sich demüthigen mußte, weil sich bey einem solchen Anblicke alles wider ihn erklärte. Bey entstandener Pest oder Hungersnoth trug man solche Reliquien in einer öffentlichen Proceßion herum, um der gemeinen Landplage zu wehren. Den Kirchenversammlungen, die ohnehin schon längst das Ansehen einer höhern Begeisterung hatten, gab man damit ein noch vollkommneres, daß man Heiligenreliquien in ihre Mitte hinstellte, um so die Gegenwart jener ehrwürdigen Himmelsbewohner gleichsam vor sie hinzuzau-

bern. a) Und was mußte nicht die ihnen beygelegte Wunderkraft den Sterbenden für eingebildete Erquickungen verschaffen, wenn der dem Abscheiden nahe Mensch sie vor sich hinbringen ließ, sie küßte, an den Hals hängte, oder auf die Brust legte, um so in der Gegenwart des Heiligen, den er nun bald in jenen seligern Gefilden von Angesicht zu Angesicht zu erblicken hoffte, in die Ewigkeit hinüber zu schlummern? So hat also die Schwärmerey doch auch ihre gewiß sehr fühlbare, obgleich sehr unzuverläßige Tröstungen.

§. XXI.

Der menschliche Verstand wird durch die Reliquienschwärmerey zu den größten Albernheiten und Lächerlichkeiten verleitet. Einige Beweiße hievon.

Durch keine Schwärmerey aber wurde der menschliche Geist zu so vielen seltsamen Albernheiten und Lächerlichkeiten verleitet, als eben durch diese Reliquienschwärmerey. Denn da wurden oft Reliquien erfunden, die so wenig denkbar, so wenig mit den Umständen der Zeit und des Orts, wo sie sollten gefunden worden seyn, zu vereinigen waren, daß es kaum zu begreiffen ist, wie Menschen, die noch ein wenig Denkkraft hatten, sich solche seltsame Lappalien als ächte Originalstücke aufbinden lassen konnten. Aber je seltsamer und poßierlicher eine Sache war, desto mehr zog sie die Bewunderung, folglich auch den Glauben der Menschen an sich. So hob man im Kloster Corvie ein großes vom Kaiser Karln dem Großen dahin geschenktes Reliquiengefäß auf, in welchem unter andern Stücke vom Kreuze Christi, von seinen Kleidern am Kreuze, von seiner Krippe, seinem Schweißtuche, seinem Tische, seinem Grabe, und an-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 200. flg.

dern ihn betreffenden Dingen; ferner von den Haaren und Kleidern der Jungfrau Maria; von dem Barte und den Rippen des Apostels Petrus: ja sogar vom Manna der Israeliten, vom Mundvorrathe Abrahams, und von Noahs Barte aufbewahrt wurden. — In dem Kloster zu Vendome wurde eine von den Thränen, welche Christus über dem Grabe seines Freundes Lazarus geweint hatte, mit vieler Religiosität aufgehoben. Die Sache gieng so zu. Eine von diesen Thränen wurde, wenn man der Legende glauben dürfte, von einem Engel aufgefaßt, in ein kleines Gefäß eingeschlossen und sodann der Marie Magdalene geschenkt. Diese nahm das Gefäß, als sie mit ihrem Bruder Lazarus und andern Heiligen nach Maßilia reiste, eben dahin mit sich, und übergab es kurz vor ihrem Tode dem Bischoff Maximinus zu Aquä Sextiä. Einige Jahrhunderte später wurde es nach Konstantinopel gebracht, wo es bis gegen das Jahr 1040 blieb; endlich kam es als ein Geschenk des griechischen Kaisers nach Frankreich, wo es dem Kloster zu Vendome zur treuen Bewahrung anvertrauet wurde. Die Aechtheit dieser Reliquie wurde selbst von einem Mabillon, aber freylich mit den seichtesten Gründen, wie z. B. mit dem Glauben an alte Sagen, und mit der Ehrlichkeit derer, die ihren Vortheil darinnen fanden, jenen Sagen zu glauben, vertheidiget. —

Das Kloster zu Reichenau in Schwaben verwahrte ein aus Palästina herübergebrachtes Fläschlein von Onyx, mit dem Blute Christi gefüllt, ein von Gold und Edelgesteinen verfertigtes Kreuzchen, das auf vier Seiten eben solches Blut, in der Mitte aber ein Stückchen vom Kreuzesholze Christi in sich faßte; seine Dornenkrone, einen von den Nägeln, womit er ans Kreuz geheftet worden, und noch etwas von seinem Grabe. — In Mantua soll sich der mit dem Blute Christi angefüllte

Schwamm, den Longinus der Soldat, der ihm den Seitenstich gegeben, ehemals vergraben hatte, und dem nun viele Wunder angedichtet wurden, befunden haben. — Im zehnten Jahrhundert erkaufte sich der deutsche König Heinrich der erste für einen großen Preiß eine Lanze, womit des Erlösers Seite durchstochen ward, ein Heiligthum, das die Feinde dieses Königes jedesmal in die Flucht schlug, und das noch jetzt unter andern Reichskleinodien zu Nürnberg aufbewahrt wird. In dem Kloster zu Fleury zeigte man den Neugierigen nicht nur etwas von den Haaren und Kleidern der Jungfrau Maria, wie zu Corbie, vor, sondern es wollte auch im Besitz eines Theils von ihrer Milch seyn. Das Kloster Trenorch in Frankreich verwahrte Kleider, die sie theils für sich selbst, theils für ihren Sohn verfertigt haben soll. Ein Stück von ihrem Schleyer wurde vom Papst Benedikt VIII. im Jahr 1020 dem Kloster zu Monte Cassino geschenkt. — Als der Kaiser Otto der erste im Jahr 968 zu Rom war, und einen seiner Vertrauten, der vom Teufel besessen und so gewaltig geplagt war, daß er sich selbst mit den Zähnen zerfleischte, und sich dahin gebracht hatte, so konnte ihm nichts anders helfen, als die vorgegebene Kette des Apostels Petri. Denn, sobald ihm diese um den Hals gelegt wurde, so fuhr der Teufel schreyend und schäumend von ihm aus. —

Dem Kloster Corvey schickte der Papst im Jahr 931 eine Ribbe vom Evangelisten Matthäus, und ein Stückchen vom Apostel Andreas zum Geschenk. — Im Kloster zu St. Jean d'Angeli wollte man um das Jahr 1010 den Kopf des Täufers Johannes, — denn nach dem Geiste desselben fragte man nicht, — entdeckt haben; einen Arm desselben soll der Kaiser Konstantinus Porphyrogenitus um die Mitte des zehnten Jahrhunderts nach Konstantinopel gebracht haben; nachher soll eben der-

selbe in das Kloster zu Citeaux gekommen seyn. — Zuweilen wurden dergleichen Reliquien auch aus einem Kloster in das andere versetzt. So kamen die Ueberbleibsale des heiligen Sebastians, wie schon oben erwähnt worden, im Jahr 826 von Rom in das Kloster des heiligen Medardus zu Soißons. Der Leib des heil. Liborius, der besonders wider den Lenden- und Blasenstein half, wurde von Mans, wo er Bischoff gewesen war, nach Paderborn gebracht. Zuweilen aber stritten sich auch zwey oder mehrere Klöster um den ächten Besitz solcher Reliquien. So führte das Kloster zu St. Emmeram zu Regensburg einen langen Streit mit den Benediktinern zu St. Denys, welches von den beeden Klöstern, im authentischen Besitz der wahren Gebeine des areopagytischen Dionysius wäre. a) Doch das sind Lappalien, bey deren Erwähnung auch der Ernsthafteste sich des mitleidigen Lächelns kaum enthalten kann, und die uns jetzt nur dazu dienen können, die so traurige Verkrüpplung und Lähmung des gemeinen Menschenverstandes in vorigen Zeiten zu bedauren.

§. XXII.

Die nach Rom und Palästina unternommenen Wallfahrten, und der dadurch genährte Schwärmergeist.

Auch durch die jetzt immer häufiger angestellten Wallfahrten nach Rom und nach Palästina bekam dieser Schwärmergeist eine reiche Nahrung. Denn da kannte man den Geist der vernünftigern Gottesverehrung, den Jesus den Seinigen Joh. iv. v. 23, 24. einzuflößen suchte, so wenig, daß man glaubte, man könne an jenen für heiliger gehaltenen Oertern entweder andächtiger oder kräftiger und erhörlicher beten, als zu Hause; oder suchte

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 171 — 199.

man durch eine solche gewöhnlich mit vielen Gefahren, Mühseligkeiten und Abendtheuern verbundene Reise seine bisher begangenen Sünden abzubüßen; oder wollte man überhaupt den Ruhm und das Verdienst einer höhern Heiligkeit damit erwerben. Durch diesen Schwärmerwahn wurden nicht nur einzelne kleine Reisegesellschaften, sondern große Schaaren von mehrern Tausenden, nicht nur Bettler, fromme Müßiggänger oder Leute, die an kein Land und Haus gebunden waren, sondern auch Könige, Fürsten, Bischöffe, vornehme Damen, und Menschen, die sich mit Gewalt von ihren häuslichen und bürgerlichen Verbindungen losreißen mußten, aus Europa in jenen fremden Welttheil bis nach Asien fortgetrieben. Und wer da nicht wieder zurücke kam, wer auf einer solchen frommen Reise, oder an einem von jenen heiligen Orten starb, bey diesem zweifelte man gar nicht mehr an seiner geraden Hinfahrt in den Himmel. So warf sich ein gewißer aus Burgund gebürtiger Phantast, Namens Lethbald, als er auf den Oelberg kam, in der Gegend, von welcher Christus gen Himmel gefahren seyn sollte, mit Kreuzweis ausgebreiteten Armen zur Erde nieder, und brach unter vielen Thränen in ein frohes Jauchzen aus. Sodann richtete er sich mit gen Himmel ausgespannten Händen auf; schwung sich, so hoch er konnte, empor, und bat den Erlöser, er möchte ihn doch, wenn dieses sein Todesjahr seyn sollte, an dem Orte seiner Himmelfahrt sterben lassen, damit seine Seele desto gewißer — ins Paradieß kommen möchte. — Welch eine alberne Idee, zu glauben, man könne deswegen gewißer in den Himmel kommen, weil man auf dem Oelberg sterbe. — Wirklich soll auch der elende Schwärmer bald darauf an dem von ihm selbst gewünschten Orte gestorben seyn, ein Tod, dessen Ursache aus der ungewöhnlich hohen Anstrengung und

Erschütterung, worein dieser Fanatiker Seele und Körper versetzt hatte, wohl zu erklären seyn mag. a) —

Kamen aber solche Pilgrime wiederum in ihr abendländisches Vaterland zurück, so läßt sich leicht begreifen, daß sie dann nicht anders, als mit einem reichen Vorrathe von Reliquien und wundervollen Erzählungen, womit sie ihre vorigen Landsleute zu unterhalten wußten, zurückekehrten. Unter solchen Erzählungen zeichnet sich insonderheit auch eine aus, die hier angeführt zu werden verdient. Da wurden nämlich, wie die Legende sagt, die über dem Grabe Christi hängenden Lampen, in der Nacht vor dem heiligen Osterfeste, von sich selbst ohne Menschenhände durch Vermittlung eines Engels, wie man glaubte, angezündet. Ein ungläubiger Saracene, der dieses Wunder nicht glauben wollte, und sein gottloses Gespötte damit trieb, wurde von dem Teufel dafür ergriffen, jämmerlich zerplagt und zu Tode gequält. — Ein närrischer Teufel, daß er ein solches läppisches Wunder noch dazu bestätigen half! Ein Bischoff von Orleans kaufte eine von jenen heiligen Lampen, nebst ihrem Oele, dem Patriarchen zu Jerusalem für ein Pfund Goldes ab, und brachte sie mit sich nach Orleans, wo sie, in der Kirche aufgehängt, viele wohlthätige Krankenheilungen bewirkt haben solle. b) —

Doch muß man nicht meynen, als ob es bey dergleichen frommen Reisen, wo so vielerley Menschen von verschiedenen Charaktern, Neigungen und Geschlechtern mit einander wallfahrteten, erbaulicher und sittlicher hergegangen wäre, als in neuern Zeiten. Nein! vielmehr giebt der heilige Bonifaz schon im achten Jahrhundert dem Erzbischoff Luthbert zu Canterbury die ernstliche

Weisung

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXIII. S. 205.

b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 204. u. 206.

Weisung, er sollte doch die Nonnen und andere Weibspersonen von dem häufigen Wallfahrten nach Rom abzuhalten suchen, weil nur wenige mit unverletzter Keuschheit davon zurücke kämen. Denn in der Lombardie und in Gallien sey nicht leicht eine beträchtliche Stadt, wo nicht eine engländische Hurenkupplerin ihr schändliches Unwesen trieb, und die jungen Pilgrimme in ihr Bordel hineinlockte. a) Ein Beweiß, wie wenig solche aus schwärmerischer Frömmigkeit unternommene Reisen der Moralität von jeher zuträglich waren! Denn wer wollte auch den Pilgrim zur Rechenschaft ziehen, der an dem einen Tage die schändlichsten Ausschweifungen begieng, oder das liederlichste Hurenleben führte, und an dem andern wieder, weis nicht wohin, gezogen war?

§. XXIII.

Der zur Seligkeit für hinlänglich geachtete geistlose Kirchenmechanismus.

Ueberhaupt aber war die Geist- und Gedankenlosigkeit des christlichen Gottesdienstes nunmehro so tief gesunken, daß man Gott und Jesum auf das würdigste zu verehren, und allen Foderungen der Religion eine völlige Genüge zu thun glaubte, wenn man allen jenen gottesdienstlichen Gebräuchen recht fleißig und oft, auch ohne etwas davon zu verstehen, beywohnte; wenn man besonders bey den Feyerlichkeiten des Meßopfers, auch ohne es selbst zu genießen, gegenwärtig war; wenn man die von den Priestern auferlegte Bußübungen genau beobachtete; kurz, wenn man den ganzen geistlosen Mechanismus jener Kirchengebräuche und Kirchenübungen mitmachte, oder auch nur mit der Miene und mit den Geberdungen

a) S. Mosheims Kirchengesch. Thl. II. 8tes Jahrhundert S. 73. not. *

eines andächtelnden zum Himmel entzückten Frömmlings dabey zuschaute. Hatte man hierinnen in seinem Leben irgend etwas vernachläßiget, nun so ließ man sich, etwa in seinen letzten Stunden noch, in eine heilige Brüderschaft, in einen Mönchsorden aufnehmen, oder die Kutte eines im Geruche der Heiligkeit abgeschiedenen Mönchs über sich her werfen, oder man ließ eine sehr wunderthätige Reliquie herbey holen, um sie recht andächtig zu ehren und zu küßen, oder man vermachte oder schenkte etwas von seinem Vermögen an eine Kirche, oder an ein Kloster, und ließ die Pfaffen und Mönche für sich beten und Meßen lesen; alsdann war alles, was man zur ewigen Seligkeit in einer andern Welt nöthig zu haben glaubte, verschaft und gethan. Dieser Aberglaube konnte aber durch nichts mehr unterhalten werden, als durch die vom ganzen Klerus behauptete Schwärmermeynung, als ob alle jene sogenannte Mysterien und Kirchengebräuche eine ausserordentliche und übernatürliche Kraft und Wirksamkeit zur Beseligung der Menschen hätten, und im eigentlichen Verstande die Gnadenmittel, oder Vehikel wären, wodurch Gott seine ganze Gnadenfülle an die Menschen ertheilte.

§. XXIV.

Vermehrung der sogenannten Sakramente, und ungeheuer krasse Vorstellungen, die man sich von der Wirksamkeit der Taufe und des heil. Abendmals machte.

Daher vermehrten sich auch die sogenannten Sakramente jetzt immer mehr. So nahm jener heftige Bilderverehrer Theodorus Studites schon sechs Sakramente an, nämlich die Taufe, das heilige Abendmal, das Weihen des heiligen Oels, die Einweihungen der Priester, die Mönchsvollkommenheit, und dann noch die Gebräuche bey den heilig Entschlafenen. Andere hingegen, wie Rabanus Maurus und

Paſchaſius Radbertus nahmen deren nur drey oder vier an. a) Daß die Zahl ſolcher Sakramente in den ſpätern Jahrhunderten endlich bis auf ſieben beſtimmt worden, daran hat die römiſch. katholiſche Kirche wohl ſehr klug gehandelt. Denn bey dem äußerſt vagen und vieldeutigen Begriff, den man dem Wort Sakramentum oder Μυστήριον unterlegte, da man es als eine ſichtbare feyerliche Handlung erklärte, wodurch inwendig etwas unſichtbares und geiſtliches gewirkt werden ſollte, hätte ſich die Anzahl derſelben faſt ins Unendliche vermehren laſſen, weil ſich der Schwärmerſinn, nach dem Vorgange des falſchen areopagitiſchen Dionys, bey allem etwas Myſtiſches oder Geheimnißvolles zu gedenken weis. Was ſich die damaligen Theologen von dergleichen Gnadenvehikeln für äußerſt kraſſe und ſeltſame Vorſtellungen gemacht haben, das kann uns am Beſten der Mönch zu Corbie, Ratrammus, der auch an dem Abendmalsſtreit mit Radberten Theil nahm, lehren. Dieſer ſagt von der Taufe: „Betrachtet man in derſelben blos, was der leibliche „Sinn ſiehet, ſo iſt es ein flüßliches und verwesliches Ele„ment, das nur Körper abwaſchen kann. Allein durch „die Einſegnung des Prieſters iſt die Kraft des heiligen „Geiſtes hinzugekommen; dadurch iſt das Waſſer in den „Stand geſetzt worden, auch die Seelen zu reinigen und „den geiſtlichen Unflat mit geiſtlicher Macht wegzuſchaf„fen.“ — Alſo die Taufe — eine wahre eigentliche Seelenwäſche, um den geiſtlichen Unflat da wegzubringen! So ſagt eben derſelbe auch vom heiligen Abendmale: „da ſey der Leib und das Blut Chriſti, nach der Ober„fläche betrachtet zwar ein der Veränderung und Verwe„ſung unterworfenes Geſchöpf; erwäge man aber die

a) Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Thl. XXIII. S. 127. flg. S. 233. flg. und S. 448. flg.

„Kraft des Geheimnisses, so sey es Leben, das Unsterb„lichkeit gewähre.“ Und dieß weiß dieser Theolog gar fein mit einer Allegorie des Apostels Paulus von der geistlichen Speise und von dem geistlichen Trank, den der Juden Väter in der arabischen Wüste genossen hätten, a) zu erklären. Dabey behauptete er zugleich, jene Väter hätten eben dieselbe geistliche Speise gegessen, und eben denselben geistlichen Trank getrunken, welchen die Gläubigen der Kirche genießen, nämlich Christum, welcher jenes Volk und jetzt seine Kirche mit seinem Leib und Blute nährte. „Gewiß wunderbar, setzt er hinzu, weil „es unbegreiflich ist! Er war noch nicht Mensch gewor„den, und doch aßen der Juden Väter schon in der Wü„ste seinen Leib und tranken sein Blut. Hier muß man „nicht untersuchen, wie es habe geschehen können, son„dern — nur glauben, daß es geschehen sey! b) Sic??

So stark nun aber auch der Glaube seyn muß, der zur Verdauung eines solchen ganz widersinnigen Kirchendogma erfodert wird, so war er doch für jenes Zeitalter nicht zu stark. Vielmehr glaubte die ganze damalige Christenwelt ganz steif und fest, daß man in dem heiligen Abendmale durch den Leib und das Blut Jesu gar herrlich auf eine geistliche Art gespeißt und getränkt wurde. Freylich konnte da kein Mensch recht wissen, wie das zugehen sollte, kein Mensch konnte etwas von der Geistesnahrung, welche die Gläubigen im heiligen Abendmal empfangen zu haben glaubten, weder am Verstande noch am Herzen derselben wahrnehmen. Aber desto zuversichtlicher, desto verdienstlicher war ihr Glaube, weil sie sogar nichts von dem ganzen Wunder, das da mit ihrer geistlichen Sättigung vorgehen sollte, begreifen konnten.

---

a) 1 Cor. Kap. X. v. 1 — 4.

b) Schröckhs christl. Kirchengesch. S. 472. fg.

Ja, dieser Glaube war so stark, daß sie den Meßopfern ihrer Priester, diesen so Ceremonienreichen, so geheimniß- und prunkvollen Schauspielen die wunderbarste Kraft und den segenreichsten Nutzen, sogar auch, wenn sie das heilige Abendmal nicht selbst genossen, sondern bloße Zuschauer waren, selbst für ihre verstorbene Freunde beylegten; daß sie endlich auch dahin zu bringen waren, das Stückchen Brod, das ihre Priester nach geschehener Wandlung in die Höhe hoben, und sodann in den Mund steckten, als ihren Herrn Gott zu verehren und anzubeten. O Religion! Religion! Du erhabene, ehrwürdige Himmelstochter! Wie sehr warst du da durch Schwärmerey verunstaltet!

§. XXV.

Einige von den abergläubischen Meynungen, die aus dem Heidenthum ins Christenthum herübergiengen, und da noch lange fortdauerten.

Ja, diese Verunstaltung der christlichen Religion wurde durch die vielen abergläubischen Meynungen, welche die Christen aus dem Heidenthum mit sich herübergebracht hatten, noch scheußlicher gemacht. Diese Meynungen lassen sich am besten aus den Beichtspiegeln des Rheginos und Burkards, deren oben schon gedacht worden, erklären. Nach diesen gab es auch unter dem Volke immer noch, wie ehemals unter den Heiden, besondere Zauberer, Wahrsager, Segensprecher, Menschen, die lange nicht davon abzubringen waren, zu gewißen Bäumen oder Brunnen, oder Steinen auf dem Felde, oder auf Scheidewegen, kurz, an alle jene Oerter, denen das Heidenthum die Gegenwart irgend einer Gottheit angedichtet hatte, hinzugehen, und dort Lichter anzuzünden, Brod oder andere Dinge zu opfern, und der Gottheit ihre Wünsche und Bitten vorzutragen. Es

gab noch Menschen, welche die Elemente verehrten, der Sonne, dem Mond, den Sternen, vorzüglich dem Neumond einen besondern Einfluß auf die menschliche Schicksale zuschrieben, die z. B. bey Mondsfinsternissen ein grosses Geschrey oder Geheul erhoben, in der Meynung, dem Mond sein Licht dadurch wieder geben zu können; die auf den Neumond warteten, um ein Haus zu bauen, oder sich zu verheurathen; die besonders in der Neujahrsnacht ihren Tisch mit Fakeln, und Speisen besetzten, auf den Gassen und Straßen sangen oder tanzten, oder sich mit einem Schwert umgürtet, auf ihr Dach setzten, um zu sehen, was ihnen im künftigen Jahre begegnen würde; oder die sich in eben der Absicht über einem Scheideweg auf eine Ochsenhaut setzten, oder die in derselben Nacht Brod backen ließen, damit sie, wenn es in die Höhe gieng, ihr Glück für dasselbe Jahr daraus erkennen könnten.

Man glaubte, — und dieser Glaube ist ja bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz ausgestorben, — es gebe gewiße mit dem Teufel verbündete Weiber, sogenannte Hexen, die das menschliche Gemüth bezaubern, und ihm durch magische Mittel entweder Haß oder Liebe, auf eine unwiderstehliche Art einflößen könnten; Weiber, die in gewißen Nächten mit vielen Teufeln in Weibergestalt auf gewißen Thieren in der Luft und auf den Bergen herum ritten, und da ihr hölliſches Unwesen mit einander trieben. Solche Weiber wurden dazumal zwar noch nicht, wie in den nachfolgenden Zeiten verbrannt, aber doch sollten sie nicht im Kirchensprengel geduldet werden. Auch glaubte man, solche Zauberinnen könnten einer andern Frau ihr ganzes Gewebe, Werft und Querfaden so in einander verwickeln, daß es nicht anders als durch eine neue Bezauberung aus einander zu bringen wäre. Eben so schrieb man auch, wie schon oben gemeldet worden,

die Entstehung gefährlicher Donner- und Hagelwetter der Magie der Zauberer zu. Auch fabelte man von Parzen, die einen Menschen bey seiner Geburt sollten bestimmen können, wozu sie nur wollten, so daß ein solcher Mensch sich z. B. in einen Wolf verwandeln könne, wenn er nur wolle, welches man auf deutsch Werewolf nannte. Einige Weiber bereiteten zu gewißen Zeiten den Tisch mit Speiß und Trank nebst dreyen Messern zu, damit, wenn jene drey Schwestern, die man Parzen nannte, kämen, sie sich da laben könnten. a) Nach allen solchen abergläubischen Teufeleyen wurde zwar bey den Senden um diese Zeit scharf inquirirt, vermuthlich darum, weil man sie, und zwar mit Recht, als scheußliche Ueberbleibsale von dem Heidenthum ansah, die man bey dem Christenthum anfänglich nicht dulden wollte. In den Seelen des großen Haufens aber blieben solche abergläubische Meynungen immer fort, selbst bis auf den heutigen Tag, zurücke, theils weil sie wirklich mit so manchen damals eingeführten Lehrmeynungen der Christen leicht zu vereinigen waren, theils, weil man sich bis jetzt nie recht Mühe gab, das schauervolle Dunkel dieses heidnischen Aberglaubens durch bessere aus der Naturkunde und Psychologie abgeleitete Kentnisse aufzuklären und zu vertreiben.

§. XXVI.

Die Ordalien, Gottesurtheile. Ihre Entstehung und der damit verbundene Schwärmerwahn.

In keiner Sache aber zeigte sich der fanatische Hang zum Wunderbaren, mit einem großen Antheil von Geistesträgheit vermischt, mehr, als bey den sogenannten

a) Schmidts Geschichte der Deutschen IIItes Buch 13tes Kap. und IVtes Buch 13tes Kap.

Ordalien, oder Gottesurtheilen, Gottesgerichten, die man in diesem Zeitalter, auch bey gerichtlichen Verhören anwandte, um in zweifelhaften Fällen oder in verwickelten Rechtssachen Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden und ans Licht zu bringen. Denn, wenn etwa ein Mensch gegen den Andern mit einer Klage auftrat, und der Beklagte leugnete das Verbrechen, das ihm jener Schuld gab, da doch jener auf seiner Anklage beharrte, ohne die zum Beweiß derselben nöthigen Zeugniße und Umstände angeben zu können, so war es, wenn der unwissende und ungeübte Richter nicht die hiezu nöthigen Untersuchungen anstellen konnte, oder wollte, sehr natürlich, daß man seine Zuflucht zu einem Mittel nahm, wodurch man alles Verborgene entdecken zu können glaubte, nämlich zur feyerlichen Auffoderung der Allwissenheit und Gerechtigkeit Gottes. Ueberhaupt ist der Denkungsart eines aufgeklärten und doch dabey fanatisch-religiösen Zeitalters nichts gemäßer, als der Glaube an eine unmittelbare Dazwischenkunft der Gottheit in allen zweifelhaften oder sehr verwickelten Fällen, und die Erwartung, sie werde da, wo die Menschen die Wahrheit von der Lüge, das Recht vom Unrecht, die Unschuld von der Schuld, nicht zu unterscheiden wüßten, sich durch ein sichtbares Zeichen oder Wunder für den Unschuldigen erklären, und die Wahrheit oder das Recht des unschuldig leidenden an den Tag bringen. Schon bey den ältern heidnischen Franken und andern deutschen Völkern waren jene Gottesurtheile, besonders der Zweykampf, die Feuer- und Wasserprobe in Uebung. Da nun diese Völker jetzt zum christlichen Aberglauben herübergeführt wurden, so unterließen sie, weil ein solches unchristliches Christenthum ihnen kein helleres Licht geben konnte, solche heidnischreligiöse Gebräuche so wenig, daß sie dieselben vielmehr nur mit neuen

christlich geformten Feyerlichkeiten und Segenssprechereyen heiligten.

Man kann es heut zu Tage freylich kaum begreifen, wie dergleichen heterogene, mit der Moralität eines Menschen in gar keiner Verbindung stehende Unschuldsproben, wie das Obenschwimmen oder Untersinken im Wasser; das Angreifen oder Festhalten eines glühenden Eisens; das Hingehen über neun bis zwölf glühend gemachte Pflugschaaren mit bloßen Füßen; das Herausholen eines Steins oder Rings aus einem mit siedendem Wasser angefüllten Kessel mit bloßen Händen, ohne davon versengt zu werden; das Siegen oder besiegt werden in einem Zweykampf; u. d. gl. die Unschuld oder Schuld, das Recht oder Unrecht eines Menschen beweisen konnten; da dergleichen Proben, wenn sie der Mensch auch glücklich überstand, doch immer nur Beweise von seiner Herzhaftigkeit oder Geschwindigkeit, oder Leibesstärke, oder von seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in Gauklers- oder Taschenspielerskünsten seyn konnten. Inzwischen sieht man doch leicht ein, wie Menschen, die von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung höchstens nur eine sehr dunkle und verwirrte Vorstellung hatten, glauben konnten, die Gottheit nehme sich des Unschuldigen in einem solchen Falle so an, daß sie sein Unterliegen im Zweykampfe, oder die Versengung seiner Hände und Füße durch ein Wunder ihrer Allmacht, — denn das kostet dem Schwärmer wenig Mühe zu glauben, — verhindern, hingegen den Schuldigen Schaden nehmen oder umkommen lassen werde. Und da alle jene Unschuldsproben mit sehr schauervollen und fürchterlichen Beschwörungen und Anrufungen der heiligen Dreyfaltigkeit, auch anderer Heiligen und mit andern solchen die Einbildungskraft gewaltig erschütternden Feyerlichkeiten von Seiten der christlichen Zauberer, — der Priester und Mönche, verbunden waren, da man

z. B. den, der auf die Probe zu stellen war, bey einer feyerlichen Meße das heilige Abendmal empfangen, vom Weihwasser trinken, seine Hand beym Schwören auf eine Reliquie oder auf den Altar legen ließ, und mit den allerfürchterlichsten Ausdrücken die göttliche Rache, im Fall er der schuldige Theil wäre, über ihn herabrief, so mochte wohl auch zuweilen dem Herzhaftesten, wenn ihn sein Gewißen traf, bey solchen Schauererregenden Zurüstungen sein Herz schlaff geworden, die Einbildungskraft des Unschuldigen hingegen von der Zuversicht auf Gottes Wunderhilfe bis zum Ausdauren belebt worden seyn.

§. XXVII.

Einige Beyspiele von den am meisten gebräuchlichen Ordalien: von der heißen und kalten Wasserprobe; der Feuerprobe; der Kreuzprobe; dem geweyhten Bissen.

Um nur einige Begriffe von solchen Ordalien zu geben, so waren, folgende Beyspiele davon die vorzüglichsten und gebräuchlichsten: die heiße und kalte Wasserprobe, die Feuerprobe; die Probe des wächsernen Hemdes; und der glühenden Pflugschaaren; die Kreuzprobe; der geweihte Bissen; die Abendmalsprobe; das Bahrrecht, und der Zweykampf. a) Eine der ältesten und gebräuchlichsten Unschuldsproben war die mit heißem oder siedendem Wasser, da der Beklagte seinen entblößten Arm bis zum Ellenbogen in einen Kessel voll siedenden Wassers, der am Eingang der Kirche befindlich war, stecken mußte. Hatte er ihn wieder herausgezogen, so wurde er mit einem Tuche umwickelt, zugebunden und von den Richtern mit geweihtem Wachse versiegelt. Nach dreyen Tagen öffnete man den Verband und

a) S. Majers Geschichte der Ordalien. Jena 1795.

beſah den Arm. War er unverſehrt, ſo wurde der Beklagte für unſchuldig erklärt; war er verſengt, ſo ward dieß als ein Zeichen ſeines Unrechts angeſehen. — Die kalte Waſſerprobe beſtand darinn, daß man den Beklagten mit einem Strick um den Leib nach verſchiedenen vorhergegangenen Ceremonien, wie z. B. nach der Einſegnung und Beſprengung des Fluſſes mit Weihwaſſer, in denſelben warf. Schwamm er oben, ſo wurde er für ſchuldig, ſank er aber unten, für unſchuldig erkannt. Nach Hinkmars Zeugniße, band man diejenigen, welche ins Waſſer gelaſſen werden ſollten, darum mit einem Stricke, damit theils kein Betrug bey dem Gerichte vorgehen, theils man diejenigen, welche das Waſſer als unſchuldig angenommen hatte, mit demſelben ſogleich wieder heraufziehen könnte; a) wobey aber nicht wohl abzuſehen iſt, wie die Probe anders, als für die Unſchuld des Beklagten ausfallen konnte, weil er, wenn er auch im Schwimmen geübt war, ſich doch immer, vermöge der Schwere ſeines Körpers, unter das Waſſer niderlaſſen konnte. —

Bey der Feuerprobe mußte der Beklagte, auch nach vorhergeſchehener Einſegnung und Weihung vom Prieſter, durch ein Feuer, oder über glühende Kohlen gehen, zuweilen auch glühende Kohlen auf dem bloßen Buſen tragen; oder mußte er ein glühendes Eiſen in die Hände nehmen, oder mit bloßen Füßen über neun, zwölf, bis fünfzehen Eiſenſtangen oder Pflugſchaaren weggehen. Hielt er dieſes aus, ſo war ſeine Unſchuld gar keinem

a) Wahrſcheinlich kömmt daher der Gießhübel, der noch in einigen Gegenden Deutſchlands als Strafe für Mißethäter gebraucht wird, da ſie von einem über einem Fluße erhöhetem Gerüſte mit einem Strick um den Leib in denſelben hinabgeſtoßen werden.

Zweifel mehr unterworfen. Bey der Probe des wächsernen Hemdes aber, mußte der Beklagte ein mit Wachs getränktes Hemd anziehen, und so durch zwey brennende Scheiterhaufen hindurchgehen. War er unschuldig, so wurde er dadurch keineswegs beschädiget.

Von der Kreuzprobe werden zweyerley verschiedene Arten angegeben. Bey der einen, wahrscheinlich der gewöhnlichsten, mußten beyde Theile mit in Gestalt eines Kreuzes ausgebreiteten Armen, oder mit Kreuzweise, zuweilen auch mit blos aufgehobenen Händen unbeweglich vor oder neben einem Kreuze so lange stehen, bis eine bestimmte Anzahl von Meßen gelesen war. Wer unterdessen die Hände oder Arme zuerst sinken ließ, oder sie bewegte, der wurde für den schuldigen Theil gehalten. Die andere Art der Kreuzprobe beschreibt David Hume in seiner Geschichte von England a) also: wenn ein Mensch wegen eines Verbrechens angeklagt wurde, so reinigte er sich zuerst mit einem Eide; sodann wurde er, in Begleitung von zwölf Zeugen in die Kirche oder zu einem Reliquienkästchen geführt; hier machte man zwey Würfel, von denen der eine mit einem Kreuze bezeichnet der andere aber leer gelassen wurde. Diese legte man mit einem reinen wollenen oder leinenen Tuche umwickelt auf den Altar oder auf die Reliquien nieder. Hierauf rief der Priester Gott an, durch ein Zeichen offenbar werden zu lassen, ob der Beklagte wahr oder falsch geschworen habe. Und nun zog der Priester, oder an dessen Stelle ein noch unerfahrner Junge einen von den Würfeln heraus. Trug sichs nun zu, daß er den mit dem Kreuze bezeichneten Würfel herauszog, so ward der

a) Hume's History of England Vol. I. Appendix I. pag. 239. vergl. mit Maiers Gesch. der Ordalien pag. 65.

Beklagte für unschuldig, im entgegen gesetzten Falle für schuldig erklärt. a)

Die Probe des geweihten Bißens bestand in einem zuvor geweihten Brod und Käse oder andern solchen eßbaren Dingen, welche der Priester dem Beklagten unter allerley Verfluchungs- und Verwünschungsformeln in den Mund steckte. Ward es ihm schwer, den geweihten Biß:n zu verschlucken, so glaubte man, er müßte, wenn er schuldig wäre, doch noch daran sterben. Dem Unschuldigen hingegen schadete er nichts; — und gewiß auch dem, der sich durch jene Beschwörungsformeln nicht ausser Fassung setzen ließ. —

§. XXVIII.

Von der Abendmalsprobe; dem Bahrrecht; den Zweykämpfen.

Die vornehmlich in den Klöstern und bey der Geistlichkeit übliche Abendmalsprobe geschah auf die Art, daß der Beklagte oder der, welcher seine Unschuld beweisen wollte, nach vorhergegangener Beschwörung, das Abendmal genoß, wobey er sich der Worte bediente: Corpus Domini sit mihi hodie in probationem. Man glaubte, der, welcher es mit dem Bewußtseyn seiner Schuld zu genießen wagte, würde entweder bald darauf in eine schwere Krankheit fallen, oder gar durch einen plötzlichen

a) David Hume macht hiebey die Anmerkung: So, wie diese Gewohnheit aus Aberglauben entstand, so wurde sie durch denselben in Frankreich wieder getilgt. Denn der Kaiser Ludwig der Fromme verbot diese Unschuldsprobe, nicht weil sie unzuverläßig war, sondern damit die geheiligte Gestalt des Kreuzes nicht durch gemeine Dispüten und Controversien entweihet würde.

Tod dafür bestraft, überhaupt der zukünftigen ewigen Seligkeit gewiß dadurch verlustig werden. a) —

Eine andere, besonders bey geschehenen Mordthaten, da man den Thäter nicht entdecken konnte, angewandte Unschuldsprobe war das Bahrrecht. Wenn nämlich ein Mord begangen wurde, der wirkliche Mörder aber ungewiß war, und auf mehrere der Verdacht fiel, so wurde der entblößte Körper des Ermordeten auf eine Todtenbahre gelegt; — (Daher es eben das Bahrrecht hieß,) und nun mußten sich alle, die man in Verdacht hatte, dem Leichname nähern und ihn berühren. Derjenige, bey dessen Berührung der todte Körper anfieng zu bluten, oder sich sonst auf andere Art veränderte, indem sich ein Theil desselben bewegte, Schaum vor den Mund trat, u. d. gl. wurde für den Thäter gehalten. b)

Jedoch eine der ältesten, und allen kriegerischen Völkern beliebtesten Unschuldsproben waren die Zweykämpfe. Diese waren unter den deutschen Nationen schon, ehe

---

a) Auch von diesem Sauerteig des Aberglaubens war unsere protestantische Kirche, wenigstens noch vor zwanzig — dreyßig Jahren, nicht ganz gereiniget. In einigen niedern Klöstern Würtembergs machte man dazumal noch die ehrwürdigsten Religionsübungen, Beicht und Communion zu Schröckbildern, Strafmitteln und so gar zu einer Art von Folter, um Geständniße herauszubringen. — Man hat Beyspiele, daß man eine ganze Promotion vom Genuß des heiligen Abendmals ausschloß, weil sie den Urheber irgend eines unbedeutenden Kinderstreichs nicht entdecken wollten. Man suchte die Alumnen, um die Zeit, da sie zum heiligen Abendmal gehen wollten, wegen geringer oft gar nicht sträflicher Vergehungen in eine fürchterliche Gewißensangst hineinzuschröcken, und ihnen öffentlich Gewissensfragen vorzulegen, die sie entweder mit Ja oder mit Nein beantworten mußten. S. Schwäbisches Museum 1ster Band S. 264.

b) S. Maiers Geschichte der Ordalien. Jena 1795. S. 81. flg.

sie Christen wurden, eingeführt, und sie blieben es auch, nachdem sie diese Religion angenommen hatten. Ihr Ursprung läßt sich am leichtesten theils aus der ausserordentlichen Liebe der Deutschen zum Kriege und Kampf; theils aus der Blutrache, oder aus der durch das Herkommen gerechtfertigt scheinenden Neigung, sich selbst Recht zu verschaffen; theils aber auch und vorzüglich aus ihrem unbegränzten Vertrauen auf die Gottheit, daß sie der gerechten Sache unfehlbar beystehen, und auf die Seite des Unschuldigen treten würde, erklären. a) Solche Zweykämpfe geschahen gewöhnlich nach vorheriger gerichtlicher Erkenntniß und Erlaubniß, in Gegenwart der dazu verordneten Kampfrichter und einer großen Menge anderer Zuschauer. Wenn dann die zwey mit einander streitenden Partheyen ihren Kampfeid abgelegt, und geschworen hatten, daß sie ehrlich und aufrichtig fechten wollten, und daß sie keine Zauberkräuter oder andere solche Beschwörungsmittel, um sich gegen Stich und Hieb fest zu machen, an sich trügen; so untersuchten die Kampfrichter die Rüstungen und Waffen der Kämpfer, ob alles den Vorschriften der Gesetze gemäß sich befände; der Beichtvater reichte beeden das heilige Abendmal, und sogleich traten sie, jeder von einem oder zween Grieswärtelu (das heißt zu ihrem Beystand verordneten Männern) begleitet, auf den mit Schranken eingefaßten Kampfplatz. Nun gebot der Richter oder der Herold der umstehenden Menge Stillschweigen. Es erfolgt eine allgemeine Todesstille. Alle sind voll banger Erwartung des Ausgangs. Der fromme Haufe bittet im Stillen die Gottheit um ihren Beystand für den Unschuldigen. Die Kämpfer treten gegen einander auf. Der Herold giebt ein dreymaliges Zeichen mit

---

a) S. Maiers Geschichte der Ordalien. Jena 1795. S. 142.

der Trompete; und beym drittenmal gehen die Kämpfer auf einander los. Aller Zuschauer Aufmerksamkeit ist nun auf die Kämpfenden gerichtet. Man hört nichts als den dumpfen Schall der Helme und Rüstungen, und das förterliche Klappen der aneinander schlagenden Streitkolben, oder der gegen einander gezückten Schwerter. Lange schlagen sie sich mit einander herum; endlich fällt einer von beeden todt zur Erde, oder er erkennet schwer verwundet den andern für den Sieger. Ist es der Beklagte, so wird nach den Rechten über ihn gerichtet, so wie es das Schuld gegebene Verbrechen mit sich bringt. Ist es der Kläger, so wird der Beklagte von der Beschuldigung und Anklage vollkommen frey gesprochen, er aber zur Bezahlung des Gewettes und der Buße verdammt. a)

§. XXIX.

Beurtheilung derselben von Seiten der damit verbundenen Schwärmerey. Betrügereyen. Widersprüche gegen dieselbigen.

Bey allen solchen Ordalien oder Gottesgerichten war also immer der Schwärmerglaube die Hauptsache, daß man sich selbst und andere beredete, die höchste Gerechtigkeit Gottes müße da, wo Menschen nicht richten, die Wahrheit nicht erforschen, oder nicht erkennen könnten, auf welcher Seite Recht oder Unrecht sey, ins Mittel treten, und die gute Sache des Unschuldigen durch irgend ein ausserordentliches Zeichen oder Wunder, entweder durch Verleihung des Sieges im Zweykampf, oder durch Unterstützung der Körperkräfte oder durch Abhärtung desselben gegen alle sie sonst zerstörenden Elemente offenbaren; hingegen den Schuldigen mit seinem Unrecht

a) S. Maiers Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweykämpfe in Deutschland. Jena 1795. pag. 258. flg.

zu Schanden machen. Daher betete denn auch jedesmal der Priester zu Gott, daß er (z. B. bey der Feuerprobe) dieß verordnete Eisen wolle segnen † und heiligen; also daß, woferne ein Unschuldiger dieses feurige Eisen in die Hand nehmen werde, er unverletzt bleibe; wo er aber schuldig und sträflich sey, so solle seine Kraft hierinn gerecht seyn, durch dieselbe zu erklären, daß die Ungerechtigkeit nicht herrsche über die Gerechtigkeit, sondern daß die Falschheit der Billigkeit unterworfen werde a). Daher brauchte man dann auch so viele Beschwörungsformeln, so viele Litaneyen, Gebete, Messen u. d. gl. Daher mußten die, welche sich einem solchen Gottesurtheil unterwerfen wollten, zuvor allemal das heilige Abendmahl aus den Händen des Priesters empfangen; blos damit die Einbildungskraft dessen, der die Probe ablegen sollte, so hoch als möglich zur gewissesten Erwartung entweder des göttlichen Beystandes oder der göttlichen Verurtheilung hinaufgeschraubt würde. So mußte z. B. der, welcher die heisse Wasserprobe bestehen wollte, zuerst in der Kirche niederknien, und drey Gebetsformeln sprechen, in welchen Gott um seine Gnade und seinen Schutz angerufen wurde. Darauf mußte der Priester vor ihm die Messe singen, ihn sein Opfer zum Altar bringen lassen, und ehe er das Abendmahl genoß, ihn bey der heiligen Dreyeinigkeit, bey seinem Christenthum, bey dem Evangelium, und bey den in der Kirche aufbewahrten Reliquien beschwören, daß er sich doch ja nicht zu jenem Genuße nähern möchte, wenn er sich des ihm angeschuldigten Unrechts bewußt wäre. Wenn er nun nichts davon bekannte, dann wurde ihm erst das heilige Abendmahl gereicht, und dann gieng der Priester mit dem Evangelienbuch und mit dem Kreuße, von dem zu prüfenden Menschen begleitet, an den Ort

a) Majers Gesch. der Ordalien. S. 57.

hin, wo die Probe angestellt werden sollte, sang da noch einmal eine kurze Litaney, und exorcisirte sodann das im Kessel siedende Wasser mit folgenden Worten: „Ich exor„cisire dich, Kreatur des Wassers! im Namen des all„mächtigen Gottes, des Vaters, und im Namen Jesu „Christi seines Sohnes unsers Herrn, daß du ein exorci„sirtes Wasser werdest, zu vertreiben alle Macht des Fein„des und allen Betrug des Teufels, so daß, wenn dieser „Mensch, welcher seine Hand da hinein strecken wird, „unschuldig wäre an dem ihm zur Last gelegten Verbre„chen, er durch des allmächtigen Gottes Güte davon be„freyet werde; sollte er aber, welches ferne sey, schuldig „seyn, und sich trotzig erkühnen, seine Hand da hinein „zu stecken, so müsse eben die Macht des Allmächtigen „seine Schuld an ihm offenbar werden lassen u. s. w.“ a).

Das Seltsamste hiebey war dieses, daß manche glaubten, durch den heiligen Chrisam oder geweihtes Oel, auch durch andere solche Amulete und Zaubermittel, die sie an sich trugen, die Wirkung eines solchen Gottesurtheils, nämlich die Offenbarung der Wahrheit verhindern, also einen Teufel des Aberglaubens mit dem andern abtreiben zu können. Daher denn auch das Wasser, das Eisen, oder die Waffen, womit die Unschuldsprobe entschieden werden sollte, zuvor gar sorgfältig geweiht, benedicirt und untersucht wurden. Und in einem Capitular vom Jahr 809 wurde verordnet, daß, wenn ein Priester geweihtes Oel weggeben werde, um das Gottesgericht zu hindern, er abgesetzt werden, und die Hand verlieren sollte b). — Daß aber bey solchen Ordalien auch manche Betrügereyen und Taschenspielerkünste, wodurch das Gol-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXIII. S. 243.

b) S. Schmidts Gesch. der Deutschen. 3tes Buch. 13tes Kap. §. 50.

tesurtheil bestochen, und nach dem Wunsche des zur Probe bestimmten Menschen gelenkt wurde, mit untergespielt worden seyn, das läßt sich aus vielen umständlichern Erzählungen davon leicht darthun a).

Jedoch muß man nicht glauben, als ob dergleichen seltsame Erfindungen eines fanatischen Aberglaubens nicht auch schon in jenen Zeiten viele Widersprüche gefunden hätten. Nein! nicht nur ein Agobard, Erzbischoff zu Lion, eiferte gegen dieselben, als gegen schwere Versuchungen Gottes, sondern auch mehrere Päpste, Kaiser, Könige und Kirchenversammlungen suchten dieselben, als abergläubische, die Religion entehrende und betrügerische Gebräuche durch ihre Verordnungen und Capitularien wieder abzuschaffen. Insonderheit wurden die Zweykämpfe von den Päpsten zu verschiedenen Zeiten mißbilligt und verboten. Allein, was nützten solche Verbote und Widersprüche, da man diesen fanatischen Aberglauben nicht an seinen schon tiefliegenden Wurzeln anzugreifen verstand; da der Grund davon so tief in der ganzen Denkungsart jenes nur nach Zeichen und Wunder fragenden Zeitalters lag, da man von solchen Mißbräuchen immer nur einige, aber nicht alle, mit sicherwirkender Strenge verbot; da vielmehr einige Kirchenversammlungen solche Unschuldsproben nachher selbst wieder anordneten oder gestatteten; und da es das Interesse des höhern und niedern Klerus, dessen Ansehen durch die damit verbundenen Religionsgebräuche so viel gewann, mit sich brachte, dieselben auf alle Weise zu befördern? Da konnten dem großen Haufen diese alten geheiligten Gebräuche, deren Wirkungen

a) Daß man auch die Nerven auf eine Zeit lang durch gewisse Mittel betäuben und z. B. gegen die Wirkung eines glühenden Eisens sichern konnte, das enthält wenigstens keine Unmöglichkeit, sondern ist vielmehr ziemlich wahrscheinlich.

mit so vielen scheinbaren Wundern verknüpft waren, nicht so bald und so leicht entrissen werden.

§. XXX.

Auch bey dem tiefsten Versinken dieses Zeitalters in Aberglauben giebt es doch noch zwey wackere Verfechter der gesunden Vernunft; nämlich 1) Agobard, Erzbischoff zu Lion.

Wenn man in einem Zeitalter, das sich so ganz in den dümmsten und blindesten Aberglauben hinstürzte, endlich auch nur einen oder zween Männer antrift, die sich dem einreissenden Verderben mit männlichem Muthe entgegen stemmten, und die Sache der gesunden Vernunft zu vertheidigen wagten, so söhnt man sich doch wieder einigermassen mit einer so finstern Zeit und ihren Zeitgenossen aus, oder man freut sich wenigstens über die gerettete Ehre des geraden schlichten Menschenverstandes, der sich seine Rechte doch nie ganz, ohne dagegen zu mucksen, rauben ließ. Solche Ehrenretter waren im 9ten Jahrhundert zwey in der Geschichte dieser Zeiten oft genannte Bischöffe, nämlich **Agobard**, **Erzbischoff zu Lion**, und **Claudius**, **Bischoff zu Turin**. Agobard bestritt nicht nur, wie wir schon gesehen haben, die dumme Einbildung des gemeinen Haufens von den **Wettermachern**, die nach Belieben, jedoch mit Hilfe des Teufels, donnern und hageln lassen könnten, wo sie nur wollten; er erklärte sich nicht nur gegen die **Gottesurtheile**, als gegen sehr unsichere und betrügliche Mittel, die Wahrheit zu entdecken, oder die Schuld oder Unschuld eines Menschen zu beweisen; sondern er eiferte auch sehr heftig gegen die den Christen so unanständige **Bilder- und Heiligenverehrung**; er erklärte sie für einen Betrug des Satans, welcher die Christen, unter dem Vorwand der Ehrerbietung gegen die Heiligen, wieder zu Götzendienern zu machen suchte. „Man

„muß, ſagte er, weder die Engel noch die Heiligen an„beten. Um den Aberglauben auszurotten, muß man ihre „Bilder nicht an die Wände der Kirchen hinmahlen, keine „Bildſäulen aufrichten, ſie nicht heilig nennen. Denn die „ſind Thoren, welche unbeſeelten Bildern eine Heiligkeit „beylegen; die bezeigen ſich gottlos, die den Werken ih„rer Hände eine göttliche Verehrung erweiſen; ja er nennt „es Wahnwitz, wenn man denſelben eine Heiligungskraft, „wie dem Worte Gottes, zuſchreibe. Wenn man denen, „welche den Götzendienſt verlaſſen haben, befehlen wollte, „die Bilder der Heiligen zu verehren, ſo müßte es ihnen „gerade ſo vorkommen, wie wenn ſie ihre Götzen nicht „verlaſſen, ſondern nur ihre Bilder umgetauſcht hätten.“ Aber leider muß auch ſchon bey dieſem frühen Aufklärer die Anmerkung gemacht werden, daß das freylich noch ſchwache Licht ſeines Verſtandes eben keine ſonderliche Wirkung auf die Verbeſſerung der Moralität ſeines Herzens gehabt habe. Denn, deſſen nicht zu gedenken, daß er ſich als einen heftigen Gegner der dazumal ſehr gedrückten und verläumdeten Juden bewies, und daß er den ſo unmoraliſchen Aberglauben noch in manchen andern Stücken begünſtigte, ſo befleckte er den Ruhm ſeines hellern Denkens auch noch durch ſeine die Moral ſo ſehr vor den Kopf ſtoßende Vertheidigung der Empörung Lothars gegen ſeinen Vater den K. Ludwig den Frommen.

§. XXXI.

2) Claudius, Biſchoff von Turin. Dieſe beede richten doch in der Hauptſache nicht viel aus.

Mit einem noch edlern Muthe, und mit noch hellern Einſichten in das Weſentliche des chriſtlichen Gottesdienſtes verwarf auch **Claudius von Turin**, der auch als ein guter nicht immer allegoriſirender Exeget bekannt iſt, und

ganz unbescholtene Sitten hatte, schlechtweg allen Gebrauch der Bilder und Kreutze in den Tempeln; er wollte diese ganz davon gereinigt wissen. „Denn, sagt er, wenn die „ehemaligen Heiden jetzt Bilder der Heiligen verehren, so „haben sie ihre Götzen nicht sowohl verlassen, als nur „ihre Namen verändert. Mahlt man auf eine Wand die „Bilder Petri und Pauli, oder die Bilder Jupiters und „Saturnus, so sind weder diese — Götter, noch jene Apo„stel. Der Irrthum bleibt immer einerley. Sollten wir „Menschen anbeten, so müßten vielmehr Lebendige als „Todte dazu ausgesucht werden; Menschen in einem Zu„stande, wo sie Gott ähnlich waren, aber nicht dem Vieh, „oder leblosen Steinen und Hölzern. Wenn also die „Werke der Hände Gottes nicht angebetet werden dürfen, „wie viel weniger Werke von Menschenhänden; auch nicht „zur Ehre dessen, den das Bild vorstellen soll. Denn, „wenn das angebetete Bild nicht Gott ist, so kann es „auch nicht den Heiligen zu Ehren verehrt werden, als „welche sich keine göttliche Ehre anmaßen.“ u. s. w. a) Zwar wollten die fränkischen Theologen seiner Zeit nicht die Bilder selbst, aber doch die Heiligen, die durch sie vorgestellt würden, verehrt wissen. Aber Claudius verwarf auch die Verehrung der Heiligen und sagte: „Niemand dürfe auf das Verdienst oder auf die Fürbitte „der Heiligen sein Vertrauen setzen; weil niemand anders „selig werden könne, als wenn er durch eben solchen Glau„ben, durch eben solche Gerechtigkeit und Wahrheit, wie „sie, Gott gefalle.“ Eben so dachte er auch von den Kirchen, welche den Heiligen geweiht waren, von ihren Reliquien, und von den zu ihren Gräbern nach Rom angestellten Wallfahrten sehr verächtlich. Ja er äusserte sich sogar auch über die Untrüglichkeit und Oberherrschaft

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXIII. S. 410.

des römischen Bischoffs so freymüthig, daß er von diesem sogenannten apostolischen Lehrer schrieb: „Apostoli„cus ist nicht derjenige, der auf dem Lehrstuhle eines „Apostels sitzt, sondern der die Pflicht eines Apostels er„füllt. Sonst gilt von ihm eben dasjenige, was der Herr „von den Schriftgelehrten und Pharisäern sagte: Sie „sitzen auf Mosis Stuhle; was sie euch sagen, das thut; „aber nach ihren Werken thut nicht; denn sie sagen wohl, „aber thun es nicht.“ a) Ja sein heller kühner Wahrheitssinn gieng so weit, daß er Synoden von Bischöffen, die den alten Aberglauben in Schutz nahmen, Eselsversammlungen nannte. Durch solche kühne und freymüthige Aeusserungen mußte er zwar unter seinen Zeitgenossen hohe Sensation erwecken. Auch fehlte es ihm nicht an Widersprechern, die den alten Aberglauben gegen ihn zu vertheidigen suchten. Diese waren vornehmlich ein Abt Theodemir in Frankreich; ein Bischoff Jonas von Orleans, und ein Mönch Dungal, Lehrer der Grammatik zu Pavia. Da ihm diese nichts anders als Scheingründe, Verdrehungen oder falsche Folgerungen entgegen zu setzen wußten, so blieb er ruhig bey seinen bessern Grundsätzen, und selbst in seinem Amte bis an das Ende seines Lebens hin, das im Jahr 839 erfolgte. — Aber da auch diese beede hellersehende Männer, Agobard und Claudius doch immer nur einige von den Zweigen des herrschenden Aberglaubens rüttelten, ohne den so weit ausgebreiteten, von so vielen andern Aesten und Zweigen strotzenden Baum an seinen tiefern Wurzeln selbst anzugreifen, so konnte auch jenes Rütteln nicht viel helfen. Die Nacht, die jetzt auf der ganzen Christenwelt lag, war schon viel zu dick, zu finster, zu allgemein verbreitet, als daß sie durch das schwache Licht dieser beeden Männer hätte aufgehellt wer-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 408, 409.

den können. Nur in den Thälern von Piemont mag sich noch Manches von dem bessern Saamen, den Claudius da ausstreute, unter den aufmerksamern Bewohnern derselben erhalten, und auf ihre Nachkömmlinge, die Waldenser, fortgepflanzt haben.

§. XXXII.

Die Paulicianer haben noch mehr vom reinern Geist des Christenthums unter sich. Ihre Entstehung und ihre Lehrmeynungen.

Noch mehr aber scheinen die Paulicianer, eine im Oriente entstandene Religionsparthey, von dem Geiste des ältern und reinern Christenthums unter sich erhalten, oder aus den Briefen des Apostels Pauli, welche sie vorzüglich ehrten und benützten, geschöpft zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sich diese Sekte aus einem von den Verfolgungen der großen Kirche im Verborgenen übriggebliebenen Saamen der ältern Gnostiker gesammelt. Ihre ersten Lehrer und Anführer sollen, nach dem Berichte des Constantinoplischen Patriarchen, Photius, zween Brüder, Paulus und Johannes aus Samosata in Syrien, in der Mitte des 7ten Jahrhunderts, gewesen seyn. Diese pflanzten ihre Lehrmeynungen anfänglich in Armenien fort. Von dem ältern Bruder wurde die jetzt immer mehr anwachsende Parthey Paulicianer genannt. Nachher aber erlangte ein gewisser Armenier unter dem Namen Constantinus, der sich den Beynamen Sylvanus gab, ein noch größeres Ansehen unter dieser Parthey, als jene beeden Brüder. In den nachfolgenden Zeiten breitete sich diese Sekte, ungeachtet der gegen sie erregten Verfolgungen, immer weiter aus.

Ihre Lehrmeynungen, so ferne man sie aus der einseitigen Beschreibung derselben, wie man sie nur von

ihren Gegnern hat, erkennen kann, waren folgende: das alte Testament verachteten und verwarfen sie, wie viele ältern Gnostiker, als eine Sammlung fabelhafter und ungereimter Erfindungen von Menschen oder Dämonen. Das neue Testament hingegen, und insonderheit die Briefe Pauli, der ihr Lieblingsapostel war, machten sie zur einzigen Regel und Erkenntnißquelle ihres ganzen Glaubens und Gottesdienstes. Nur die beeden Briefe des Apostels Petri, dem sie vielleicht seine Controvers mit ihrem Liebling über die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes nicht so leicht verzeihen konnten, strichen sie aus ihrem Kanon aus. In ihrer Hochachtung gegen den Apostel Paulus hingegen giengen sie so weit, daß sie allen ihren Lehrern den Namen irgend eines Paulinischen Schülers, Timotheus, Titus, Silvanus, Tychikus u. and. beylegten, auch ihre ganze äussere Kirchenverfassung nur nach der Form der von Paulus gestifteten Gemeinen einzurichten suchten. In Erklärung der heil. Schrift waren sie sehr frey und mystisch sinnreich; denn auch sie versteckten sich, wo sie etwa durch den Litteralsinn zu sehr in die Enge getrieben wurden, gerne hinter die Krümmungen und Wendungen der Allegorie. Das neue Testament wollten sie von allen auch gemeinen Christen fleißig gelesen wissen; nicht wie die Griechen, die diese Lektüre nur für ein Geschäft der Theologen erklärten, die, nach ihrer Meynung, ein Interesse darunter hätten, das Lesen der heil. Schrift den Layen zu verbieten, damit sie das göttliche Wort desto leichter verfälschen könnten.

Die Theologie des Manes, und die von der schwärmerischen Einbildungskraft des Gnostikers, Valentins, ausgebrütete dreyßig Generationen und Aeonen verabscheuten sie zwar, nach ihrem eigenen Bekenntniß, von ganzem Herzen; nahmen aber doch auch gewisse Grundsätze aus der orientalisch-gnostischen Philosophie in ihre

Glaubenslehre auf, und wurden eben daher von der groſsen sie verfolgenden Kirche insgemein nur mit dem allgemeinverhaſsten Ketzernamen, als Manichäer, gebrandmarkt. Denn da diese Religionsparthey sich so weit von den Lehren, Sitten und dem Religionszeremoniel der groſsen Kirche entfernte, und da doch immer einige Aehnlichkeiten zwischen ihnen und den Manichäern zu erfinden waren, so konnte man ihnen in den Augen des Volks keinen schwärzern Schandfleck anhängen, als eben diesen Ketzernamen. — Den Ursprung alles Uebels suchten sie ebenfalls, wie die Väter der Gnostiker und Manichäer, in der ewigen Materie, in dem Chaos, oder in dem finstern Prinzip eines thätigen bösen Wesens, das diese sichtbare Unterwelt mit allen ihren Mängeln und Uebeln erschaffen haben solle; sie setzten aber ihr Vertrauen allein auf den Vater Jesu Christi, als auf den Vater auch der menschlichen Seele und der unsichtbaren Welt. Das orthodoxe Geheimniſs der heil. Dreyeinigkeit glaubten sie zwar auch in der Bibel zu finden; aber in der Lehre von der Menschwerdung des Sohns Gottes blieben sie nicht ganz auf der gebahnten groſsen Heerstraſse der Orthodoxie. Denn, da sie alles, was körperlich oder materiell war, für das Werk eines bösen Wesens hielten, so konnten sie es nicht über ihr Herz bringen, dem Herrn Jesu einen natürlichen wahren Menschenleib beyzulegen, und seine Leiden am Kreutze für wirklich und ächt zu halten; sondern gaben ihm in ihrer Phantasie einen himmlischen oder ätherischen Leib, der durch den Mutterleib Mariens nur wie Wasser durch eine Röhre durchgegangen sey, und glaubten, seine Kreutzigung sey nur ein eitles Blendwerk gewesen, womit er der Juden unmächtige Bosheit getäuscht hätte. — Die Leichname der Verstorbenen lieſsen sie, ohne eine Hoffnung ihrer Wiederbelebung, zu der bösen Materie, ihrer ersten Urquelle zu-

rückkehren. — Der Mutter Jesu, der Maria sprachen sie, zum höchsten Skandal aller orthodoxen Frömmlinge, nicht nur die Ehre der Anbetung, sondern auch den Ruhm ihrer ausdauernden Jungfrauschaft ab, und behaupteten, sie habe nach Jesu Geburt mit dem Joseph noch andere Kinder erzeugt.

Von der Taufe und dem Abendmahl dachten sie um desto verächtlicher, je schwärmerischer und übertriebener die Vorstellungen der großen Kirche davon waren. In der Taufe sahen sie nichts als bloßes Wasser; und im Abendmahle nichts als ein aus Mehl und Wasser gebackenes natürliches Brod, und einen aus Weintrauben gekelterten natürlichen Wein; und wenn man sie hierüber auf die ausdrücklichen Worte der heil. Schrift verwies, so erklärten sie das Brod und den Wein im hl. Abendmahle blos für allegorische Symbole der den Geist des Menschen nährenden und stärkenden Kraft der Lehre Jesu. Daher sprachen sie auch diesen beeden Sakramenten alle für sich selbst wirkende magische Kraft ab, die sie nach der herrschenden orthodoxen Meynung zur Reinigung und Besserung des menschlichen Herzens haben sollten. Ja, nach einiger Geschichtforscher Erzählung sollen sie Taufe und Abendmahl gar nicht unter sich gehalten haben; denn sie empfiengen ja beede auf eine geistige Art, so oft sie sich im Worte des Herrn erbauten. — Dabey war aber ihr Sinn, den sie von der bessern Gerechtigkeit oder Rechtschaffenheit des wahren Christenthums hatten, so unverdorben und unverfälscht, daß sie einer Kirchenversammlung, die sie über ihre Verwerfung dieser beeden Sakramente in Inquisition nahm, zur Antwort geben konnten: „Das Gesetz, das sie von ihrem Lehrer em„pfangen hätten, weise sie nur dazu an, die Welt zu ver„lassen a), das Fleisch gegen alle Lüste zu verwahren,

a) Was sie für einen Sinn mit diesem Ausdrucke verbunden

„sich ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu ver„schaffen, niemanden zu beleidigen, und allen, welche „wider diese Lebensart aufgebracht wären, Liebe zu er„weisen. Wenn sie diese Gerechtigkeit beobachteten, so „bedürften sie keiner Taufe; überträten sie aber dieselbe, „so helfe ihnen auch die Taufe nichts zur Seligkeit. „Wollte Jemand in der Taufe ein Sakrament suchen, „so werde dieses durch drey Gründe widerlegt. Erstlich „könne das schlimme Leben der Pfarrer den Täuflingen „kein Mittel der Seligkeit verschaffen. Hernach würden „alle Sünden, denen in der Taufe entsagt worden, in „dem nachfolgenden Leben doch wieder begangen. End„lich gehe ein fremder Wille, ein fremder Glaube und „dessen Bekenntniß das Kind nichts an, bey dem „noch weder Wollen noch Laufen, keine Kenntniß vom „Glauben, von seinem Heil und Nutzen, kein Verlangen „nach Wiedergeburt, und dergl. Statt finde.“ Eben so mußten sie auch von den vorgegebenen Wirkungen des heil. Abendmahls denken; denn daß das Brod und der Wein da durch des Priesters Einsegnung in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden sollte, das mußte ihnen als purer platter Unsinn vorkommen, da nach ihrem gnostischen Prinzip alles Körperliche von der Sünde befleckt, und der Ausfluß eines bösen Wesens war. — Eben so hielten diese sogenannten Ketzer auch von der allmächtigwirkenden Prädestinationsgnade des Augustins nicht viel, sondern drangen mehr auf eigenen Fleiß in der Besserung eines Menschen. Daher sucht ihnen einer von ihren Inquisitoren aus der Schrift zu beweisen: daß jeder heilige Gedanke, jeder fromme Entschluß, kurz alle Be-

---

haben, kann jetzt nicht mehr wohl ausgemacht werden. Aber wahrscheinlich bedeutete er bey ihnen doch nicht so viel, als ins Kloster gehen.

wegungen des Willens lediglich ein Geschenk der göttlichen Gnade seyn; daß kein Mensch nur den Anfang der Gerechtigkeit durch sich selbst erreichen könne; und daß dieser Anfang weder in den Kräften der Natur, noch in gesetzlichen Vorschriften, sondern in der Erleuchtung des Verstands und in einem willkührlichen Geschenke des göttlichen Willens zu setzen sey. Das alles mußte dem von der Augustinischen Gnadenschwärmerey noch unbefangenen Paulicianer, der in einer Tugend ohne eigenen Fleiß schlechterdings kein Verdienst sehen konnte, wahre Thorheit seyn.

§. XXXIII.

Ihr Abscheu vor römischen Kirchengebräuchen und Kirchenanstalten. Ihre fernere Meynungen und Sitten.

Freylich läßt sichs über mehrere von den Paulicianischen Lehrvorstellungen nicht so bestimmt urtheilen, ob und wie ferne sie dem Geiste der christlichen Vernunftreligion gemäß gewesen seyn, weil man ihre meisten Meynungen nur aus den Widerlegungen und Verdammungsurtheilen ihrer Gegner kennt, die ihre Lehren entweder in ein falsches gehäßiges Licht stellten, oder sie sehr verstümmelt und partheyisch vortrugen. Auch scheinen diese guten Leute eben nicht von allem Schwärmergeiste ganz frey geblieben zu seyn. Wenigstens beriefen sie sich bey den Verhören, die man über ihre Lehrvorstellungen anstellte, immer auch gerne auf ihre göttliche Inspiration, und auf das Gesetz, das der heil. Geist in dem innern Menschen niedergeschrieben habe; ein Ausdruck, der sich übrigens recht wohl erklären läßt. Auch trugen sie, bey ihrer Verwerfung des Wortverstands der heil. Schrift, allerley gnostische und mystische Träumereyen in dieses Buch hinein. Dennoch aber kann man mit Gewißheit sagen, daß diese von einem hellern Licht bestrahlte Christen der Wahrheit schon viel

näher auf die Spur gekommen waren, als irgend eine andere Religionsparthey der damaligen Zeiten; und daß ihre Lehrvorstellungen viel reiner, vernünftiger, und dem Geiste des praktischen Christenthums angemessener waren, als die, welche von ihren Glaubensrichtern gegen sie vertheidigt wurden. Vor keiner Sache aber hatten diese mit dem Geiste Pauli besser bekannte Christen einen größern Abscheu, als vor dem geist- und heillosen Ceremonienwesen der großen so weit ausgearteten Kirche. Die Tempel, und die darinn aufgerichtete prunkvollen Altäre, denen der gemeine Aberglaube eine besondere Heiligkeit beylegte, erklärten sie für bloße Steinhaufen, die, in Hinsicht auf jene ihnen angedichtete Heiligkeit, um nichts besser wären als gemeine Wohnhäuser. Die vielen Bilder und Kreutze, die sie in den Tempeln und Häusern der katholischen Christen sahen, waren in ihren Augen nichts mehr und nichts weniger, als gemeine Produkte des Kunstfleißes; das Kreutzesholz Christi selbst achteten sie nicht für heiliger, als jedes andere gemeine Zimmerholz; und seine Kniee vor solchen Bildern und Kreutzen zu beugen, das erklärten sie für eigentliche wahre Abgötterey. Ueberhaupt, meynten sie, sollten solche Gegenstände einer so unchristlichen Andächteley gar nicht in christlichen Tempeln geduldet werden. Die vielen Reliquien, die man dem Volke zur Verehrung hinbot, die waren ihnen nichts anders, als kraft- und leblose Knochen- und Aschenhaufen, die vielleicht mit den Personen, denen sie insgemein zugeschrieben wurden, in gar keinem Verhältnisse mehr standen. Die vielen Aufzüge, Litaneyen, Gesänge, Messen und andere solche Kirchengebräuche, die waren ihnen nichts anders, als ein elendes, sinnloses, jüdischklingendes Geplärre, oder ein heidnisches Theaterwesen. Die vielen Lichter, Gemälde, Verzierungen in den Tempeln; das viele Psalmodiren, die letzte Oelung;

das alles hielten sie für leere Spielereyen und Fratzen des Aberglaubens. Selbst die mancherley Beerdigungsceremonien, die bey den Leichbegängnissen der Katholischen gefeyert wurden, erklärten sie dreist für Erfindungen des nach Stolgebühren haschenden Pfaffengeitzes. Ihnen war's gleichviel, ob sie nach ihrem Tode auf einen geweihten Kirchhof, oder anderswohin begraben würden. — In dem ganzen katholischen Klerus sahen sie nichts anders, als eine wieder auflebende Menge von jüdischen Hohepriestern, Schriftgelehrten und Pharisäern, und die verschiedenen Ordnungen und Abstufungen desselben an geistlicher Würde, Macht, Gewalt und Ansehen, vom Ostiarius an bis zum obersten Bischoff hinauf, waren in ihren Augen — das Machwerk herrschsüchtiger Hierarchen, — ein antichristischer Gräuel. Bey ihnen konnte ein jeder, der nur innern Beruf, Kenntnisse, Fähigkeiten, und Geschicklichkeit genug dazu hatte, ein Diener der Religion seyn; und der sogenannte Gottesdienst an jedem andern Orte so gut, wie in der Kirche gefeyert werden. Bey ihnen gab's weder Bischöffe, noch Presbyter, (Priester,) noch Diakonen, noch Kirchenversammlungen, noch andere solche hierarchische Anstalten und Anordnungen; denn diese schienen ihnen alle noch nach der jüdischen Synagoge zu riechen. Auch unterschieden sich die Lehrer, die sie unter sich hatten, von dem übrigen Volke weder durch besondere hohe Ehrentitel, noch durch ausgezeichnete Kleidungen, noch durch ein höheres Ansehen, höhere Macht, größere Einkünfte und Reichthümer, noch durch andere solche Vorzüge, die sie an dem katholischen Klerus als antichristischen Stolz bitter tadelten. Ihre Lehrer gaben sich vielmehr blos den bescheidenen Namen der Mitpilgrimme, (Synekdemi,) und die etwas niedern Kirchendiener nannten sie Notarien. Und nur denen erwies man besondere Achtung, die sich vor andern durch Strenge der Lebensart, durch

höhere Einsichten, durch thätigern Eifer, und durch andere ihnen mitgetheilte edlere Geistesgaben auszeichneten.

Die Apostel und ersten Märtyrer wollten sie zwar noch einigermassen in Ehren gehalten wissen, aber den vielen spätern Bekennern, oder solchen Heiligen, die ihr Leben nicht um Christi willen gelassen hätten, sprachen sie alle Ehre der Anrufung ab, und sagten, was denn zwischen den Leichnamen der Heiligen und anderer verstorbener Menschen für ein Unterschied sey? — Die Kirchenbuße, d. h. die vielen von der Kirche gebotenen Büssungen, Kasteyungen, Satisfaktionen, Fasten, Psalmenbeten, Meßopfer u. d. gl., das alles hielten sie für unnütze und unzureichend, um Vergebung der Sünden damit zu erlangen. Noch weniger konnten sie es mit ihrer gesunden Vernunft zusammenreimen, wie das Messelesen, oder das Psalmenbeten eines hiezu bestellten Priesters, oder das überfliessende Verdienst irgend eines darum angerufenen Heiligen eines armen Sünders Mangel an Heiligkeit und guten Werken ergänzen, ihn mit Gott aussöhnen, und seine abgeschiedene Seele aus dem Fegefeuer erretten könne. — Den Ehestand, — hier dachten sie wieder gut Manichäisch, — hielten sie für schädlich, oder — weil man doch den falschen Angaben ihrer Glaubensrichter nicht ganz trauen darf, — den ledigen Stand wenigstens für reiner und heiliger als jenen.

Von ihrem äussern sittlichen Verhalten berichtet uns die Geschichte wenig oder gar nichts; — denn darauf hatte man nach damaliger Meynung bey Ketzern nicht zu sehen. Nur von jenen als Manichäer angeklagten Chorherrn zu Orleans, von denen wir bald noch etwas melden werden, wird gesagt: „sie seyn in einem sehr großen Ruhm „der Gelehrsamkeit und Heiligkeit gestanden, und haben „viele Allmosen ausgetheilt. Auch hätten sie ausdrücklich „gelehrt, man könne nicht durch die Kirchensakramente,

„sondern

„sondern allein durch ein frommes und heiliges Leben die „wahre vor Gott geltende Gerechtigkeit erlangen.“ Deſſen ungeachtet wärmte ein gegen ſie eingenommener verläumdungsſüchtiger Auflaurer, der ihre geheimen Zuſammenkünfte unter der Maske eines zu ihnen umgewandten Proſelyten ausgeſpäht hatte, die alberne ſchon von den ältern Heiden gegen die erſten Chriſten ausgeheckte Läſterung über ſie auf: „Sie hätten in ihren nächtlichen Verſammlungen, ſobald ihnen ein gewiſſer Teufel in Geſtalt eines „kleinen Thiers erſchienen, ſogleich alle Lichter ausgelöſcht; „alsdann hätte ein jeder mit der Weibsperſon, die er in „der Dunkelheit der Nacht zuerſt ergriffen hätte, Unzucht „getrieben. Ein aus dieſer dem Teufel zum Wohlgefallen „getriebenen Unzucht gebornes Kind ſey am achten Tage „nach ſeiner Geburt, in ihrer Verſammlung, nach heidniſcher Art, über ein ſtarkes Feuer gebracht, und zu Aſche „verbrannt worden. Dieſe Aſche hätten ſie geſammelt, „und mit eben ſo großer Veneration aufbewahrt, wie die „Chriſten den zur Wegzehrung für die Sterbenden geweihten Leib Chriſti.“ Allein, wenn das Handgreifliche von dieſer Lüge auch nicht aus dem geraden Widerſpruche, darinn ſie mit den übrigen Grundſätzen der Paulicianer ſtand, hervorleuchtete, ſo könnte man es ſchon daraus erkennen, weil der Verläumder hinzuſetzte: „Dieſe Kinderaſche habe eine ſo teufliſche Kraft gehabt, daß es unmöglich geweſen, einen Ketzer, der etwas, wäre es auch „noch ſo wenig, davon gekoſtet hätte, auf eine andere „Meynung zu bringen. Und, hätten ſie einem andern rechtgläubigen Chriſten etwas davon beybringen können, ſo wäre „derſelbe ſogleich ein eben ſo hartnäckiger Manichäer, wie ſie „ſelbſt waren, geworden.“ Ohe! das war zu plump gelogen!! a)

a) Meine Gewährsmänner zu allen dieſen die Paulicianer betreffenden Angaben ſind: Fleury allgem. Kirchengeſchichte,

§. XXXIV.

Ihre Entfernung von den Mißbräuchen der großen herrschenden Kirche zieht ihnen von dieser Seite die härtesten Verfolgungen zu, die aber nur zur weitern Ausbreitung dieser Religionspartey dienen mußten.

Kurz, nach allem, was man noch von den Meynungen und Gebräuchen der Paulicianer erkennen kann, scheinen sie Menschen gewesen zu seyn, die über die große Kirche und deren Ausartungen sehr unzufrieden waren, und die, in Rücksicht auf dieselbe, beynahe eben das seyn mochten, was die Separatisten in neuern Zeiten waren. Daher nannte man sie auch wirklich Athinganer, d. h. Leute, die sich von der großen katholischen Kirche absonderten, sie als ein gottloses Babel verachteten, und nichts mit ihr zu thun haben wollten; Leute, die den ganzen Formularglauben, das ganze Ceremonienwesen der Orthodoxen als einen todten Buchstaben aneckelten. Aber eben mit dieser Verachtung, die sie auf die große herrschende Kirche warfen, zogen sie sich auch von Seiten der bigotten Kaiser, Popen und Mönche der großen, griechischen und lateinischen, Kirche die allerwüthendsten, heftigsten und langwührigsten Verfolgungen zu, Verfolgungen, die nur dazu dienten, den reinern Enthusiasmus, von dem sie beseelt waren, weiter zu verbreiten. Ihre härtesten Drangsalen aber erduldeten sie im neunten

---

Buch LVIII. §. 53 — 55. und B. LIX. §. 5. — Mosheim Kirchengesch. 9., 10. und 11tes Jahrh. Art.: Geschichte der Sekten und Ketzereyen. Auch Gibbon's oft angeführtes historisches Werk, B. LIV. Vergl. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 318 — 354.

Jahrhundert unter den griechischen Kaisern Constans, Justinian II, Leo dem Isaurier, Michael Europalates, Leo dem Armenier, auch unter der Bilderwiederherstellerinn Theodora. Wollte aber irgend einer von den Zwischen-Kaisern, wie Nicephorus Logotheta, sie begünstigen, so mußte er sich vor dem so stinkendmachenden Ketzernamen eines Manichäers fürchten. Bey solchen Verfolgungen wurden ihnen ihre Bücher und Schriften weggenommen und verbrannt; wer diese zu verbergen suchte, oder seinem Glauben nicht entsagen wollte, wurde einem schmerzhaften und schmachvollen Tode übergeben; ihre Besitzungen und Güter wurden ihnen entrissen; viele von Haus und Hof weggejagt; oder in dumpfe Gefängnisse eingekerkert; zuweilen schickte der Regent ganze Heere von Soldaten gegen sie aus. — So sollte eine Religionsparthey, die ihren Gegnern nichts als Gründe der Vernunft und der Schrift entgegen zu setzen hatte, entweder bekehrt, oder mit Feuer und Schwert ausgerottet werden!

In der Hitze der Verzweiflung, zu der sie öfters getrieben wurden, vergaßen sie aber auch zuweilen den sanftern, ruhigern Geist der auf bloße Vernunftgründe sich einschränkenden Belehrung, den sie in der Schule ihres Lieblingslehrers, Paulus, hätten lernen können, und vergalten die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten ihrer Feinde mit gleichem Unrecht. Sie flohen zu den Saracenen, machten mit denselben gemeinsame Sache gegen die fanatischen Bilderverehrer, und lernten im Krieg gegen diese den Gebrauch des Schwerts und der Bibel mit einander verbinden. Aber alle diese Verfolgungen trugen nur desto mehr dazu bey, sie in der Standhaftigkeit ihres Glaubens, und in ihrer Widersetzlichkeit gegen den unchristlichen Verfolgungsgeist der grosen Kirche zu verhärten. Denn aus dem so häufig vergossenen Blute ihrer Märtyrer wuchsen

gleichsam immer wieder neue und eifrigere Vertheidiger der Ehre und Lehre ihres Apostels Pauli empor.

Schon um die Mitte des achten Jahrhunderts hatte der Kaiser Constantin, dem die abgöttischen Bilderverehrer aus Haß den Zunamen Copronymus gaben, eine große Anzahl von ihnen aus Armenien und Klein Asien nach Thracien herüber verpflanzt. Ob es geschah, um sie zu begünstigen, oder um sie zu schwächen, weiß man nicht recht. Von hier aus streuten sie ihren Saamen auch unter den Bulgaren aus, bey denen er, weil sie noch nicht lange zum christlichen Aberglauben bekehrt worden waren, leicht Wurzeln schlagen konnte. Im zehnten Jahrhundert wurden sie durch eine sehr mächtige Colonie von Paulicianern, die der Kaiser Johannes Zimiscas in die Thäler des Bergs Hämus versetzte, aufs neue verstärkt; und hierauf kamen sie in die Bulgarey, auch nach Slavonien, wo sie bis ins 15te Jahrhundert ihren beständigen Wohnplatz behielten. Endlich fiel es einem griechischen Kaiser, dem Alexius Comnenus, im 11ten Jahrhundert ein, die mit keinen leiblichen Waffen zu bezwingenden Ketzer mit geistlichen Waffen, nämlich mit theologischen Gründen und mit Disputiren anzugreifen und einzutreiben. Er brachte in der Absicht ganze lange Tage und Nächte zu Philippopolis in theologischen Controversien mit ihren Häuptern zu. Aber, was seinen Gründen an innerer Beweiskraft abgieng, das wußte er auf eine wirksamere Art, nämlich mit reichen Belohnungen, Aemtern, Ehrenstellen, bürgerlichen Privilegien, Gütern und Vorzügen, womit er die Nachgiebigern belohnte, hingegen mit abschreckenden Gefängnißstrafen, womit er die Hartnäckigern bestrafte, zu ersetzen.

§. XXXV.

Die Paulicianer kommen auch nach Italien, Frankreich, Deutschland herüber, und streuen da ihren bessern Saamen ganz im Stillen und Verborgenen aus.

Aus Thracien und der Bulgarey zogen viele von dieser Sekte, entweder um den fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Griechen zu entgehen, oder um sich und ihre bessere Lehre weiter auszubreiten, nach Italien, vornehmlich in die Lombardey und nach Mayland. Hier bekamen sie den Namen Kathari (die Reinen) auch Gazari oder Chazari und Patarener. Von hier aus oder unmittelbar von der Bulgarey her zog sich ein Theil von ihnen auch nach Deutschland und Frankreich, besonders in die südlichen Provinzen des letztern Reiches, wo sie von dem Städtchen Albi her die Albigenser, von ihrem vorigen Wohnorte her die Bulgaren, auch, wahrscheinlich wegen ihrer Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit bons hommes, die guten Leute, und, weil sie bald da bald dorthin zogen, passagers genannt wurden. Wann und auf welchen Wegen sie in diese abendländischen Gegenden gekommen, das läßt sich jetzt nicht wohl mehr erörtern; aber das ist leicht zu begreifen, wie ihr simpleres und geistreicheres Evangelium in jenen Gegenden Eingang habe finden können. Denn da die Habsucht und der Geitz der katholischen Klerisey jetzt immer drückender und unersättlicher wurde, je mehr sie von der abergläubischen Freygebigkeit der Christen mit Schätzen überhäuft ward; da ihr Stolz und ihre Herrschbegierde jetzt immer verhaßter wurde, je mehr man sich vor ihnen beugte; und da ihr unordentliches und lasterhaftes Leben immer mehr Anstoß erregte, je mehr man ihnen nachsah: so mußte

dieſes alles der Stimme des Mißvergnügens, die von den Paulicianern ausgieng, natürlicher Weiſe bey allen etwas beſſer Geſinnten ein offenes Ohr verſchaffen. Wie ſehr mußte nicht die ſimplere, beſcheidenere, ſanftere und wohlthätigere Lebensart des gutherzigen Paulicianers gegen den laſterhaften Wandel ſo vieler damaligen Kirchenchriſten abſtechen! Bey dem ganzen mit ſo vielen Ceremonien überhäuften Gottesdienſte der katholiſchen Kirche konnte man jetzt nicht das Geringſte vernehmen, was den Geiſt des nach Licht und Wahrheit, nach Troſt und Beruhigung ſchmachtenden Menſchen nur ein wenig hätte nähren oder ſtärken können, hingegen aus den von allem Ceremonienprunk entblößten Belehrungen der Paulicianer konnten jene auch bey den unnachdenkendſten Menſchen ſo gerne entſtehende Geiſtesbedürfniſſe doch wenigſtens noch einige Befriedigung erlangen.

Daher iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß in dem obern Theil Italiens und in dem ſüdlichen Theil von Frankreich, wo die Lehren der Waldenſer in den nachfolgenden Zeiten ſo viel Eingang fanden, ſchon im zehnten und eilften Jahrhundert eine viel beträchtlichere Anzahl von Paulicianiſchgeſinnten Chriſten entſtanden war, als uns die Geſchichte angeben kann. Denn da ſich der Paulicianiſche Lehrgeiſt anfänglich, um den unduldſamen Verfolgungsgeiſt der großen Kirche nicht gegen ſich rege zu machen, nur im Stillen und Verborgenen herumſchlich; da ſie, wie es ſcheint, nicht einmal öffentliche Gemeinen, oder geſellſchaftliche Lehrverbindungen unter ſich hatten a); ſo konnte auch die Menge der von dieſem Geiſte erweckten Menſchen nicht ſehr auffallend ſeyn. Nachher aber wurde bald da bald dort ein Saame von dieſer ſogenannten Manichäerſekte entdeckt, ſo wie der Eifer des römiſchen Klerus in

a) Vergl. Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Th. XXIII. S. 352.

Aufspürung der herumschleichenden Ketzerey mehr oder weniger Wachsamkeit bewies. So wurde am Ende des zehnten Jahrhunderts in dem Dorfe Vertus bey Chalons ein gewisser Mann mit Namen Leuthard aufgefunden, der sich für einen Propheten ausgegeben, in einem Anfall von heiligem Eifer das Kruzifix einer Kirche zerschmettert, den vom Klerus eingefoderten Zehnten für einen Mißbrauch erklärt, und gesagt haben solle, die Propheten des alt. Test. hätten auch nicht lauter Wahrheiten gepredigt. u. s. w. Wie sehr dieß bey dem Volke Eingang, bey dem Bischoffe aber, unter dessen Kirchensprengel Chalons gehörte, Anstoß gefunden habe, das läßt sich leicht begreifen. Der Mann wurde scharf inquirirt, und soll sich nachher als ein Rasender, wofür ihn die verläumdende Mönchschronik erklärt, in einen tiefen Brunnen gestürzt haben, wenn ihn anders nicht seine Inquisitoren selbst und ihre Helfershelfer zu diesem Tode befördert haben.

Eben so wurde auch im J. 1017 zu Orleans eine ganze Congregation von Christen, die man von diesem Manichäergift für angesteckt hielt, und darunter besonders zehen Chorherren, die ihre Anführer waren, durch die tückische Verrätherey eines verstellten Schülers entdeckt. Man stellte sogleich unter dem Vorsitze des Königs Robert eine große Versammlung von Bischöffen über sie an; man inquirirte sie und ihre Häupter; und da sie ihren Nacken nicht unter das Joch des orthodoxen Kirchenglaubens zurückbeugen wollten, so mußten sie unter vielen Feyerlichkeiten den Scheiterhaufen besteigen, um ad majorem Dei gloriam verbrannt zu werden.

Auch zu Arras wurden im J. 1030 einige Christen unter der niedrigern Volksklasse entdeckt, die von einem gewissen Italiener Gundulf den Geist der Paulicianischen Glaubensreform empfangen hatten. Ob diese, wie Fleury

in seiner Kirchengeschichte erzählt a), von dem dortigen Bischoff Gerhard durch seine an sie gehaltene Rede so geschwind wieder in den Schoos der rechtgläubigen Kirche zurückgeführt worden, oder ob das ihnen auferlegte Glaubensbekenntniß nur Zwang oder Verstellung gewesen, das müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Kurz, aus alle diesem ersieht man, was für elende Kunstgriffe, Verläumdungen, Verfolgungen und andere gewaltsame Mittel die sich selbst für allein rechtgläubig und heilig haltende große Kirche von je her angewandt habe, um eine Lehre, die sie mit Vernunft- und Schriftbeweisen nicht widerlegen konnte, und die doch auf gänzliche Zertrümmerung ihres todten Buchstabens und ihres ganzen halbjüdischen, halbheidnischen Ceremoniendienstes abgesehen war, zu unterdrücken. Diese Unterdrückung gelang ihr auch in so ferne, daß diese Sekte sich nicht weiter öffentlich fortpflanzen konnte; denn dazu war die Macht des Papstes und seiner ganzen für das geistlose Kirchenwesen wie für eine göttliche Sache streitenden Klerisey zu groß, zu eifrigwachsam, zu bigott, und zu genau mit der weltlichen Macht der Fürsten vereinigt. Inzwischen aber pflanzte sich doch dieser die große Kirche verachtende und sich von ihren Fesseln loswindende Geist der christlichen Freyheit und Wahrheit, der mit den Paulicianern aus der Bulgarey zu uns Abendländern herüber kam, immer noch im Stillen und Verborgenen, besonders unter den mittlern und niedrigern Volksklassen, fort, und lebte in den folgenden Jahrhunderten unter den Brüdern des freyen Geistes, den Begharden, Waldensern und Mystikern wieder von neuem auf.

a) Fleury Kirchengesch. LIX. Buch, §. 5.

Geschichte
der
Religionsschwärmereyen
in der christlichen Kirche.

Des dritten Bandes vierte Abtheilung.

Innhalt:

Geschichte der Hierarchie, in dem angeführten Zeitraume.

Digitized by Google

§. I.

Hohes Ansehen der röm. katholischen Kirche; des Klerus über die sogenannten Layen.

Unter dieser vom Fanatismus begünstigten dicken Nacht des Aberglaubens gedeyhten keine Pflanzen besser als das römische System der Hierarchie, und die so vielen aus dem Benediktinerorden hervorsproßenden Zweige von Mönchsgesellschaften. Es würde in unsern Tagen, da die Macht der religiösen Schwärmerey so tief, fast bis zum Lächerlichen und Verächtlichen, hinabgesunken ist, kaum zu begreifen seyn, wie eine blos in der Einbildung bestehende Macht, eine bloße Schimäre über eine so solide, so substantielle Macht der weltlichen Könige und Fürsten Meister werden, sie entwaffnen, und unter ihr fürchterlich drückendes Joch niederbeugen könnte, wenn man die Allgewalt nicht kännte, womit religiöse Schwärmerey, auch vermöge der leersten und eitelsten Phantome auf die Gehirnfiebern schwacher, unwissender und am Geiste gelähmter Menschen zu wirken weiß. Durch was für Schwärmereinbildungen das Ansehen und die Gewalt der sich christlich nennenden Priester und Bischöffe bis zu der Höhe gestiegen sey, auf welcher wir sie jetzt im achten Jahrhundert erblicken, das ist bereits im vorigen zweyten Bande dieser Geschichte erzählt worden. a) Nun werden wir sehen, durch was für Ursachen die Gewalt dieser Hierarchen in ihrem immer höhern Steigen gefördert worden.

a) S. zweyten Bandes dritte Abtheilung §. XXXII. sq. pag. 248. sq.

Einmal gab es in jenen Zeiten wohl kein Wort, das für die damaligen Zeitgenoßen mehr schwärmerische Salbung und magische Kraft gehabt hätte, als die Wörter: die heilige Kirche, Kirchenrechte, Kirchenfreyheit, Kirchengewalt. Wie sehr man mit solchen, wenn gleich sehr dunkeln und unerklärten, Zauberwörtern den Muth und Eifer aller nichtdenkenden Menschen in Flammen setzen könne, dazu geben uns alle Zeitalter, bis auf das gegenwärtige herab, Belege genug an die Hand. Man durfte in jenen Jahrhunderten nur das Wort Kirche nennen, so dachte man sich dabey wohl nichts anders, als eine von Gott angeordnete Gesellschaft oder Versammlung von Bischöffen, Klerikern und Mönchen aller Art, in deren Hände Christus, der höchste Weltregent, die Regierung seines Volkes, und die Ausspendung aller seiner zeitlichen, geistlichen und ewigen Segnungen übergeben habe; dieweil sie vom Geiste Gottes inspirirt und regiert würden, sich auf das Regieren des Volks wohl am besten verstehen müßten; und deren Worten, Gebeten, liturgischen Formeln, Segens- oder Fluchphrasen eine besondere übernatürlich wirkende Zauberkraft von Christo selbst beygelegt worden wäre. Denn solche Schwärmerideen lagen schon bey den Behauptungen eines Cyprians de unitate ecclesiae zum Grunde, und seit der Zeit wurden sie von allen zu einigem Gewicht und Ansehen erhobenen Kirchenlehrern immer mehr in Gang gebracht, entwickelt, mit neuen fanatischen Kraftphrasen ausgeziert, und auf den göttlich installirten Orden der Bischöffe und Kleriker angewandt. Die übrigen zur Kirche gehörigen Menschen wurden dann alle nicht anders, denn als eine eigentliche wahre Heerde von Schafen behandelt und angesehen, über welche der Bischof disponiren und herrschen könnte, wie er nur wollte. Da wurde denn der Abstand zwischen dem Klerus und den sogenannten

Layen immer größer, bedeutender und weiter gemacht; der geistliche Stand, so tief er auch an innerm Werthe sank, hob sich immer höher über den sogenannten weltlichen Stand empor; jener maßte sich immer mehrere Vorzüge, Rechte und Freyheiten an, die ihren Grund nirgends anders, als in dem schwärmerischen Vorgeben der von Christo empfangenen Kirchengewalt hatten; und den weltlichen Ständen wurde von der ihnen gebührenden Achtung, Freyheit und Würde immer mehr entzogen. Der geistliche Stand wurde für so ehrwürdig, so heilig und unverletzlich, wie die Gottheit selbst, die er repräsentiren sollte, gehalten, und jede Verletzung seiner Würde, seiner Rechte und Freyheiten wurde als ein eben so schweres Verbrechen geahndet, wie Hochverrath oder Kirchenraub. Auf solche Art wurde dann die hohe himmlische Glorie, mit welcher die heilige Kirche, als die sogenannte Gespons Christi, umgeben war, immer schimmernder, glänzender und für die Augen des Layenpöbels immer blendender. Daher stieg die Macht und das Ansehen der Bischöffe, besonders der römischen, in diesem Zeitalter bis zu einer Höhe, die noch keine blos weltliche oder politische Macht erreicht hat. Denn weltliche Fürsten mögen wohl Städte, Länder und Königreiche erobern, und unter ihr schweres Joch beugen; aber eine ganze Welt am Gängelbande des Aberglaubens hinzuführen, wohin man nur will; eine ganze Welt mit eitlen leeren Schröcknißen des Fanatismus zu lenken, wie man nur will; und sich nicht nur ihre äußerlichen Gebräuche und Handlungen, sondern sogar ihre Meynungen, Gedanken und Empfindungen unterwürfig zu machen; das vermag nur der über die Einbildungskraft der Menschen selbst unumschränkt gebietende Hierarch.

§. II.

Die übertrieben hohe Meynung, welche die Bischöffe und Priester selbst von der Würde und Macht ihres Amtes hatten.

Hernach mußte freylich auch das so hohe Ansehen, das sich die Bischöffe und Priester zu geben wußten, und die übertrieben hohe Meynung, die sie selbst von der Würde und Macht ihres Amtes hatten, da sie sich nicht nur als die ersten Staatsbedienten und vertrautesten Lieblinge der Gottheit, sondern auch als Mittler und Unterhändler zwischen Gott und den Menschen, als Ausspender von Gottes Gnade und Ungnade, von Vergebung oder Behaltung der Sünden, von Glück oder Unglück, Leben oder Tod, Segen oder Fluch, und als Besitzer der Schlüßel zum Himmel oder zur Hölle ehren ließen, nothwendig auch den tiefsten Eindruck von Ehrfurcht und Unterwürfigkeit auf ein Volk machen, das so unbekend und am Geiste so gelähmt war, daß es sich nicht einmal unterstand, sich auch nur den leisesten Zweifel gegen die Wahrheit solcher Vorgebungen beygehen zu lassen. Solche Bischöffe und Priester mögen freylich, wenn sie von dem Geiste der Kirchenschwärmerey inspirirt waren, es selbst ganz treuherzig geglaubt haben, daß sie das seyn, wofür sie sich ausgaben, und daß ihre Aussprüche, ihre Segensformeln oder Bannflüche, ihre Weihungen und andere solche Gebräuche die magische Kraft hätten, die sie ihnen zuschrieben, denn die Wirkungen davon zeigten sich ja bey dem abergläubischen Volke so unverkennbar, daß niemand daran zweifeln konnte. Waren sie aber nicht selbst Schwärmer; nun so waren sie gewiß auch nicht so ehrlich, daß sie jene falsche Glorie von sich geworfen, und dem armen betrogenen Volke die Täuschung jener heiligen

Firlfanzereyen aufgedeckt hätten; denn dazu waren diese zu vortheilhaft, zu einträglich für sie. Wie hätte denn das Volk dahinter kommen, und die Eitelkeit oder Falschheit jener Vorgebungen entdecken können?

Nachdem einmal das schwärmerische Vorurtheil den ganzen Klerus eingenommen hatte, daß sie im Namen Gottes, der Religion und der heiligen Kirche über alles zu befehlen, und alles, was sich derselben widersetzte, mit ihren Bannflüchen niederzuwerfen hätten, so mußten auch die rechtschaffensten Mitglieder desselben die Meynung annehmen, ihr Stand könne nicht zu groß, zu mächtig und zu furchtbar werden, um durch die Religion und für dieselbe auf alles den entscheidendsten Einfluß zu gewinnen. Die angesehensten Bischöffe behaupteten auf öffentlichen Synoden: Sie hätten ihr Ansehen von Gott durch den Apostelfürsten Petrus erhalten. Daher nannten sie sich auch seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts Bischöffe von Gottes Gnaden. a) Daher erinnerten auch die Bischöffe ihre Regenten und deren Staatsbedienten oft genug an ihre hohe Macht und Würde, da sie von Christo selbst den heil. Geist und mit demselben die Vollmacht zu binden oder zu lösen, Sünden zu behalten oder zu erlassen, empfangen hätten; und machten Anspruch auf das Recht, über jedermann, selbst über die Fürsten, zu urtheilen, da hingegen über sie, als über Götter, nach dem Ausdrucke der heil. Schrift, niemand sich unterstehen dürfte zu urtheilen. b)

§. III.

Angemaßtes Recht der Bischöffe, selbst über Kaiser, Könige und Fürsten zu richten. Die mit dem K. Ludwig dem Frommen vorgenommene Bußtragödie.

Dieses ihnen angemaßte Recht übten die Bischöffe

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 418.

b) ibid. S. 440.

auch in seiner ganzen Strenge, selbst über Kaiser, Könige und Fürsten aus; und obgleich diese im neunten Jahrhundert noch sehr viele bedeutende Rechte über die kirchliche Verfassung besaßen und ausübten, so wurden sie doch auch um eben diese Zeit dem Richteramt ihrer Bischöffe selbst unterwürfig. Denn da man den Fürsten auf so vielen schwachen Seiten wegen Ehesachen, wegen Ungerechtigkeiten, wegen des Besitzes kirchlicher Güter, oder Verschenkung derselben an andere, und hauptsächlich wegen der Meineide, indem alle Verträge beschworen und selten lange gehalten wurden, nur gar zu leicht beykommen konnte, so fanden die Bischöffe oft genug Gelegenheit, ihr Richteramt über Könige und Fürsten auszuüben. Und wer mag sich auch über diese Unterwürfigkeit derselben unter ihre Bischöffe wundern, wenn er siehet, mit was für einer sklavischen Ehrerbietung die Fürsten selbst, bey entstandenen Staatshändeln die Bischöffe auf ihre Seite zu ziehen, und sie zu Schiedsrichtern in ihren Regierungsangelegenheiten zu machen suchten; und mit welch einem kühnen Hierarchenstolz die Bischöffe das ihnen aufgetragene Richteramt und die Entscheidung politischer Streitigkeiten über sich nahmen.

Man erinnere sich z. B. nur, wie schimpflich die Söhne des Kaisers Ludwigs des Frommen, auf Veranstaltung der Bischöffe, mit diesem ihrem armen Vater umgiengen, gegen den sie sich empört hatten, und der nun, von allen den Seinigen verlassen, öffentliche Kirchenbuße thun sollte, um ihn auf solche Art zu den Waffen, wie zur Regierung, unfähig zu machen. Da führte man den armen schwachen Kaiser im Jahr 833 in die Kirche des Klosters St. Medard zu Soißons, streckte ihn dort auf einen Bußsack aus, und ließ ihn da das demüthigende Bekenntniß ablegen; er habe sein Amt unwürdig verwaltet, Gott öfters beleidiget, die Kirche geärgert; und

sey

sey durch seine Nachläßigkeit an vielen Unruhen unter dem Volke Schuld gewesen, wofür er nun öffentlich Buße thun wolle. So demüthigend nun schon ein solches Bekenntniß für den armen Kaiser gewesen war, so schien es doch seinen Bischöffen theils noch zu gelinde, theils zu unbestimmt zu seyn. Sie gaben ihm demnach einen Zettel in die Hand, von welchem er folgende von ihnen darauf bezeichnete Verbrechen ablesen mußte: Er habe Kirchenraub und Mordthat begangen, weil er das seinem Vater vor dem Altar geleistete Versprechen gebrochen, und verstattet habe, daß sein Neffe umgebracht worden sey; durch die aufgehobene, erste, eidlich bestärkte Theilung seines Reichs zwischen seinen Söhnen habe er häufigen Meineid veranlaßt, wofür seitdem beständige Unruhen als Strafen erfolgt wären; in der Fastenszeit habe er, der Würde des Christenthums zuwider, ohne Noth einen Feldzug angestellt und auf den Gründonnerstag einen Reichstag ausgeschrieben; mehrere seiner Getreuen habe er auf die gewaltthätigste Art behandelt, auch Priester und Mönche ungerecht verurtheilt; und überhaupt habe er sein Reich in Verwirrung und Elend gestürzt. Nachdem Ludwig dieses Sündenbekenntniß unter heißen Thränen abgelegt hatte, so gab er das Papier mit dem Sündenverzeichniß den Bischöffen zurück, welche es zum beständigen Andenken auf den Altar niederlegten. Hierauf zog er sein Wehrgehäng, seine Waffen, kurz seine ganze kaiserliche Kleidung aus, ließ sich dafür ein schwarzes Bußkleid, unter Auflegung der Hände von den Bischöffen, wie auch unter Gebeten und Gesängen, anziehen, und wurde sodann in eine Klosterszelle eingeschlossen. a) So wurde das arme Schaaf, Ludwig der Fromme von seinen Bischöffen, im Namen und unter dem so oft

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 62. flg. und Schmids Geschich. der Deutschen 3tes Buch 3. Kap.

misbrauchten Deckmantel der Religion mißhandelt, und ihm dadurch ein Schandfleck angehängt, der ihn, nach den damaligen fränkischen Gesetzen, zur Regierung unfähig machen sollte.

Ein anderes Beyspiel von einem solchen den Bischöffen aufgetragenen Urtheil in Staats- und Regierungsangelegenheiten ist dieses: Als die Söhne dieses so gedemüthigten K. Ludwigs des Frommen, Ludwig und Karl ihren Bruder Lothar im Jahr 842 in einem grossen Reichstheilungsstreit überwunden hatten, und ihn dennoch zu keinem ihnen anständigen Vergleiche bringen konnten, so beschlossen sie, ihre Händel den zu Aachen versammelten Bischöffen vorzulegen, damit diese gleichsam an Gottes Statt (veluti Numine divino) ihr Urtheil darüber fällen möchten. Die Bischöffe nahmen diesen Auftrag gar gerne an, zogen alle Verbrechen, welche Lothar gegen seinen Vater und seine Brüder begangen haben sollte, alles von ihm gestiftete Unheil, auch sogar seine Ungeschicklichkeit zu regieren, vor ihr Forum, und fällten das Urtheil über ihn: er habe die Schlacht, in der er von Ludwig und Karln überwunden worden, durch ein gerechtes Gericht Gottes verloren, und Gott hätte nun das Reich seinen bessern Brüdern zu regieren übergeben. Doch durften diese die Regierung nicht eher antreten, als bis sie den Bischöffen öffentlich angelobt hatten: sie wollten nicht nach dem Exempel ihres Bruders, sondern nach Gottes Willen regieren. Nachdem diese Zusicherung von ihnen gegeben war, so thaten die Bischöffe den Ausspruch: „Wir ermahnen euch, und befehlen unter göttlichem Ansehen, daß ihr das Reich nach „Gottes Willen regieren sollt.“ — Nach Gottes Willen? Das war leicht zu erklären; nämlich nach dem Willen derer, die sich für Dollmetscher des göttlichen Willens ausgaben, der Bischoffe! Auf solche Art mußte das An-

ſehen und die Gewalt dieſer Kirchenoberſten nothwendig über alle Maaßen vergrößert und erhöhet werden, da ſie über alle Menſchen, ſelbſt über Könige, richten konnten, aber, wie ſie es oft genug einſchärften, von niemanden gerichtet werden durften. Da mußten alſo alle weltliche Stände, die ganze Nation überhaupt mit ihrem Fürſten zurück treten, ſobald ſich — die vermeinte Stimme Gottes durch die Biſchöffe hatte vernehmen laſſen. a) — Noch mehr, auf einer Synode, welche im J. 859 von den Biſchöffen der drey Reiche Karls des Kahlen, und ſeiner beeden Neffen Lothars und Karls, Königes von Provence, in Gegenwart dieſer Fürſten zu Toul gehalten wurde, ſagten es dieſe Kirchenmagnaten nicht nur ihrem Landesherrn ins Geſicht, daß ſie ihre Oberaufſeher wären, ſondern empfingen auch von denſelben ſelbſt ein Geſtändniß der Unterwürfigkeit. Es wurde auf dieſer Synode beſchloſſen, daß die Biſchöffe unter einander vereiniget bleiben, und mit gemeinſchaftlichem Rath und Beyſtand die Könige, die Großen, und das ihnen anvertraute Volk im Herrn regieren und beſſern ſollten. Und da die meiſten Reichsſtände Ludwig den Deutſchen herbeygerufen, und ihn anſtatt des Karls des Kahlen zum Herren angenommen hatten, ſo führte dieſer folgende Klage darüber: „Von dieſer königlichen „Hoheit durfte mich doch niemand herabſtoſſen, wenig„ſtens nicht ohne von den Biſchöffen verhört und ge„richtet worden zu ſeyn (ſine audientia et judicio „episcoporum,) durch welche ich zum Könige geweiht „worden bin, und welche die Thronen Gottes genannt „werden, auf welchen Gott ſitzt, und durch welche er „ſeine Urtheile ausſpricht; deren väterlichen Verweiſen und

a) Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Thl. XXII. S. 442. ſq.

„züchtigenden Urtheilen ich bereit bin, mich zu unterwerfen, und gegenwärtig unterworfen bin.“ a) So konnte ein Kaiser sprechen, der doch noch das Recht besaß, seine Bischöffe zu ernennen, sie in der gehörigen Zucht und Ordnung zu erhalten, ihnen Gesetze vorzuschreiben, ihre Kirchenversammlungen zu berufen, und den darauf gefaßten Schlüßen seine Bestätigung entweder zu ertheilen oder zu verweigern! Ein Recht, das nun freylich durch die von den Bischöffen vorgegebene Gottesstimme sehr gelähmt war!

§. IV.

Durch den Alleinbesitz der Gelehrsamkeit bahnen sich die Kleriker den Weg zu den höchsten politischen Aemtern und Ehrenstellen. Ihre Sende. Die Haußkaplane oder Clericiones großer Herren.

Ueberdies verschafte aber auch der Alleinbesitz der freylich sehr dürftigen Gelehrsamkeit, darinnen sich die Welt- und Ordensgeistliche befanden, denselben viele Gelegenheit, ihr Ansehen und ihre Macht zu vergrößern. Denn da die Wissenschaften, sogar auch die Fertigkeit im Lesen und Schreiben, in den Abendländern unter den Layen eine große Seltenheit, hingegen fast ein ausschließendes Eigenthum des Klerus wurden; so mußte man bey allen öffentlichen Verhandlungen, Verträgen, Rechtshändeln und andern politischen Geschäften eben immer einen Kleriker oder Mönch zur Seite haben, der die schriftlichen Aufsätze, die meistentheils in lateinischer Sprache abgefaßt wurden, ausfertigen konnte. Dadurch gewannen diese natürlicher Weise einen sehr entscheidenden Einfluß auf die Lenkung und Anordnung aller nicht nur kirchlicher sondern auch politischer und bürgerlicher Angelegenheiten.

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 450. sq.

Auf dieſem Wege fanden inſonderheit die Biſchöffe, welche ſeit den erſten chriſtlichen Kaiſern immer fleißig bey Hofe erſchienen, zuletzt gar Reichsſtände wurden, a) und daher an allen öffentlichen Staatsangelegenheiten großen Antheil nahmen, den Eingang in die Hofkanzleyen, und wurden auf ſolche Art Cancellarii und Archicancellarii. — Ja, um die Mitte des eilften Jahrhunderts waren inſonderheit die deutſchen Biſchöffe ſchon alles, was ſie nur werden konnten, Grafen, Herzoge und Fürſten; und während der Minderjährigkeit des K. Heinrichs des Vierten kam ſeine Erziehung und die Verwaltung der deutſchen Reichsgeſchäfte vornämlich auf die Biſchöffe an. b) Bey ihren Kirchenverſammlungen wurde ſchon zur Zeit der Carolinger nicht nur über Kirchenſachen, ſondern, in Gegenwart der Könige und der vornehmſten weltlichen Reichsſtände, auch über Reichsangelegenheiten deliberirt. Die Gerichtsbarkeit der Biſchöffe erſtreckte ſich nicht nur über kirchliche ſondern auch über ganz bürgerliche Händel und Angelegenheiten, ja, unter den Carolingern wurde ihnen ſogar eine Art von Criminalgerichtsbarkeit auch über die Weltlichen beygelegt. c) Ihre Bauern und Güter wurden von der Gerichtsbarkeit der Grafen und anderer weltlichen Richter losgeſprochen, und von allen Laſten und Abgaben befreyt. Vor ihre Sende (Synoden) konnten ſie berufen, wenn ſie nur wollten, und, da es noch gar nicht beſtimmt war, was für den weltlichen oder für den geiſtlichen Gerichtshof gehörte, ſo konnten ſie ſehr leicht alle Arten von Verbrechen vor ihr Forum ziehen, weil ſie im Grunde alle gegen das eine oder gegen das andere Gebot des Dekalogus

a) S. dieſe Geſchichte 2ten Bandes 3. Abthlg. §. XL.
b) Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Thl. XXII. S. 475, 476.
c) Schmids Geſch. der Deutſchen. 3tes Buch. 13tes Kap.

stritten. Bey diesen Senden, einer Art von Sittengerichten, welche die Bischöffe bey ihren jährlichen Kirchenvisitationen hielten, mußten sich alle Einwohner des Kirchensprengels bey schwerer Strafe einfinden, und nach einem zuvor abgelegten Eide alles anzeigen, was an ihrem Wohnorte gegen den Willen Gottes oder gegen das rechte Christenthum, wie man es damals verstand, verübt worden sey. Bey der Vollstreckung ihrer Verordnungen und Strafen stand ihnen die weltliche Macht der Grafen und Statthalter, ja die königliche Macht selbst, zu Gebote.

Alle solche Machterweiterungen waren nichts anders als eben so viele Folgen von dem schwärmerischen hohen Ansehen, zu dem sich die Bischöffe und Priester, vermöge ihrer heiligen Weihe, erhoben hatten. Diese Einweihung des Priesterstandes, und die dadurch ertheilte Kraft und Würde wurde auch für so inhärent und unvertilgbar gehalten, daß selbst ein Agobard, dieser sonst so eifrige Bekämpfer des Aberglaubens, behauptete, „die „hohe Würde der christlichen Priester verliere durch ihr „schlechtes Betragen nichts und ihr Amt sey auch bey „ihnen noch kräftig.“ Dabey bedachte man aber nicht, daß diese den Priestern ertheilte Weihe nothwendig bis zur tiefsten Verachtung hinabsinken mußte, wenn es etwa dem Manne, der da zum Priester geweihet wurde, an innerer Würde fehlte. Daher klagt eben dieser angeführte Schriftsteller darüber, daß fast jeder angesehene reiche Mann, um sich die Besuchung des öffentlichen Gottesdiensts zu ersparen, seinen eigenen Hausgeistlichen halten wollte, nicht um ihm zu gehorchen, sondern um sich von ihm in häuslichen Verrichtungen, bey Tische, im Keller, auf der Jagd, oder wenn die Frau zu Pferde steigt, und auf dem Acker bedienen zu lassen. Da verlangten denn solche angesehene Herrn von den Bischöffen,

sie sollten den ersten besten ihrer Knechte zum Priester weihen, der ihnen zu Hause eine Meße lesen könnte; und einen solchen Priestersknecht nannten sie dann spottweise nur ihren *Clericionem.* a)

§. V.

Fortdauer der Glaubenswuth in reicher Beschenkung der Kirchen und Klöster. Die Bischöffe und Aebte werden dadurch endlich Herzoge, Grafen, Markgrafen und Fürsten.

Auch die Glaubenswuth, als ob man durch Beschenkung der sogenannten Kirche d. h. der Bischöffe, Priester und Mönche die Gottheit selbst gleichsam bestechen, und ihre höchste Gunst, Vergebung aller Sünden ja die ewige Seligkeit gewinnen könnte, wurde in diesen Jahrhunderten von dem Klerus auf das sorgfältigste unterhalten, und trug zur Vergrößerung seines Ansehens und seiner politischen Macht nicht wenig bey. b) Nach dem Ausspruche eines sehr angesehenen Erzbischofs Hinkmars von Rheims sollte der heil. Geist selbst durch fromme Männer gelehrt haben, daß die der Kirche geschenkten Güter Gott dargebrachte Geschenke wären, an denen man sich nicht vergreiffen könne, ohne der Verdammniß schuldig zu werden. c) Daher erklärte auch die Kirche, die sich bey dem Besitze der vielen ihr geschenkten zeitlichen Güter so herrlich wohl befand, im geraden Widerspruch gegen ihren sonst behaupteten Grundsatz von der Verdienstlichkeit einer freywilligen Armuth, alle ihre Besitzungen und Einkünfte für ein unverletzliches Heiligthum und Eigenthum des Herrn. Und wer der sogenann-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 474.

b) Die Entstehung dieses Schwärmerwahns Siehe 2ten Bandes 3te Abtheilung. §. XLI. u. XLII.

c) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 422.

ten Kirche recht viel ſchenkte, der konnte ſicher darauf rechnen, wenigſtens nach ſeinem Tode, in den Chroniken der Pfaffen und Mönche, unter die Frommen und Heiligen gezählt zu werden, wenn er auch übrigens der größte Schurke geweſen war. Wer hingegen die der Kirche geweyhten Güter antaſtete, oder ſie ihr ſtreitig machte, der ward nicht nur mit ihrem Banne, ſondern auch mit allerley zeitlichen und ewigen Strafgerichten Gottes bedrohet. Die nimmer zu ſättigende Kirche erklärte einen ſolchen Eingriff in ihre Rechte und Güter für Kirchenraub, und einen größern Frevel, ein abſcheulicheres Verbrechen als dieſes, konnte man ſich nicht denken. Wenn daher ein ſolcher Fürſt, der die heilige Kirche nicht im ruhigen Beſitze aller ihrer Rechte und Güter ließ, oder ſeinen Großen die Störung derſelben geſtattete, etwa mit einer ſchweren Krankheit, oder ſein Gebiet mit allerley Landplagen heimgeſucht wurde; wenn die alles verheerende Normänner ins Land einfielen; ſo war dies, nach dem Vorgeben der Geiſtlichen nichts anders, als ein gerechtes Strafgericht Gottes, das nicht anders abzuwenden wäre, als durch Widererſtattung der der Kirche geraubten Güter, und durch genauere Beobachtung der Kirchengeſetze. — Seine Anſprüche auf den Zehnten von allen Landesprodukten gründete der Klerus, wie bis daher, noch immer auf das Moſaiſch-Levitiſche Geſetz, das für eine göttliche Verordnung angeſehen ward, und behauptete alſo, Gott ſelbſt habe allen denen, die am Altar dienen, eine ewig Rechtskräftige Anweiſung auf alle ſolche Erzeugniſſe des arbeitſamen Landmanns gegeben. Wenn aber der Landmann etwa bey der Entrichtung dieſer ihm ſo beſchwerlichen Abgabe Unterſchleife ſpielte, ſo hieß es, bey entſtehendem Mißwachs der Getraidefrüchte: „da ſehe man's, „der Teufel habe die Aehren ausgefreſſen, weil der Zehnte nicht pünktlich entrichtet worden ſey.“

Ja, in Deutschland insonderheit war diese Schenkungssucht der Großen und Mächtigen so ungemäßigt und verschwenderisch, daß sie nach der Behauptung eines sehr scharfsinnigen Geschichtforschers, a) ungleich mehr zum Schaden des deutschen Reiches ausschlug, als der größte Zuwachs der weltlichen Fürsten an Ländern und Einkünften. Denn, je mehr sich die Bischöffe fühlten, desto geneigter wurden sie, sich unter einander oder mit dem Pabste gegen die Kaiser zu verbinden; sehr viele Reichsgüter, die einmal an die Kirche gekommen waren, kehrten niemals an den Staat wieder zurück; und dieser ihn merklich entkräftende Verlust, die Eifersucht der weltlichen Großen, der Trotz und die unersättliche Habsucht des höhern Klerus mußten nothwendig sehr viele Verwirrungen und Händel im deutschen Reiche hervorbringen.

Kurz, diese Glaubenswuth gieng auf Seiten der Reichen und Mächtigen, so weit, und wurde für die Kirchen und Klöster eine so ergiebige Fundgrube, daß sie von jenen nicht nur einzelne kleine Ländereyen, Aecker, Zehnten und andere solche Einkünfte, sondern auch ganze, große Städte und Dörfer, Grafschaften, Burgen, Festungen, königliche Zölle, Münzgerechtigkeiten, und andere solche landesherrliche Rechte geschenkt bekamen. Insonderheit soll Kaiser Otto der Große in dieser aufs höchste getriebenen Freygebigkeit alle seine Vorgänger übertroffen haben, daher ihr dann der Name Ottonismus beygelegt wurde. — So wurden diejenigen, welche ihre Mitchristen nur belehren, nur ermahnen, ihnen mit Rath und Trost beystehen, und Vorbilder ihrer Heerden seyn sollten, die weltliche Herrn derselben, Herzoge, Grafen, Markgrafen, Fürsten, die nicht nur über ihre Unterthanen regierten und ihnen das Recht sprachen, sondern

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 589.

auch öfters, als Vasallen des Königes, von dem sie ihre Lehngüter empfangen hatten, mit zu Felde zogen; Fürsten, die an ihren Höfen, um das Heil der menschlichen Seelen unbekümmert, recht königlich schwelgten und praßten, und von einem sehr glänzenden Gefolge von Hofschranzen, Hofmarschällen, Hofjägern, Hofstallmeistern, Mundschenken, Kammerherrn u. d. gl. umgeben waren. So mußte das blos moralische, geistige Reich Christi endlich doch noch, seinem Institute gerade zuwider, in ein weltliches Reich umgeschaffen werden; in ein Reich, dessen Verfall und Auflösung man heutzutage immer mehr entgegen siehet, weil keine Pflanze, die sein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, in die Länge bestehen kann.

§. VI.

Unter allen diesen Kirchenregenten erheben sich endlich die Bischöffe zu Rom bis zum höchsten Gipfel der Alleinherrschaft und Allgewalt.

Jedoch, diese Kirchenregenten, die Bischöffe, Erzbischöffe, Aebte, Kleriker und andere wurden endlich alle, bis auf einen einzigen, nämlich bis auf den Patriarchen zu Konstantinopel, dem sich immer mehr erhebenden Petersstuhle zu Rom unterworfen. Denn den Bischöffen zu Rom wurde es durch ihre Lage viel leichter gemacht, nach und nach eine geistliche Universalmonarchie zu errichten, als denen zu Konstantinopel. Den Bischöffen zu Rom war der weltliche Monarch nicht so nahe, daß er sie in dem Falle, daß sie seinen Befehlen nicht gehorchen, oder mit seinen Regierungsplanen nicht harmoniren wollten, ihres Bischoffsstuhls hätte entsetzen, und einen andern darauf erheben können. Wenn da auch zuweilen ein abendländischer Kaiser einen Bischof zu Rom, der ihm zuwider war, seiner Würde berauben und einen

andern damit bekleiden wollte, so ergriffen die Römer entweder die Parthie des abgesetzten Bischoffs, oder wählten sie einen andern nach ihrem Gefallen. Und so bekam die Kirche, statt eines, zwey oder drey Oberhäupter, die sich mit einander um den Primat zankten, wobey der Kaiserliche Pabst nicht immer den Sieg davon trug. Zu Konstantinopel hingegen, — da mußte der mehr von der kaiserlichen Hofluft abhängende Patriarch, wenn er etwa sich nicht nach den Absichten seines Monarchen, des griechischen Kaisers, richten wollte, von seinem Patriarchenstuhle herab, und in sein stilleres Kloster zurückwandern, ohne daß sich jemand seiner annahm, oder dem vom kaiserlichen Hofe neukreirten Patriarchen zuwider war. Dagegen hatte der Konstantinopliſche Patriarch im Verhältniß gegen den Römischen den Vortheil, daß er sich unter den Fittigen des griechischen Kaisers gegen die immer stolzere und trotzigere Anmassungen des Bischoffs zu Rom desto leichter bey seiner Würde und Unabhängigkeit behaupten konnte.

Die Ursachen aber, woraus man sich die Entstehung und das Anwachsen einer so stupend hohen und fürchterlichen Macht, wie die des Bischoffs zu Rom war, erklären kann, sind schon im zweyten Band dieser Geschichte a) ausführlich genug angezeigt worden. Wir haben dabey wahrgenommen, daß das schwärmerische Vorgeben der dem Apostel Petrus von Christo aufgetragenen, und auf seine Nachfolger zu Rom angeblich fortgeerbten Vollmacht zu binden oder zu lösen, d. h. nach der römischen Exegetik, über die ganze Kirche Christi willkürlich zu herrschen, immer die Haupttriebfeder bey dem enormen Steigen der römischen Bischoffsmacht war. Bey dieſer so glücklichen Erfindung der Schwärmerey brau-

a) S. zweyten Bandes 3te Abthlg. §. XLIII — XLVI.

chen wir uns nun das so hohe Wachsthum dieser Macht nicht aus einem von irgend einem herrschsüchtigen Schlaukopf angelegten, und mit allen nachfolgenden Päbsten zu Rom verabredeten Entwurf einer Universalmonarchie zu erklären. Denn, sobald einmal der Erzschwärmer und Mönch Hieronymus die römischen Bischöffe auf den stolzen Gedanken gebracht hatte, der Stuhl des heil. Petrus zu Rom sey über alle andere Bischoffsstühle in der Welt erhaben, so bald fuhr auch der Geist einer ganz ungemäßigten Herrschbegierde in alle, welche diesen Stuhl in Besitz nahmen, und trieb sie alle zu dem gemeinschaftlichen Ziel einer stets höhern Erhebung ihrer Macht und Oberherrschaft, zuerst nur über die andern Kirchenbischöffe, zuletzt aber auch über weltliche Könige und Fürsten, hin. So, wie da nur einer auf den andern folgte; so gieng auch von dem einen auf den andern der Gedanke über: Sie seyn nun die Nachfolger des Apostelfürsten, des heil. Petrus, dem Christus vor den übrigen Aposteln so hohe Vorzüge, die Schlüssel des Himmelreichs, übergeben; den er zu seinem Statthalter auf Erden gemacht; auf den er seine Kirche gegründet, und dem er alle seine Schaafe zu weiden, das hieß, nach ihrem Sinn, zu beherrschen anvertraut habe; und als Nachfolger dieses so hoch erhobenen Apostels hätten sie nun alle seine Rechte und Vorzüge, mit allen daran gehängten Folgerungen, auf eine ganz rechtmäßige Art geerbt. Ja, an der Richtigkeit dieses Grundsatzes zweifelten sie selbst so wenig, daß viele unter ihnen sich einbildeten, sie seyn schon eben dadurch, daß sie Petri Stuhl in Besitz genommen hätten, zu ganz untrüglichen und heiligen Menschen gemacht worden; daß sie den Ruhm ihrer Heiligkeit gar nicht mehr von einem sittlich guten und frommen Leben, sondern allein von ihrer Pabstwürde ableiteten; und daß der so berüchtigte Pabst Hildebrand

oder Gregor VII. zu einer Zeit, da schon die allerschändlichsten Lasterknechte den Petrusstuhl vor ihm entweyhet hatten, in seinen Diktaten ausdrücklich behauptete: „der „römische Pabst werde, wenn er kanonisch gewählt wor„den, schon durch die Verdienste Petri ganz unstrei„tig heilig.“ — Eine der ersten Spuren von Uebertragung fremder Verdienste auf andere, — oft ganz Unwürdige und Lasterhafte! So giengen die römischen Bischöffe alle, von einem und eben demselben Geiste der Schwärmerey getrieben, auch in diesem Zeitraume, immerhin mit unverwandten Augen und angestrengten Kräften auf ein und eben dasselbe Ziel der höchsten Alleinherrschaft über die ganze Christenheit los!

§. VII.

Die Stufen, auf welchen sich die röm. Päbste auf diesen Gipfel der Macht erhoben, summarisch angezeigt.

Bey diesem unter den Bischöffen zu Rom erblich fortgepflanzten, und von dem Fanatismus der Zeit äußerst begünstigten Geist der Herrschbegierde, war es denn kein Wunder, wenn diese Bischöffe in dem Zeitraum, darinn wir jetzt stehen, mehr als jemals die ungeheuersten Fortschritte zur Alleinherrschaft über Kirche und Staat machten. Einmal, die unächten Dekretalen, womit sie das ganze bisherige Kirchenrecht umkehrten oder veränderten; die Vernichtung der Rechte der Metropolitanen und ihrer Provinzialsynoden, die eigenmächtigen Absetzungen der Bischöffe; die vielen Apellationen, welche sie von allen Gegenden her an sich zogen; hernach der Antheil, den sie, durch die Fürsten selbst aufgefodert, an Besetzung der königlichen Thronen nahmen; die Schlauheit, womit sie insonderheit die Schwäche der Carolingischen Fürsten, und ihre so

verwirrten Händel zu benutzen wußten; die Rechenschaft, welche sie den Fürsten wegen ihrer Regierungssachen abfoderten, der Bann, mit dem sie ihnen droheten, und der wohl gar zum Verlust ihrer Thronen führen konnte; die Politik, womit sie sich von der Wahl und Bestätigung der Kaiser, ihrer gebornen Oberherrn, zu befreyen suchten; und dann, das angemaßte Recht, die Kaiserkrone und mit derselben zugleich die Kaiserwürde dem ihnen gefälligen Mitwerber zu ertheilen; endlich auch noch die neuen Erwerbungen, die sie in diesen Jahrhunderten an Städten und Ländereyen machten, nebst der Lehensoberherrschaft, welche sie sich über die Normännischen Fürsten verschafften; a) das waren gleichsam eben so viele diesen Zeiten ganz eigene Stufen, auf welchen sie sich zur höchsten Gewalt emporschwangen. Von den besondern Mitteln aber, die sie dabey anwandten; und von den Reitzungen und Aufmunterungen, wodurch sie zur immer größern Erweiterung ihrer Macht gleichsam aufgefodert wurden, wollen wir jetzt nur noch einige Beweise anführen.

§. VIII.

Die Päbste zu Rom wagen die kühnsten Eingriffe sowohl in die Rechte der Kaiser und Könige, als auch in die Rechte der andern Bischöffe.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts, da die Kirchenverfassung noch mehr aristokratisch war, ragte der Bischof zu Rom noch nicht sehr weit über seine andere Collegen, die Bischöffe in andern Hauptstädten, empor. Jener konnte für sich allein noch nichts entscheiden, sondern mußte auch, wie die andern, zur Untersu-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 396.

chung wichtigerer Angelegenheiten, ſeine Kirchenverſammlungen zuſammenberufen. Die Biſchöffe der Deutſchen und Franken warteten auch nicht auf das Urtheil ihres römiſchen Collegen, ſondern hielten, wo ſie es nöthig fanden, ihre eigene Concilien, auf welchen ſie ihre Freyheit im urtheilen noch ziemlich unbeſchränkt ausübten, und oft Schlüſſe abfaßten, die jenem gar nicht anſtändig waren. Ueberdies beſaßen auch die Kaiſer, Könige, und andere weltliche Regenten noch das Recht, in ihren Gebieten Kirchenverſammlungen zuſammen zu berufen, und den Vorſitz auf denſelben zu führen; und die Concilienſchlüſſe erlangten ihre geſetzliche Kraft erſt durch die Beſtätigung der Landesherrn. a) Aber die römiſchen Biſchöffe wußten ſich von dieſen ihrem Sterben nach Alleinherrſchaft gar beſchwerlichen Feſſeln bald genug los zu machen. Den erſten Beweis hievon gaben ſie durch Abnehmung des Eids der Treue, den nicht nur die erſte Mißionarien, ſondern auch die nachfolgenden Biſchöffe in Deutſchland, Frankreich, Spanien und an andern Orten dem Petersſtuhle zu Rom ablegen mußten, da ſie bey dem Leichnam des heil. Petrus angelobten, ſie wollten dem Pabſt in allen Stücken gehorchen, und alle ihre Handlungen zum Vortheil ſeiner Kirche — (nicht der Kirche Chriſti?) — einrichten; und, wo ſie dieſes nicht thäten, ſo wollten ſie des ewigen Gerichts ſchuldig ſeyn, und ſich der Strafe des Ananias und der Sapphira unterwerfen. — In den nachfolgenden Zeiten, beſonders nach Karls des Großen Tode, lieſſen ſich die Kaiſer und Könige nach und nach immer mehr von dem Recht, das ſie in Kirchenſachen hatten, entziehen; und die Päbſte, durch die fromme aber unkluge Nachgiebigkeit der Könige aufgemuntert, wagten immer kühnere Eingriffe in die Rechte derſelben.

a) S. Mosheims Kirchengeſch. Th. II. S. 59. §. 16.

Auch den Biſchöffen wurde von ihren vorher ausgeübten Rechten eines nach dem andern, beſonders mit Hilfe der falſchen Dekretalen, wovon wir nun bald reden werden, geſchmälert, beſchränkt, oder ganz und gar entriſſen. Die Beſchlüſſe ihrer Provinzialſynoden ſollten nun ſchon nichts mehr gelten, wo nicht das päbſtliche Siegel daran hieng. Ja, die Päbſte wollten, daß ſolche Synoden nicht anders als auf ihren Befehl ſollten zuſammen berufen werden, und daß beede Theile, deren Zwiſtigkeiten darauf unterſucht würden, das Recht haben ſollten, vor und nach dem geſprochenen Urtheil nach Rom zu appelliren. Sie verordneten, ein jeder Metropolitan, der nicht drey Monate nach ſeiner Weihung ſein Glaubensbekenntniß an den Pabſt einſenden, und ſich das Pallium, — ein neues Mittel, die Biſchöffe von Rom abhängig zu machen — von ihm erbitten würde, ſollte ſeines Amts verluſtig ſeyn, bis er jene Erfoderniſſe leiſtete. a) Alle ſolche Anmaſſungen aber leiteten ſie immer von der dem Apoſtel Petrus von Chriſto übertragenen Vollmacht des Kirchenprimats ab. Denn nun ſuchten die römiſchen Päbſte die Meynung erſt recht allgemein und herrſchend „zu machen: „die Nachfolger des heil. Peters zu Rom „ſeyn von Jeſu Chriſto ſelbſt zu Geſetzgebern und Richtern „ſeiner ganzen Kirche verordnet worden; von ihnen hät„ten alſo alle Biſchöffe in der Welt ihre ganze Macht „und Würde empfangen; folglich ſeyn dieſe blos die Vi„karien des Biſchoffs zu Rom, und gelten nur ſo viel, „als dieſer ſie wollte gelten laſſen. Auch könnten die bi„ſchöffliche Kirchenverſammlungen ohne des heiligen Va„ters zu Rom ſeine Einwilligung und Beſtätigung nichts „Rechtskräftig beſchlieſſen u. ſ. w.“ Ein Vorgeben, das offen-

a) Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Th. XXII. S. 142, 211.

offenbar darauf abzielte, alle Bischöffe und alle bischöffliche Anordnungen von dem Urtheil des römischen Papa abhängig zu machen!

§. IX.

Mehrere Bischöffe in Frankreich und Deutschland widersetzen sich noch den Anmaßungen der römischen Päpste.

Diesen Anmaßungen des römischen Papstes widersetzten sich nun zwar noch manche über ihre hergebrachten Rechte wachsamen Bischöffe, besonders in Frankreich und Deutschland. So schreibt insonderheit Hinkmar, ein Erzbischoff zu Rheims, der dem Papste die bischöfflichen Rechte schon bey einer andern Gelegenheit vorerklärt hatte a), im J. 870 bey Gelegenheit eines Reichstheilungsstreits an den Papst Adrian II, der Hinkmars Gegenparthey ergriffen hatte, unter andern folgende sehr derbe Vorstellungen: „Sagt dem Papst, er könne nicht zugleich Kö„nig und Bischoff seyn; seine Vorgänger hätten nur über „Dinge verordnet, die ihnen zugestanden hätten, nämlich „über geistliche Sachen, aber nicht über Staatsangele„genheiten, die dem König allein zustehen; er solle also „auch den Franken keinen König aufdringen, der sie nicht „vertheidigen und ihnen nicht helfen könne; dieses Joch „hätten seine Vorgänger ihren Vorfahren nicht aufgelegt; „sie könnten und wollten es auch nicht tragen, weil sie „aus der hl. Schrift wüßten, daß sie für ihre Freyheit „und Erbschaft bis zum Tode streiten müßten. Wenn „ein Bischoff einen Christen gesetzwidrig excommunicire, „so hebe er seine Gewalt zu binden selbst auf; er könne „keinem das ewige Leben nehmen, wenn ihm seine Sün„den nicht dasselbe nähmen. Auch schicke es sich für kei-

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. 148. sq.

„nen Biſchoff, einen nicht unverbeſſerlichen Chriſten; da„rum, weil er ein irdiſches Reich erworben habe, des „Namens eines Chriſten zu berauben, oder ihn in die „Geſellſchaft des Teufels zu ſtellen. u. ſ. w. a)“ Noch nachdrücklicher ſprachen die galliſchen Biſchöffe in der Ehe-ſcheidungsſache Lothars und der Theutberga, mit dem Papſte zu Rom: „Du willſt uns, ohne einmal unſer „eigenes Bekenntniß anzuhören, blos nach deiner tyranni„ſchen Wuth und Willkühr verurtheilen; aber wir neh„men dein ſchlechtes, unverſtändiges, den Kirchengeſetzen „entgegengeſetztes Urtheil gar nicht an, vielmehr verachten „wir es, und wollen mit dir, dem Patronen der mit „dem Anathema Belegten, gar keine Gemeinſchaft haben; „zufrieden mit der Gemeinſchaft der ganzen Kirche, über „welche du dich trotzig und mit Verachtung erhebſt. Wir, „die wir deine Argliſt und aufgeblaſene Macht ſchon er„fahren haben, wir geben dir und deinem Trotze nicht „im Mindeſten nach b)“.

Aber nichts war dieſen Biſchöffen ſo ſehr zuwider, als die häufige Appellationen nach Rom, da ein jeder von ſeinem Metropolitan gezüchtigte unordentliche Prieſter oder Diöceſanbiſchoff nach Rom gehen oder ſchicken konnte, und dort gemeiniglich das offenſte und willigſte Gehör fand. Dagegen behaupteten ſie, der Papſt ſollte keine Appellation ohne ihr Vorwiſſen annehmen, und über keine Sache oder Perſon ein entſcheidendes Urtheil fällen, ohne ſich vorher mit ihnen darüber zu verſtändigen; er ſollte Sachen, die in ihre Provinzen oder Kirchenſprengel gehörten, auch in denſelben durch ſeine Abgeordnete unterſuchen laſſen, oder wenn er ſie zu Rom unterſuchen wollte, aus ihrer Mitte Abgeordnete, die der Sache kundig wä-

a) Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Thl. XXII. S. 172. ſq.
b) S. Mosheims Kirchengeſch. Thl. II. S. 163. ſqq. not. r.

ren, dahin berufen. Eine Foderung, die gewiß eben so vernünftig und billig, als den bisher bestehenden Kirchengesetzen gemäß war. — Eben so war auch das öftere Wandern der von den Bischöffen excommunicirten Kirchensünder nach Rom, um sich dort von dem Papste absolviren zu lassen, und die ihnen ertheilte Absolution ein Mißbrauch, wodurch alle gute Ordnung und Kirchenzucht nothwendig gelähmt und aufgehoben werden mußte, besonders wenn der Papst sich gar nicht nach den Gründen und Ursachen des bischöfflichen Bannes erkundigte. Auch diesem Mißbrauche setzten sich daher besonders die gallischen Bischöffe mit männlichem Muthe entgegen, und erklärten es für eine große Narrheit, nach Rom zu gehen, und sich dort, in der Meynung, der Papst könne alle Sünden vergeben, die Absolution geben zu lassen. Eine solche Sündenvergebung sey unnütze. Die Sünder seyn schuldig, zuerst die von ihrem Priester ihnen auferlegte Buße zu erfüllen, und wenn sie sodann nach Rom gehen wollten, so müßten sie nur auch eine Erlaubniß dazu von ihrem Priester und ein Schreiben desselben an den Papst mit sich nehmen. Denn Sünder könnten nur von ihrem eigenen Bischoff oder Priester aufgelößt oder gebunden werden, aber nicht von einem Auswärtigen, der ihres Verbrechens nicht kundig wäre a).

§. X.

Die häufigen Appellationen nach Rom geben den dortigen Päpsten die erwünschteste Gelegenheit, ihre erhabene Macht noch mehr zu vergrößern.

Allein, alle solche Protestationen der Bischöffe gegen die alle ihre bisherigen Kirchenrechte zu Boden tretende

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 459. ff.

Macht des Papstes waren nichts, als die letzte Anstrengung ihrer sterbenden Freyheit, und konnten von keiner langen Dauer oder bleibenden Wirkung seyn. Denn, wenn auch einige im Gefühl des Unrechts, das ihnen angethan wurde, sehr laute Klagen und Einwendungen dagegen erhoben, so waren immer wieder andere da, deren Interesse es erfoderte, den römischen Papa auf ihre Seite zu ziehen, und ein für sie günstiges Urtheil von ihm zu erschleichen. Da wirkte, wie es so oft zu gehen pflegt, das Privatinteresse der Einzelnen immer stärker, als der Eifer für die gemeinsamen Vorrechte des ganzen Standes. Wenn da irgend einer von ihnen bey seinem Metropolitan wegen einer illegalen Handlung angeklagt, und von ihm oder von seiner Provinzialsynode gerichtet wurde, so appellirte er, mit dem Urtheil seines Metropolitans unzufrieden, nach Rom, in der Hoffnung, seiner schlimmen Sache dort eine günstigere Wendung zu geben; und unter dem Vorwande, er hätte sein Pallium von niemand anderm, als von dem heiligen Papa zu Rom, empfangen, von diesem könnte er also auch allein gerichtet werden. Suchte einer irgend ein ihm angelegenes Vorhaben durchzusetzen, oder einen Zweck zu erreichen, so gieng er, wenn es ihm zu Hause nicht gelang, nur nach Rom. Gab es irgendwo eine zwiespältige Kaisers- oder Bischoffswahl, so wandte sich die eine oder die andere Parthie nur nach Rom, und machte den heil. Vater zu ihrem Schiedsrichter. So gaben die Bischöffe selbst mit ihren häufigen Appellationen nach Rom ihrem dortigen Kollegen recht die allererwünschteste Gelegenheit, ihnen allen sein hierarchisches Joch über den Hals zu werfen, und sie unter seine Befehle und Aussprüche niederzubeugen. Denn durch solche Appellationen gestanden sie ihm ja selbst das Recht zu, das er sich über sie anmaßte, nämlich in allen ihren streitigen Fällen und Händeln zu entscheiden, folglich

ihr Richter und Oberherr zu seyn. Dabey krochen die Bischöffe zuweilen so knechtisch-demüthig um den erhabenen Petersstuhl herum, daß eine mehr als päpstliche Selbstverläugnung dazu gehört hätte, wenn ihnen der darauf Sitzende nicht auf den Nacken getreten hätte a).

Auch liessen es die Päpste an ihrem recht trotzigen und herrischen Benehmen gegen die Bischöffe, wenn diese irgendwo sich nicht sogleich unter die päpstliche Oberherrschaft niederbeugen wollten, gar nicht fehlen. So tadelte Papst Gregor IV, als er im J. 833 bey Gelegenheit der Reichstheilungshändel unter des K. Ludwigs des Frommen Söhnen nach Deutschland kam, die dortigen Bischöffe, „daß sie sich durch das kaiserliche Verbot hätten abhalten „lassen, ihm entgegen zu kommen; denn der Befehl des „apostolischen Stuhls hätte ihnen eben so heilig seyn sol„len, als der kaiserliche. Sie wüßten ja, daß die Re„gierung der Seelen größer sey, als — die zeitliche. Der „apostolische Stuhl und der auf demselben Sitzende müß„ten doch in gleicher Masse geehrt werden, so wie ehe„mals auch der gottlose Kaiphas blos um seines Stuhls „willen geehrt worden sey. u. s. w.“ So übermüthig konnten die Päpste schon im neunten Jahrhunderte mit den Bischöffen, die sie unter ihr Joch zu bringen suchten, sprechen!

§. XI.

Die erdichteten Dekretalen des falschen Isidors und deren wahrscheinlichste Absicht.

Doch fehlte es diesen päpstlichen Anmaßungen einer oberrichterlichen Gewalt immer noch an einem gewissen

a) Ein Beyspiel davon S. Schröckhs christl. Kirchengesch. n. Thl. XXII. S. 123.

entweder auf herkommliche Observanz oder auf ältere Kirchengesetze gebauten Rechtsgrund. Die Metropolitanen waren schon so lange im Besitz ihrer hergebrachten Rechte, ihre eigene Synoden zu halten, und da sowohl über ihre Diöcesanbischöffe, als auch über andere kirchliche Händel und Angelegenheiten zu urtheilen. Womit hätten also die Päpste ihre erst seit Kurzem in Anspruch genommenen Vorrechte beweisen wollen, wenn sie jemand darüber zu Rede gestellt hätte? Diesem so leicht zu bemerkenden Mangel half der herrliche Fund des falschen Isidors mit seinen erdichteten Dekretalen der römischen Bischöffe aus den ersten dreyen Jahrhunderten gar glücklich ab. Was der Betrüger jene ehrwürdigen Alten, die ersten Bischöffe zu Rom, nicht alles für erhabene, zu ihrer Zeit noch nicht erhörte Dinge sagen und dekretiren läßt! Wahrscheinlich in der Absicht, um sich das Joch, das ihm von Seiten seines Metropolitans ein bischen zu schwer auf dem Nacken lag, zu erleichtern, den entfernten Bischoff zu Rom recht groß, die Erzbischöffe hingegen, die der ihnen untergeordneten Geistlichkeit zu nahe auf dem Halse waren, etwas kleiner zu machen; das Ansehen der Metropolitane und ihrer Provinzialsynoden auf eine niedrigere Stufe herabzusetzen, das Ansehen des röm. Bischoffs hingegen über alles in der Kirche zu erheben. Denn nach den jenen ersten Bischöffen untergeschobenen Dekreten sollten die Metropolitane und höhern Bischöffe zwar noch ferner ihre Kirchenversammlungen halten, aber nicht ohne des Papsts Erlaubniß; untersuchen durften sie wohl auf denselben und richten, wie sie wollten, aber die Endurtheile sollten Sr. Heiligkeit vorbehalten seyn; alle wichtige oder verwickelte Streitsachen sollten vor seinen Gerichtshof gebracht werden; an ihn, als an den Bischoff der allgemeinen Kirche sollte und konnte ein jeder Kleriker, dem unrecht geschehen war, appelliren. Den

Laien ward die Anklage eines Biſchoffs beynahe unmöglich gemacht, und den Geiſtlichen, ſoviel möglich, erſchwert; auf jeden Fall aber allen Biſchöffen ihr Rekurs nach Rom erleichtert. Dieſe Abſichten des falſchen Iſidors laſſen ſich füglich aus folgenden Stellen ſeiner Dekretalen erkennen. Um die Würde und Unverletzlichkeit der Biſchöffe überhaupt zu erheben, und gegen die Angriffe der Laien zu ſichern, ſagt er: „Chriſtus habe die jüdiſchen Prieſter „ehemals ſelbſt unmittelbar zum Tempel hinaus gejagt, „alſo — dürften auch die oberſten Prieſter der Chriſten, „nämlich die Biſchöffe, nicht von menſchlichen Richtern, „ſondern allein von Gott gerichtet werden. Wenn ein „Volk böſe Seelenhirten bekomme, ſo ſey das Strafe „von Gott, damit es um ſo eher ins Verderben falle.“ — Der ſchändliche Gotteslästerer! — „Ja, ein ſchlechter „Seelenhirte ſoll wegen ſeiner böſen Sitten mehr geduldet als gerichtet werden, weil nur Gott allein über „die Regenten der Kirche zu urtheilen habe. Niemand, „ſagt er, überläßt das Urtheil über ſeinen Knecht einem „andern; ſollte dieſes aber wohl Gott thun? Wenn einer die Hände gegen einen Fürſten ausſtreckt, ſo wird „er der beleidigten Majeſtät beſchuldigt; wie, wenn er „es gegen den Augapfel Gottes, einen Biſchoff, „thut? Die Weltlichen, ſagt er in einer andern Stelle, „ſollen gar nicht fähig ſeyn, einen Biſchoff anzuklagen, „weil ſie nicht ſeines Standes, und manche davon den „Biſchöffen ſehr abgeneigt ſeyn. Auch ein Geiſtlicher, „der ſeinen Biſchoff anklage, ſoll ehrlos ſeyn und abgeſetzt werden.“ — Um inſonderheit die Macht der Metropolitane zu ſchwächen, ſagt der falſche Iſidor: „kein „Metropolitan ſoll in Sachen ſeiner untergeordneten Biſchöffe etwas vornehmen, wenn ſie nicht alle zugegen wären. Wenn er dageaen handle, ſo ſollten ſie ihn ermahnen und zu Rede ſtellen; und wenn er ungehorſam

„sey, es dem Papste anzeigen, damit er bestraft werde, „und die übrigen sich fürchten.“ Am meisten aber scheint dem Betrüger am Herzen gelegen zu seyn, den Bischöffen die Appellationen an den Papst zu erleichtern. „Nach ihm „sollen alle größere und wichtigere Händel wie z. B. die „Versetzung oder Absetzung eines Bischoffs, auch alle End„urtheile über denselben, von dem apostolischen Stuhle „entschieden werden.“ Und weil die Metropolitanen ihre Gewalt hauptsächlich in ihren Provinzial-Concilien ausübten, so behauptet dieser Dekreten-Erfinder, „der Papst „habe allein die Macht, Concilien zu versammeln, und es „sey kein Concilium jemals giltig gewesen, das der Papst „nicht zusammenberufen oder bestätigt hätte.“ Ja, um die Bischöffe durch den Hinterhalt des römischen Bischoffsstuhls gegen ihre Metropolitanen noch mehr in Sicherheit zu stellen, sagt er: „die Apostel hätten diesem Stuhle „anbefohlen, die Bischöffe zu schützen und zu befreyen, „damit so, wie sie aus Gottes Anordnung durch die Apo„stel zuerst aufgestellt worden seyn, sie auch durch den „Schutz dieses Stuhls, dessen Erörterung sie die Händel „und Gerichte derselben vorbehalten hätten, in künftigen „Zeiten immer von allen Bedrückungen frey bleiben „möchten a)“.

§. XII.

Wie sehr dadurch die römische Papstgewalt vergrößert, und das bisher bestehende Kirchenrecht aufgehoben worden.

Daß der Betrug dieser schlauen Erfindung von Kirchengesetzen, so handgreiflich er auch war, dennoch in jenen Zeiten der Unwissenheit und des gänzlichen Mangels an Kritik nicht so leicht zu entdecken war; und daß die

a) Schmids Gesch. der Deutschen, drittes Buch, 16tes Kap.

Päpste zu Rom, deren ganzes Regierungssystem auf Schwärmerey und Täuschung beruht, sich gar kein Bedenken daraus machten, diese den heil. Petersstuhl so herrlich erhebende Waare für ganz ächt und bewährt anzunehmen, wenn gleich in ihren Archiven und Registraturen auch nicht eine Spur davon zu finden war, das läßt sich aus dem Bisherigen leicht erachten. Mochte sich dann dieser oder jener Erzbischoff, wie z. B. der Erzbischoff **Hinkmar von Rheims**, gegen die Einführung dieser neuen Papstdekrete stemmen und sträuben, wie er immer wollte; mochte er sich über die Erfindung dieses mit so vielen ältern, zuverläßig ächten, Kirchenstatuten im geraden Widerspruche stehenden Schatzes verwundern oder befremden, so sehr er immer wollte; genug, die neue saubere Waare war nun einmal da; nun wurde sie bald genug durch die Schlauheit der röm. Päpste, vornehmlich und zuerst durch den Papst **Nicolaus den Ersten**, in Kredit und Umlauf gebracht; die Erzbischöffe selbst begiengen, wenn sie es ihrem Interesse gemäß fanden, die Unvorsichtigkeit, sich auf diese falschen Dekretalen, als auf die unverdächtigsten Urkunden, zu berufen a); auf den Concilien, die in dieser Zeitperiode in Deutschland gehalten wurden, führte man eine Menge von Stellen aus denselben an, besonders die, welche gegen die Laien gerichtet waren; und man lernte erst an dem Exempel der vom Papst ab-

a) So machte eben der hier gemeldete P. Nicolaus I. den gallischen Bischöffen in einem im J. 865 an sie gerichteten Sendschreiben den Vorwurf: Quidam vestrum dicunt, illas Pontificum decretales epistolas in codice Canonum non contineri; cum ipsi, ubi illas suæ sententiæ suffragari conspiciunt, iisdem sine discrimine utantur, & solum ad imminutionem potestatis sedis apostolicæ minus acceptas esse perhibeant. Cl. Fleurii Histor. eccles. Tom. XII. Libr. L. §. XXXVII.

gesetzten zween Erzbischöffe von Trier und Kölln erkennen, was die Pseudisidorischen Dekretalen dem römischen Bischoff für ein starkes Uebergewicht über die andern Kirchenmagnaten gaben.

Dadurch wurde also das ganze bisher bestehende Kirchenrecht und Kirchenordnung über den Haufen gestoßen; kein Bischoff, kein Erzbischoff, keine Provinzialsynode galt von nun an mehr, als sie der Papst wollte gelten lassen; die bisherige Kirchenaristokratie lößte sich nun immermehr in die unbeschränkteste willkührlichste Alleinherrschaft des Papstes auf. Denn nun zogen die Päpste alle causas majores und minores — denn wie leicht ließ sich diesen ein größeres Gewicht beylegen, als sie hatten, — vor ihr Forum nach Rom; nun mengten sie sich, bald dazu aufgefodert, bald nicht aufgefodert, in alle Händel und Streitigkeiten der andern Bischöffe; nun hielten sie sich für berechtigt, die Ausspruche der Bischöffe und ihrer Synoden, so oft es ihnen beliebte, für ungiltig zu erklären, oder dieselben aufzuheben; nun zwangen sie dieselben, sich dem päpstlichen Richterspruche zu unterwerfen; nun schleuderten sie gegen diejenigen, die sich diese Unterwürfigkeit nicht geduldig gefallen lassen wollten, ihre Bannstrahlen los, setzten Bischöffe, die ihnen nicht anständig waren, nach ihrem Belieben ab, und andere dafür ein; und das alles vermöge jenes durch die falschen Dekretalen bestätigten Schwärmerwahns, daß die ganze Herrschersmacht und Würde von Christo auf Petrum, und von diesem auf alle seine Nachfolger zu Rom übergegangen sey. Nun wurde also auch bey allen Kirchenversammlungen den Legaten der Päpste, die nachher im Namen ihrer Prinzipale eine so große Gewalt in fremden Diöcesen ausübten, der Vorsitz eingeräumt, und man erkannte sie in allen die Religion oder die Kirchenzucht betreffenden Streitigkeiten, einige schwache Widersprüche

ausgenommen, für die höchsten Schiedsrichter. Den Namen Papa, Papst, der vorher allen Bischöffen gemein gewesen war, gab man ihnen nun ausschliessungsweise allein; auch nannte man sie patres universales, — magistros mundi, — non urbis sed orbis episcopos. Man erkannte sie für die obersten Gesetzgeber der Kirche, und für die von Gott verordneten Austheiler aller geistlichen Aemter, Kräfte und Kirchengüter, die einem Bischoff oder Erzbischoff erst die gehörige Vollmacht zu seinen bischöfflichen Verrichtungen ertheilen könnten. Und so wurden alle abendländischen Bischöffe und Erzbischöffe nach und nach alle — Vasallen des heil. Peters, die dem heil. Vater zu Rom bey dem Antritt ihrer Aemter einen wahren Vasalleneid schwören mußten; die aber dessen ungeachtet sich immer gerne an denselben anschlossen, um mit demselben zugleich eine fest verbundene, aber eben so mächtige Gesellschaft gegen die ihnen nähere Landesherrn zu bilden. Denn, was sie auf jener Seite in ihrem Verhältniß gegen die Päpste an Vorzügen und Rechten verloren, das gewannen sie auf dieser Seite in ihrem Verhältniß gegen die weltlichen Fürsten desto reichlicher, je mehr sie durch die immer höher steigende Macht ihres gemeinschaftlichen Oberhaupts gegen alle Eingriffe derselben in ihre Rechte und Güter gesichert wurden.

Ja, die Bischöffe und Kleriker fanden es so vortheilhaft, unter einem solchen Kirchenmonarchen zu stehen, mit dessen geistlicher Macht sie jeder weltlichen Macht trotzen konnten, daß die deutschen Bischöffe, die sich im J. 895 zu Tribur unter dem Erzbischoffe Hatto von Mainz versammelt hatten, den Beschluß faßten: „Wir wollen, „zum Andenken des Apostels Petrus, den heiligen römi„schen und apostolischen Sitz dergestalt ehren, daß, da „derselbe die Mutter der priesterlichen Würde ist, er auch

„die Lehrerinn aller kirchlichen Anstalten für uns abgebe. „Wir müssen also Sanftmuth und Demuth verbinden; „sollte uns auch von diesem heiligen Sitze ein fast un„erträgliches Joch aufgelegt werden, so wollen wir „es doch gemeinschaftlich, und mit frommer Erge„benheit — (als wahre einfältige Schaafsköpfe!!) — „tragen a).“ Wer kann sich bey solchen Aeusserungen der angesehensten Bischöffe noch über die ganz unbegränzte Erhebung der römischen Bischoffsmacht wundern?

§. XIII.

Steigende Uebermacht der Päpste über die Kaiser und Könige.

Noch kühner und trotziger aber bewies sich die Uebermacht der Päpste gegen die weltlichen Mächte, gegen Kaiser und Könige. Im achten und zu Anfange des neunten Jahrhunderts, da besaßen die Kaiser und Könige noch große Gewalt in Anordnung des äussern Kirchenwesens. Sie hatten z. B. das Recht, die Wahl eines von der Geistlichkeit und dem Volke zu Rom erwählten Bischoffs vor der Besteigung seines Patriarchenstuhls zu bestätigen, und seine Einweihung durfte nicht anders, als in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten, geschehen. Nachher suchten die Römer den kaiserlichen Hof immer mehr von diesem seinem Bestätigungsrecht zu verdrängen; man hielt es zu Rom doch nur für ein ihrer Wahlfreyheit sehr lästiges Ceremoniel; man machte daher zuweilen wohl auch den Versuch, einen Papst, auch in Abwesenheit der kaiserlichen Kommissarien und ohne ihre Bestätigung abzuwarten, nicht nur zu wählen, sondern auch einzuweihen und auf den Petersstuhl zu setzen; und

a) Schröckhs christl. Kirchengeschichte, Thl. XXII. S. 462.

die gutmüthigen Carolinger nahmen die Sache eben nicht immer so genau, so strenge; bis endlich die Papstwahl im 11ten und 12ten Jahrhunderte in die Hände der Kardinäle gespielt, und das kaiserliche Bestätigungsrecht, als ein der Kirchenfreyheit sehr beschwerlicher Zwang, ganz auf die Seite gesetzt wurde.

Im achten Jahrhundert untersuchten die fränkischen Kaiser und Könige noch, durch ausserordentliche Richter, die man Missos nannte, das Leben und die Sitten aller hohen und niedern Kleriker; sie entschieden ihre Processe und Streitigkeiten; sie gaben Gesetze in Ansehung des äussern Gottesdienstes, und bestraften die Verbrechen der Geistlichen sowohl, als der Layen. In den nachfolgenden Zeiten wurde dieses kaiserliche und königliche Kirchenrecht immer mehr umgekehrt; die Geistlichen bekamen, wie wir schon gesehen haben, ihr eigenes Forum, vor welches sie auch ganz weltliche Sachen und Personen zu ziehen pflegten; von der Oberaufsicht und Gerichtsbarkeit der Regenten und ihrer Richter wurden sie immer unabhängiger, von dem Papa zu Rom hingegen immer abhängiger; bis sie zuletzt von allen bürgerlichen Verbindungen, folglich auch von Abgaben an den Staat, ganz frey gemacht wurden.

Anfänglich war die Krönung der abendländischen fränkischen Kaiser zu Rom in der That nichts als eine bloße Cerimonie, wodurch die Päpste, als die vermeinten Statthalter Christi auf Erden, der kaiserlichen Krone einen höhern Glanz und der widerrechtlichen Losreißung des römischen Gebiets vom griechischen Kaiserthum einen Schein von Rechtmäßigkeit zu geben glaubten. Nachher aber machten die Päpste — sie, deren Wahl und Bestätigung doch sonst von den Kaisern abhieng, — aus dieser Krönungsceremonie ein eigentliches Recht, auch dasjenige ertheilen zu können, wovon diese Krone doch nur

ein Symbol war, nämlich die Macht und Befugniß, über ihre Reiche zu gebieten. Ja, sie maßten sich zuletzt sogar das Recht an, die Kaiser selbst zu wählen, oder doch ihre Wahl zu bestätigen, so daß sie die Wahl derselben, wenn sie nicht von ihnen bestätiget wäre, für null und nichtig erklärten. Denn da die Carolingischen Fürsten schwach und unpolitisch genug waren, die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes nicht nur anzunehmen, sondern zu begehren, zu erbetteln, ja sogar zuweilen mit vielen Bestechungen zu erkaufen, besonders, wenn sie mit einander in Streit darüber geriethen, oder wenn einer dem andern in des Papsts Gunst einen Vorsprung zu machen suchte; so waren der Papst und die römischen Großen auch stolz und anmaßend genug, sich einzubilden, daß es hauptsächlich blos auf sie ankäme, wer diese Krone erhalten sollte. Die fortdaurenden Zwistigkeiten der Carlingischen Fürsten unter einander, ihre Entfernung von Italien, und ihre Schwäche verschafften den Päpsten Mittel genug, aus dieser Anmassung ein Recht zu bilden. Nach dem Abgange jenes Hauses aber, da inländische Fürsten Italiens und benachbarte Könige sich die kaiserliche Würde lange streitig machten, da wurde es ihnen noch leichter, eine entscheidende Stimme dabey zu führen. Da war denn bey dem Papste nicht mehr die Frage davon, wer das Kaiserthum mit Recht fodern könne; sondern, welcher unter den Mitwerbern ihm vorzüglich ergeben sey, und von welchem er die meisten Vortheile zu hoffen hätte. Ja, seit den Zeiten der spätern Carolinger wußten die Päpste ihre kaiserliche Krönung zu einer so strengen Bedingung zu machen, daß ohne sie der Kaiser nicht als Kaiser anerkennt werden sollte. Von der Zeit an mengten sich auch die Päpste immer mehr in die Wahlen der deutschen Kaiser, hoben einige auf, geboten neue anzustellen, und thaten vom 11ten Jahrhunderte an die entscheidend-

sten Aussprüche darüber. In dem 12ten Jahrhunderte brachten sie es endlich so weit, daß sie die deutschen Fürsten mit ihrem Kaiser zum Geständniß ihrer Abhängigkeit vom päbstlichen Stuhle nöthigten, welches dann freylich in dem berühmten Kurverein im vierzehnten Jahrhunderte mit dem äussersten Widerwillen verworfen wurde. a)

Auf solche Art stieg dann freylich die Uebermacht der Päpste über die Kaiser und Könige immer höher; bis ihnen endlich ihre keine Gränzen mehr achtende Herrschsucht den ungeheuer stolzen Gedanken eingab, sich zu Oberherrn des ganzen Erdballs zu erheben, alle Königreiche der Erde als ihr Eigenthum anzusehen, und die Regenten derselben nur wie ihre Vasallen zu behandeln; mit kaiserlichen und königlichen Kronen, wie mit Münzen, zu spielen, und sie zu verschenken, an wen sie nur wollten; Kaiser und Könige mit ihren so gefürchteten Bannstrahlen von ihren Thronen herabzuschleudern, die Unterthanen von dem ihren Regenten geleisteten Eid der Treue zu entbinden, und andere ihnen ergebenere Fürsten an die Stelle der entsetzten Regenten zu erheben.

§. XIV.

Die Aufmunterungen, welche die Kaiser und Könige selbst den Päpsten zur Vergrösserung ihrer Oberherrschaft über die weltlichen Mächte gaben.

Beweise von diesem allem finden wir genug in dem Betragen sowohl der Päpste gegen die Kaiser und Könige, als auch dieser gegen jene. Denn man denke nur nicht, als ob die Anmassungen der päpstlichen Oberherrschaft über die weltlichen Mächte von einiger Wirkung oder Dauer hätten seyn können, wenn nicht die

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 196. u. 211.

Kaiser und Könige selbst den Päpsten alle Aufmunterungen und Gelegenheiten dazu gegeben hätten, immer mehrere Eingriffe in die kaiserlichen und königlichen Rechte und Regierungsangelegenheiten zu wagen, und ihnen immer weiter über das Haupt zu wachsen. Man erinnere sich z. B. hier nur noch einmal an die schöne Gelegenheit, welche der fränkische Majordomus Pipin dem Papste Zacharias gab, den Ausspruch zu thun, ob er oder sein Vorgänger Childerich der Dritte des Königsthrones in Frankreich würdiger wäre. Pipin hätte gewiß alle Macht gehabt, diesen elenden Namenkönig von seinem Throne herabzustossen, und sich die königlichen Insignien und Würde desselben zuzueignen. Aber um diese seine Usurpation doch menigstens mit einem Schein von Rechtmäßigkeit zu decken, oder sie vielmehr durch das römische Götterorackel, das auch das größte Unrecht recht zu nennen sich erfrecht, zu sanctioniren, ließ er dem Papste die Frage vorlegen: „ob die bisherigen Könige der Franken, „die aber keine königliche Macht hätten, noch ferner Kö„nige seyn könnten? oder ob es nicht vielmehr derjenige „seyn sollte, der jene Macht schon ganz in den Händen „hätte?“ a) Dabey dachte Pipin wohl nicht daran, ob nicht die im Namen der Gottheit befehlenden Bischöffe zu Rom seinen Nachfolgern auf dem fränkischen Throne es einmal eben so machen könnten, wie er es seinem Vorgänger machte; oder ob nicht die päpstliche Gewalt, wenn sie einmal Könige ein und absetzen dürften, auch gar leicht mißbraucht werden könnte. — Eben so wenig politische Klugheit bewieß dieser Pipin auch mit seinen vielen und reichen Schenkungen an den römischen Petersstuhl, weil es Schenkungen waren, wodurch dieser nicht nur reicher

und

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XIX. S. 546.

und wohlhabender, ſondern auch zugleich in politiſcher Hinſicht viel mächtiger wurde. Freylich geſchahen dieſe Schenkungen blos in einer ſehr frommen Abſicht pro mercede animae oder pro venia peccatorum. Aber können und ſollen wir dann eine ſolche frömmelnde Gutmüthigkeit der fränkiſchen Könige auf Koſten ihres Verſtandes loben? Oder hätte es ihnen nicht auch einmal einfallen ſollen, daß man einen von Seiten ſeiner geiſtlichen Macht ſchon ſo furchtbaren Kirchendeſpoten in politiſcher Hinſicht nicht noch furchtbarer machen dürfte?? War es nicht ſchon ein unausſtehlicher Trotz, womit dieſe Hierarchen zu Rom blos die Rückgabe alles deſſen, was ſchon Conſtantin der Große und andere reiche Patrizier dem apoſtoliſchen Stuhle geſchenkt hätten, — ohne die vorgegebene Schenkungen zu beweiſen, begehrten, und zwar im Verweigerungsfalle unter Bedrohung der Ungnade Gottes und des heil. Peters begehrten? a)

Am meiſten aber trugen die Händel und Uneinigkeiten, in welche die ſchwachen Carolinger mit einander zerfielen, zu der übermäßigen Erhöhung der römiſchen Biſchoffsmacht bey. Denn, da ſich bald die Söhne gegen ihren Vater, bald Brüder gegen Brüder empörten, und bey ihren Streitigkeiten immer nur ſogleich nach Rom appellirten, und den dortigen Biſchof, als den Schlüſſelträger Petri, zu ihrem Schiedsrichter machten; da ſelbſt

a) Wie wenig eine ſolche uſurpirte auf eitle Schwärmerſchimären gebaute Macht in die Länge beſtehen könne, das lehrt die Geſchichte unſerer Tage ſehr deutlich, da die Franken am 10ten und 11ten Febr. 1798 in Rom einrückten, das Volk für frey erklärten, den ganzen von der Schwärmerey ſo hoch aufgethürmten Koloß der röm. Prieſtergewalt zu Boden ſtürzten, den Papſt Pius VI. ſelbſt mit ſeinen ihm ergebenen Kardinälen aus Rom wegtrieben, und alſo ſeiner ganzen weltlichen Regierung ein Ende machten.

die mächtigsten Fürsten so schwach waren, daß sie sich von dem römischen Oberpriester und von dem ihm untergeordneten Klerus alle nur ersinnlichen Demüthungen in sklavischer Geduld gefallen liessen, daß sie alle ihre Macht und Herrlichkeit von ihm ableiteten oder erbettelten, so wars ja doch kein Wunder, daß er ihnen allen endlich über den Kopf hinaus wuchs. Als der Papst Stephan der Fünfte nach Rheims kam, um die ganz überflüßige Krönungsceremonie mit dem K. Ludwig dem Frommen vorzunehmen, so empfieng ihn dieser schwachsinnige Fürst mit seinem ganzen Hofstaat vor den Thoren der Stadt, stieg bey Annäherung Sr. Heiligkeit vom Pferde herab, fiel dreymal vor den Füssen des Papsts zur Erde nieder, und rief sodann aus: „Gelobet sey, der da kömmt im „Namen des Herrn; Gott der Herr, der uns aufgegangen ist!“ Und der Papst gab darauf zur Antwort: „Gesegnet sey der Herr, unser Gott, der unsere „Augen den zweyten König David sehen läßt!“

In der Ehescheidungssache des fränkischen Königes Lothars von der Theutberga ließ der Papst Nicolaus I. denselben vor sein zu Metz angestelltes Gericht fodern, und ihn im Nichterscheinungsfalle mit der Ausschliessung aus der Kirchengemeinschaft bedrohen. Eben dieser Papst gab einem fränkischen Bischoffe die saubere Lehre: „er sollte „wohl zusehen, ob sein König auch ein rechtmäßiger Regent sey; ob die Fürsten sich selbst und ihre Unterthanen „auch geschickt regieren könnten; kurz ob sie rechtmäßige „Fürsten seyn; denn sonst müßte man ihnen als Tyrannen widerstehen, aber nicht ihre Laster begünstigen.“ a) Bey einem solchen Grundsatze, der den Bischöffen die Entscheidung überließ, ob ein Fürst rechtmäßig und geschickt regiere, mußte es den Päpsten allerdings etwas Leichtes

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 124.

werden, einen jeden König, der ihnen mißfiel, zu entthronen. Daher mußten sich auch in eben dieser Ehescheidungssache Lothars nicht nur die ihm günstigen Bischöffe dem Urtheile des Papstes geduldig unterwerfen, sondern Lothar versicherte demselben ebenfalls seine tiefste Ergebenheit in den kriechendsten Ausdrücken. Ja, der Papst Nicolaus I. gieng mit diesem fränkischen Könige recht, wie ein Schulmeister mit einem seiner Jungen, um; und Lothar kroch auch vor dem Papste, recht wie ein Junge vor dem Backel seines Orbils, so daß er, zu seinen Füssen hingeworfen, dem Papste die Versicherung gab: „er „nehme seine unverdienten Verweise willig auf; er wolle „ihm stets, wie einer der geringsten Menschen gehorsam „seyn; er wolle niemanden unterworfen seyn, als Gott „und dem heil. Petrus, wie auch den übrigen Heiligen, „und Ihm, seinem Vater und Herrn, dem er immer „noch hoffe und wünsche, seine Ehrerbietung persönlich „bezeugen zu können.“ a) Daß Lothar auch wirklich, auf eine abermalige päpstliche Banndrohung, seine geliebte Waldrade von sich entfernen, und die von ihm verstoßene Theutberge wieder als seine Gemahlin erkennen mußte, das ergiebt sich von selbsten. Als endlich diese, wegen erlittener Bedrückungen, selbsten von dem Könige Lothar zu Rom geschieden zu werden suchte, so that der Nachfolger des Papsts Nicolaus Adrian II, voller Befremdung über ihr Verlangen, den Bombastvollen Ausspruch in einem Schreiben an Lotharn; „Er müsse den „Mund seines Apostolats, welcher voll von der Gnade „des siebenförmigen Geistes sey, zu seinem Besten öffnen, ihn mit väterlicher Liebe und apostolischem Rechte „ermahnen, daß er böser Menschen Rathschläge fliehen,

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 130.

„und vielmehr dem durch ihn redenden himmliſchen „Schlüſſelträger das Ohr ſeines Herzens eröffnen, mit„hin ein tugendhaftes Leben führen ſolle. Sein Vorgänger „Nicolaus habe bereits verſucht, ihn von ſeiner unrecht„mäßigen Eheſcheidung und ſeinem ehebrecheriſchen Umgan„ge mit Waldraden abzuhalten. Jetzt ſey er über Theut„bergens Bitte erſtaunt, und könne dieſelbe nicht zugeſte„hen, wenn ſie gleich mit Lothars Willen geſchehen ſey. „Er möchte ſie alſo als ſeine rechtmäßige Gemahlin an„nehmen; oder, wenn Entfernung und andere Umſtände „ſolches hinderten, ihr einige verſprochene Abteyen zum „Unterhalte anweiſen, bis der Papſt auf einer Synode „dieſeSache unterſucht haben würde. Wer dagegen handle, „— und wenn es der König ſelbſt wäre, — der ſoll in „den Kirchenbann verfallen.“ a) Bey ſolchen Vorſtellungen ſcheint es den Päpſten freylich blos um die Rüge ſolcher unmoraliſchen Handlungen, wie der ehebrecheriſche Umgang Lothars mit der Waldrade war, zu thun zu ſeyn; in der That aber war dies nur eine deſto feinere Maske, um ihre auch über Fürſten und Könige ſich erſtreckende Herrſchſucht darunter zu verbergen. — Kurz da gabs keine Streitigkeit weder in kirchlichen, noch politiſchen, noch häuslichen oder ehelichen Angelegenheiten, da der Papſt zu Rom nicht von der einen oder von der andern Parthie gewonnen, oder beſtochen, oder zu ihrem Schiedsrichter gewählt worden wäre; und man darf wohl ohne Uebertreibung ſagen, daß ihm das Richteramt über Könige und Fürſten durch ſolche Appellationen gleichſam aufgedrungen worden, und daß der nach einer allgemeinen Oberherrſchaft ſtrebende Geiſt der Hierarchie in ihm hätte erwachen müſſen, wenn er vorher auch nicht ſchon ſtark genug in ihm geherrſcht hätte.

a) Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Thl. XXII. S. 165.

§. XV.

Die Päpste machen ihre Kaiserkrönung zu einer nothwendigen Bedingung der Kaiserwürde.

Noch kühner zeigte sich die Macht der Päpste in Austheilung kaiserlicher und königlicher Kronen, und noch unterwürfiger und unpolitischer bewiesen sich so viele Kaiser und Könige in der für nothwendig gehaltenen Annahme derselben aus den päpstlichen Händen. Als K. Karl der Große seine Krone aus den Händen des Papsts Leo III. empfieng, so kam es ihm gewiß nicht in den Sinn, daß die Päpste aus dieser Ceremonie einmal eine Observanz, und zuletzt ein eigentliches Recht bilden würden, ohne dessen Beobachtung die Kaiserwürde selbst ungiltig seyn sollte. Er zeigte dies auch in der That, als er seinen Sohn Ludwig zum Kaiser ernannte, und ihm die Kaiserkrone aufsetzte, ohne vorher den Papst darum zu befragen, oder seine Krönung abzuwarten. Aber um dieses angemaßte Recht nicht sogleich wieder zu verlieren, kam der Papst Stephan V, wie wir oben gesehen haben, in eigener Person nach Rheims, um dem guten frommen Ludwig die Kaiserkrone nochmals aufzusetzen. Nach seines Vaters Beyspiel ernannte Ludwig der Fromme ebenfalls seinen ältesten Sohn Lothar aus eigener Macht zu seinem Nachfolger in der Kaiserswürde. Aber dessen ungeachtet lud ihn auch der Papst Paschal ein, nach Rom zu kommen, und sich von ihm die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen, und von der Zeit an war es leicht zu merken, daß die Päpste immer mehr darauf umgiengen, ihre Kaiserkrönung zu einem Haupterforderniß eines rechtmäßigen Kaisers der Abendländer zu machen. Auch Ludwig II. wurde noch bey Lebzeiten sei-

nes Vaters zu Rom gekrönt; und nun wurde die päpstliche Krönung schon für so nothwendig gehalten, daß eben dieser Ludwig selbst an den orientalischen Kaiser Basilius schrieb, er sey durch die Weihung und Auflegung der Hände des Papstes zur kaiserlichen Würde erhoben worden. a) —

Als dieser Kaiser Ludwig II. im J. 875 starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, so hätte die Kaiserkrone seinem ältern Oheim, Ludwig dem Deutschen, gebührt; allein der jüngere Oheim, Karl der Kahle machte ihm da einen Vorsprung, rückte schnell mit einem Kriegsheere in Italien ein, schickte ansehnliche Geschenke an den Papst und andere Magnaten zu Rom, und erkaufte sich auf solche Art die Kaiserkrone von ihnen, die ihm um Weihnachten des J. 875 zu Rom aufgesetzt wurde. So entriß ein Bruder dem andern diese Krone, und so bestärkte Karl durch die Geschenke, die er den Römern darum bot, in der stolzen Einbildung, es käme blos auf sie an, wem sie dieselbe ertheilen wollten. Dies wurde auch so fest geglaubt, daß die geistlichen und weltlichen Stände des italienischen Reichs, indem sie eben diesen Karl für ihren König erkannten, in ihrer Urkunde sagten: „Weil ihn „die göttliche Gnade, auf die Fürbitte der Apostel Petri „und Pauli, und durch ihren Vikarius, den Papst (Jo„hann VIII,) seinen geistlichen Vater, zum Besten der hei„ligen Kirche und ihrer allen eingeladen, und, nach dem „Urtheil des heil. Geistes, b) auf den kaiserlichen Gi„pfel erhoben habe, so wollten sie ihn auch einmüthig zu „ihrem Beschützer, Herrn und Vertheidiger wählen, ihm

a) Schmids Gesch. der Deutschen. 3tes Buch. 12tes Kap.

b) So mengte sich überall, auch in ganz politischen Angelegenheiten, die Schwärmerey mit ein.
S. Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 198.

„mit Freuden unterthänig seyn, und alles willig beobach„ten, was er zum Nutzen der Kirche und ihrem Vor„theil verordnen werde.“ — Als der nachherige Erfolg der guten Hoffnung, die man sich zu Rom von Karln dem kahlen gemacht hatte, nicht entsprach, so schrieb ihm der Papst Johann VIII, „er solle sich nur erinnern, „daß er ihn vor seinen übrigen Anverwandten erwählt, „geliebt, und vorgezogen hätte; es wäre also nichts bil„liger, als daß er des Papsts Beschützer wäre. Ja, er „droht ihm sogar: wenn er ihm nicht bald helfe, so „werde er — der Papst — sich gemüßiget sehen, einen „andern Entschluß zu ergreifen;“ d. h. einen andern zum Schutzherrn des apostolischen Stuhls zu wählen. a)

So wurde die päpstliche Kaiserkrönung immer mehr in Gang gebracht und zur Hauptbedingung der Kaiserwürde gemacht, zu einer Bedingung, ohne deren Erfüllung die Giltigkeit derselben gar nicht anerkannt wurde. Zuletzt schrieben die Päpste denen Kaisern, die sich von ihnen krönen lassen wollten, so gar förmliche Kapitulationen vor, welche diese zuvor, ehe sie nach Rom kommen wollten, beschwören mußten. So gelobte der Kaiser Otto I. dem Papste Johann XII. bey der heil. Dreyeinigkeit, bey einem Stücke des ächten Kreuzes Christi, wie auch bey den Reliquien der Heiligen eidlich an, daß er, wenn er nach Rom kommen werde, die römische Kirche und den Papst nach seinem Vermögen erhöhen, und zu Rom, ohne seinen Rath, keine ihn oder die Römer betreffende Verordnung geben wolle. b) Ja, endlich wußten die Päpste ihrer Kaiserkrönung einen so hohen Werth beyzulegen, als wenn sie und die Römer ihre Krone erst nach einer besondern

a) Schmids Gesch. der Deutschen, 3tes Buch, 12tes Kap.
b) Schröckhs christl. Kirchengesch. Th. XXII. S. 261. sq.

Wahl oder Prüfung des nach derselben strebenden Fürsten zu ertheilen berechtiget wären.

§. XVI.

Die Freygebigkeit der Päpste auch in Verschenkung oder Verleihung anderer weltlicher Kronen und Reiche.

Jedoch, nicht nur die Kaiserkrone, sondern auch andere königliche Kronen zu verschenken, ganze große Länder und Königreiche, mit samt ihren Unterthanen, an die vom röm. Petersstuhle begünstigten Fürsten hinzugeben, — das war das hohe Recht, das sich die Päpste zu Rom jetzt in diesem Zeitraume anmaßten. Denn, jetzt schon fing man an, den abentheurlich stolzen und zur Oberherrschaft über die ganze Welt führenden Gedanken in Gang zu bringen: Christus habe dem Apostel Petro und allen Nachfolgern desselben die Regierung aller Reiche auf Erden zum Besten seiner Kirche anvertraut. So sagte der berühmte Cardinal Damiani in einer an die Mayländer gehaltenen Rede: „Er sey zu geringe, als daß er die römische Kirche, „die ihr Lob aus dem Munde des Erlösers selbst empfan„gen habe, ehren könne; dieser Kirche seyn alle Länder „der Welt unterworfen; durch ihre Beschlüße werde so„gar der Himmel gebunden oder gelöset; alle andere Bis„thümer seyn von Menschen gestiftet worden, aber die „römische Kirche habe allein derjenige gegründet und auf „den Felsen des Glaubens errichtet, der dem Schlüssel„träger des ewigen Lebens die Rechte der irdischen und „himmlischen Herrschaft anvertraut habe. Sie sey „durch eben das Wort gestiftet worden, welches Him„mel und Erde geschaffen habe. Wer der römischen Kir„che ihr vom allgemeinen Oberhaupte ertheiltes Vorrecht „zu entreißen suche, der falle dadurch in Ketzerey, weil er

„die Mutter des Glaubens angreife," und was des heiligen Kirchenbombasts mehr ist. Ein Bombast, der freylich durch die damalige Kirchenschwärmerey nur zu viel Gewalt und Nachdruck erhielt!

Von diesem schwärmerischen Vorgeben geblindet, glaubten daher viele Fürsten und Könige, wenn sie etwa ein Land eroberten oder erobern wollten, ihr usurpirtes Recht darauf nicht besser und sicherer begründen zu können, als bis es der heil. Vater zu Rom zuvor bestätigt, oder ihnen das Land zum Lehen gegeben hätte. Als der berühmte Normann, Robert Guiscard, Apulien und Calabrien erobert hatte, so glaubte er, sich nicht gewisser im ruhigen Besitze dieser Länder erhalten zu können, als durch die päpstliche Bestätigung, die jedes Unrecht in Recht zu verwandeln fähig war. Er bat also den Papst Nicolaus II um diese Bestätigung. Dieser verwilligte sie ihm unter der Bedingung, diese den griechischen Kaisern entwandten Länder als ein Lehen vom päpstlichen Stuhle anzunehmen, und ihm einen jährlichen Tribut zu entrichten. Diese Bedingung erfüllte Robert Guiscard; und nachher machte ihn der Papst Gregor VII auch zu einem Ritter des heil. Peters, und belehnte ihn mit diesen beeden Herzogthümern durch Uebersendung der heil. Petersfahne an ihn; einer Fahne, die jetzt die vorgeblichen Nachfolger dieses Apostels, als fürstliche Lehnsherren, gar mächtig und angesehen machte; und die in den Kriegen der Päpste gegen Ketzer und Ungläubige gar herrliche Wunder that.

Als der Herzog der Normandie, Wilhelm der Eroberer, sonst ein tapferer Verfechter der königlichen Rechte gegen die Päpste, im Begriff war, nach England hinüber zu segeln, und es in Besitz zu nehmen, so schickte er zuvor Gesandte an den P. Alexander II nach Rom, um seine Unternehmung durch das römische Orakel gutheissen zu lassen, und der Papst schickte dem Wilhelm,

um ihn zu dieser Unternehmung zu ermuntern, eben die geweihte Fahne des heil. Petrus, (mirificum vexillum), und einen Ring, mit einem von des heil. Peters Haaren darinnen a). So machte die römische Petersmacht, durch die am Gängelbande des Fanatismus geleiteten Fürsten begünstigt, immer größere Fortschritte!

§. XVII.

Einige Proben von der schwärmerischen Kraftsprache, welche die Päpste bey der Vergrößerung ihrer hierarchischen Macht führten.

Hört man aber auch die schwärmerisch frömmelnde Sprache, womit die römischen Bischöffe selbst ihre vorgeblich von Christo empfangene Oberherrschaft über die Welt einzuführen suchten, so wird man sich noch weniger wundern, wie die davon bezauberten Menschen sich unter dieses zwar so schwere, aber vom Himmel selbst, wie es schien, ihnen aufgehalste Joch der Hierarchie so geduldig niederbeugen konnten. Denn da waren alle ihre Send-

a) Dazumal machten dergleichen geweihte Sächelchen freylich eine viel stärkere Wirkung auf den Glauben des Volks, als heutzutage die zur öffentlichen Verehrung zu Rom ausgestellten Christusbilder, Madonnenbilder, und Ketten des heil. Peters, durch deren Berührung so viele Dinge, Rosenkränze, Heiligenbilder, Liebesbriefchen, selbst die Degenspitzen der päpstl. Offiziere und Soldaten geweiht werden sollten. Alle solche abergläubische Weihungen und Firlfanzereyen konnten ja doch die fränkische Armee nicht abhalten, am 10. und 11. Febr. 1798 in Rom einzudringen und das Kapitol zu besetzen. Denn unter andern Sachen wurde doch auch das Bild des fränk. Obergenerals Buonaparte, mit der Unterschrift: Questo é il vero salvatore del mondo, (dieser ist der wahre Welterlöser!) mit geweiht. S. neueste Weltkunde, Nro. 64. den 5. März 1798.

schreiben, Dekrete oder Gutachten nur im Namen und nach dem Willen Gottes und Jesu Christi abgefaßt; da muß ihnen alles, was sie nur redeten, schrieben oder beschlossen, von Gott oder von seinem Geiste selbst geoffenbart oder inspirirt heissen; da foderten sie die Könige und Fürsten unter den feyerlichsten Contestationen zur Beschützung des heiligen Peters, seines Eigenthums, seiner Rechte und Vorzüge auf, und versprachen ihnen Sieg, Ehre, Ruhm, eine lange und glückliche Regierung, ja die ewige Glorie und Herrlichkeit, woferne sie ihm ihren Schutz bewilligten; im entgegengesetzten Falle aber drohten sie ihnen mit Gottes, Jesu Christi, der heiligen Maria und des heil. Peters ewiger Ungnade. Als z. B. der Langobardische König Aistulf die Stadt Rom gar heftig belagerte, alle umliegende Gegenden mit Feuer und Schwert verheerte, die Kirchen selbst ausplünderte, und mit ihren Heiligenbildern in Aschen legte, so bat der röm. Bischoff Stephanus III den fränkischen König Pipin in einem Sendschreiben auf die dringendste Art um Rettung und Hilfe. In demselben führt er den Apostel Petrus selbst bittend an; „zuerst hält ihm dieser „Apostel, nach vorhergegangenem Segenswunsch, die gros„sen Vorzüge vor, die er von Christo erhalten hätte, so„dann fodert er den Pipin und seine zween Söhne feyer„lich auf, daß sie doch die ihm von Gott besonders „anvertraute römische Stadt — (wie doch der heilige „Peter lügen konnte!) — von der Langobarden Unter„drückung befreyen sollten. Hierauf giebt er ihnen, wie „wenn er lebendig vor ihnen stände, die Versicherung, „daß dieß seine eigene wirkliche Ermahnung sey, und daß „er die Franken als ein vorzügliches Volk betrachte a).

a) Wie sich doch diese Sprache des h. Peters zu Rom in unsern Tagen geändert hat! Sonderbar, daß eben das Volk,

„Auch unsere Frau, die Mutter Gottes und beständige Jungfrau Maria, — so fährt dieser um Hilfe „flehende Apostelfürst fort, — beschwört euch mit mir, „und befiehlt euch, so wie auch die Thronen und Herrschaften, und das ganze himmlische Heer, nebst allen Märtyrern und Heiligen, daß ihr meine Stadt „und Kirche beschützen sollet, damit ich euch ewige Belohnungen verschaffen kann. Lauft und helft derselben! „so will ich euch in allem beystehen, was ihr von mir „bittet u. s. w. a).“ Eben so wußten es die Päpste den fränkischen Königen bey allen Gelegenheiten wohl einzuprägen, daß von dem Schutze, den sie dem heil. Peter zu Rom angedeihen liessen, auch ihrer Häuser Glück und Segen abhienge. Als Karl der Große dem Papste Adrian von seinen Siegen über die Sachsen Nachricht gab, so schrieb ihm dieser, so lange er dem h. Peter treu bleiben, und sein ihm gethanes Versprechen halten werde, soll er ganz zuversichtlich hoffen, daß er unendliche Siege davon tragen werde. Ja, selbst dem orientalischen Kaiser Constantin und der Irene stellte dieser Papst die Folgsamkeit und Ergebenheit Karls zum Exempel vor, und versprach ihnen, daß, wenn sie sich eben so, wie dieser, um den heil. Peter zu Rom verdient machen würden, sie auch, wie er, über alle barbarische Nationen triumphiren werden b). Daher wurden denn auch alle die Fürsten und Könige, die sich als Beschützer und Wohlthäter der römischen Kirche bewiesen, von den Päpsten für ihre in Christo geliebte oder auserwählte geistliche Söhne

---

das den röm. Bischoffsstuhl ehemals so hoch erhöhete und bereicherte, nunmehr demselben alle seine irdische Macht und Herrlichkeit raubte!!

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XIX. S. 561.

b) Schmids Geschichte der Deutschen, 3tes Buch, 12. Kap.

erklärt, oder bekamen sie andere solche von der Schwärmerey gestempelte Ehrentitel. Alle Verträge und Bündnisse, die mit dem röm. Bischoffsstuhle geschlossen wurden, die wurden nicht anders, als bey dem allmächtigen dreyeinigen Gott, oder bey den vier Evangelien, oder bey dem Kreutze Jesu Christi, oder bey dem Leichname des heil. Apostelfürsten Petri oder bey andern solchen auf die Einbildungskraft starkwirkenden Heiligthümern beschworen. Alle ihre Aussprüche, selbst über Könige, Fürsten, Bischöffe, Erzbischöffe, Aebte und andere, die thaten sie nicht anders, als im Namen der hochheiligen Dreyeinigkeit, und in Kraft der ihnen von Gott verliehenen apostolischen Autorität; und wenn gleich solche geweihte Phrasen durch ihren häufigen und langen Gebrauch dem Volke zuletzt ganz geläufig und gemein wurden, so hörten sie doch nie auf, die für den röm. Petersstuhl einmal gefaßte sehr tiefe Ehrfurcht bey demselben stets zu unterhalten. Die Welt erfuhr es auch oft genug, was es für eine Wirkung that, wenn die Päpste im Namen Gottes und Jesu Christi und des heil. Peters, wie auch aller heiligen Apostel und Märtyrer ihre Bannflüche über diejenigen, welche ihren Aussprüchen etwa nicht gehorchen wollten, losschleuderten. Daher wußten sie auch denen, die sich bey ihnen zu insinuiren wußten, aus der Fülle ihrer geistlichen Macht nicht nur in der Einbildung bestehende, unsichtbare, schimärische Güter, sondern, wie wir schon gesehen haben, ganze große Länder, Fürstenthümer und Königreiche zu verschaffen, und das alles unter der Firma ihres jetzt so reich, so mächtig gewordenen heil. Peters. Daher wußten auch die Päpste die Sache Gottes und der Religion so schlau mit den ganz politischen Angelegenheiten der von ihnen begünstigten Fürsten zu vermengen und zu verwechseln, daß sie es z. B. geradehin für eine Beleidigung

Gottes und seiner Ehre, oder für einen Kirchenraub erklärten, wenn ein anderer Fürst in das Gebiet desjenigen, den sie in ihren hohen Schutz genommen hatten, einfiel und es eroberte; daß sie die Hand des apostolischen Stuhls, und dessen von Gottes Beystand begleiteten Waffen, nebst der Fürbitte der beeden größten Apostel, für die stärkste Schutzwehre gegen alle feindlichen Angriffe gehalten wissen wollten; daß sie endlich solchen Verächtern Gottes, d. h. solchen Gegnern des päpstlichen Interesse, nach der leitenden Gnade des heiligen Geistes, die schärfste Ahndung drohten. So mußten sich Vorstellungen und Ausdrücke der Religion von den Päpsten immer zur Maskirung politischer Entwürfe mißbrauchen lassen!

Am meisten aber wußten die Päpste zu Rom von jeher jenen dem Ap. Petrus von Christo gegebenen Auftrag: Waide meine Lämmer, zur Behauptung ihres Rechts, die Schaafe Christi nicht nur zu waiden, sondern auch gar meisterhaft zu scheeren, zu benützen. Denn da schien ihnen die ganze Welt nur eine Heerde voll Schaafe zu seyn, die alle Christo zugehörten, folglich alle dem Hirtenstab des h. Peters und seiner Nachfolger unterworfen wären; und alle die andern Bischöffe hielten sie nur für ihre Unterhirten, denen sie die Aufsicht und Sorge für die zu ihren Kirchensprengeln gehörigen Schaafe aufgetragen hätten. Da führten sie die magischen Worte: Kirche, und Kirchenerhöhung beständig im Munde und in der Feder, und immer machten sie ihre eigenen politischen Vortheile oder Vorzüge zu einer Sache Gottes oder des h. Peters, und die Angelegenheiten der röm. Kirche zu Angelegenheiten der Religion und der ganzen allgemeinen Christenheit. Da schien ihnen nichts mehr angelegen zu seyn, als das Heil der durch ein so theures Blut Jesu erkauften Seelen, die Ehre Gottes und seines

Sohnes, seiner Mutter Maria und seiner ganzen Kirche, während daß sie doch nur ihre eigenen Ländereyen, ihre Macht und Größe zu erweitern suchten. Da trotzten und pochten sie bald auf die Schlüssel des Himmelreichs, die sie als Petri Nachfolger ererbt hätten, und womit sie alles in der Welt binden oder lösen zu können, vorgaben; bald auf den Fels, d. h. nach ihrer Exegetik, auf den Petersstuhl, worauf der Herr seine auch von den Pforten der Hölle nicht zu überwältigende Gemeine erbaut hätte. Kurz, da wußte ein jeder von ihnen, mit der täuschenden Miene und Gebärdung eines für die Ehre Gottes und der Religion heißeifernden Andächtlers, die ganze biblische Phraseologie, so ferne sie nur mit den Vorzügen der Apostel in einiger Beziehung steht, immer nur auf seinen Petersstuhl hinzudrehen, und zur Erhebung desselben über alle andere Bischoffsstühle, ja selbst über alle Königsthronen, anzuwenden a).

§. XVIII.

Die fürchterlichen Wirkungen der päpstlichen Bannflüche und Interdikte.

Die so ungeheure und so ganz allein auf Schwärmerey gebaute Macht der Päpste offenbarte sich aber in keiner

a) So soll insonderheit der Papst Johannes VIII der erste gewesen seyn, der die Stelle des Proph. Jeremiä I. V. 10.: „Siehe, ich setze dich heute, dieses Tages, über Völker und „Königreiche, daß du ausreissen, zerbrechen, zerstören und „verderben sollst, auch bauen und pflanzen," in einem Schreiben an den orientalischen Kaiser Basilius, auf sich selbst als Papst angewandt haben, und zwar zu einer Zeit, da Photius an der Trennung zwischen den Kirchen des Orients und Occidents arbeitete.

Sache mehr, als in den ſo fürchterlichen und für unſere Zeiten beynahe unbegreiflichen Wirkungen ihrer Bannflüche. Denn ie dicker und finſterer jetzt die von der Schwärmerey über den ganzen Kirchenhorizont hergezogene Nacht des Aberglaubens wurde, deſto mehr mußten auch die Blitze der von Rom aus geſchleuderten Bannſtrahlen ſchrecken. Man konnte ſich dazumal, da noch alle chriſtlichen Biſchöffe mit ihrem römiſchen Oberprieſter in der himmliſchen Glorie, als die mit göttlicher Vollmacht ausgerüſteten Stellvertreter der Gottheit, erſchienen, den Gedanken gar nicht einfallen laſſen, daß jene Bannſtrahlen doch nichts anders, als leere eitle Phantome wären, die ihre ganze Macht zu ſchrecken blos von der damaligen Macht des Aberglaubens entlehnt hätten. Oder, wenn auch der eine oder der andere kaltblütigere Menſch über ihre Eitelkeit für ſich insgeheim hätte lachen oder ſpotten wollen, ſo würde er doch durch das Zittern und Beben aller damals lebenden Menſchen vor denſelben widerlegt worden ſeyn.

Wie das Exkommunikationsrecht der Biſchöffe in der chriſtlichen Kirche entſtanden, von Zeit zu Zeit weiter ausgedehnt, und durch Vermiſchung ihrer politiſchen Angelegenheiten mit der Sache Gottes und der Religion den gröbſten Mißbräuchen unterworfen worden, das iſt ſchon oben im zweyten Bande dieſer Geſchichte a) angezeigt worden. Jetzt aber wurden jene Mißbräuche des Kirchenbannes, beſonders auf Seiten der römiſchen Biſchöffe immer mehr vervielfältigt, und die Wirkungen deſſelben immer ſchreckhafter und fürchterlicher gemacht. Der Mailändiſche Biſchoff Ambroſius hatte, als er ſeinen Kaiſer Theodoſius in den Bann that, doch noch eine ſehr un-

mo-

a) S. zweyten Bandes dritte Abtheilung, §. XXXVIII. S. 270.

moraliſche, grauſame Nachhandlung, womit dieſer Regent die chriſtliche Kirche geärgert hatte, zum Grund ſeines über ihn gefällten Urtheils. Aber die jetzt regierenden Päpſte zu Rom machten blos politiſche Händel oder Unternehmungen, wenn ſie ihrem Intereſſe nicht gemäß waren, zum Vorwand ihrer Banndrohungen, und maskirten hernach ihre ſchändlichen Leidenſchaften mit dem Vorgeben, als ob die ihnen mißfälligen Regenten die gröbſten Sünder wären, und als ob nur der reinſte Religionseifer ſie angetrieben hätte, von der ihnen von Gott anvertrauten Macht, zu binden und zu löſen, Gebrauch zu machen. So bedrohte der Papſt Adrian II den K. Karl den Kahlen mit dem Banne, wenn es ihn gelüſten würde, einen Einfall in das Königreich Burgund zu wagen. Als ſich K. Karl der Dicke hatte einfallen laſſen, einige einem Nonnenkloſter bey Breſcia zugehörige Geräthſchaften und Güter zu verſchenken, ſo foderte ihn der P. Johann der Achte ſogar vor ſein Kirchenkonvent nach Rom; ja, er hatte ihn, auf den Fall der Weigerung und Nichterſcheinung, ſchon zum Voraus exkommunicirt, und wenn er in ſeiner Hartnäckigkeit beharren würde, ihm noch derbere Schläge zugedacht. Eben dieſer Johann VIII bedrohte auch einen Jeden mit der Exkommunication, der ſich unterſtehen würde, ſeinen in Schutz genommenen ſehr herrſchſüchtigen Freund Boſo, Statthalter in Provence, und nachmaligen König von Burgund auf irgend eine Art feindlich zu behandeln. Wie ſchimpflich nachher der K. Heinrich IV von ſeinem Präceptor, dem P. Gregor VII, gehudelt worden, das ſoll weiter unten erzählt werden.

Inzwiſchen gab der unſinnige Schwärmerwahn, der den Papſt zu Rom mit der ganzen Allmacht eines über die Vergrößerung ſeines Reichs eiferſüchtig wachenden Zorngottes waffnete, auch ſchon in dieſen Zeiten ſeinen Bannſtrahlen die fürchterlichſte Gewalt, und brachte die

schrecklichsten Wirkungen hervor. Ein Beyspiel hievon sah man an dem Könige Robert von Frankreich. Dieser hatte die Wittwe eines Grafen von Chartres und Blois N. Bertha, die im vierten Grade mit ihm verwandt war, geheyrathet. Diese Ehe sah man zu Rom als blutschänderisch und verboten an; und Robert bekam also von dort her die Synodal-Verordnung, er sollte seine mit ihm verwandte Gemahlinn von sich entlassen, und sieben Jahre lang Kirchenbuße thun, sonst sollte er in den Bann fallen. Da nun dieser Fürst sich schlechterdings von seiner Bertha, die er innigst liebte, nicht trennen wollte, so wurde er erstlich durch den Bann, hernach durch ein päpstliches Interdikt, — ein noch höherer Grad des Kirchenbannes, — dazu gezwungen. Dieß brachte eine so allgemeine Furcht hervor, daß dieses königliche Ehepaar, von allen Menschen verlassen, nicht mehr als zwey Bediente zur Aufwartung übrig behielt, und daß auch diese alle Gefäße, woraus der König aß oder trank, ins Feuer warfen, um sich ja nicht damit zu verunreinigen, oder etwas von der Contagion des Bannes zu bekommen. a)

Durch ein solches Interdikt, welches nichts anders als ein höherer Grad des Kirchenbannes war, wurde aller öffentliche Gottesdienst in der Stadt, oder in der Provinz, oder in dem Königreiche, das damit belegt war, eingestellt; alle Altäre wurden ihres Schmucks entblößt; keine oder nur stille Messen gelesen; kein Kind öffentlich getauft; nur Sterbenden wurde, wenn sie es verlangten, das Abendmahl gereicht; keine eheliche Verbindung, und keine andere, als Fastenspeise, erlaubt. Kurz, dadurch wurde oft um eines Einzigen willen die gesammte Christenheit eines ganzen Landes, ohne all ihr Verschulden, ihres ganzen gottesdienstlichen Ceremoniels, das doch noch

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXII. S. 313. sq.

das einzige Vehikel der Religiosität für sie war, und das man ihnen für unumgänglich nothwendig zur Erlangung der ewigen Seligkeit ausgegeben hatte, beraubt. Dadurch wurden dann die Menschen, durch die Schuld der Päpste selbst, entweder an gänzliche Irreligion, oder doch wenigstens an Geringschätzung und Gleichgiltigkeit gegen alle Religionsübungen gewöhnt; wobey zwar Bösewichte ihre volle Rechnung fanden, alle Gutdenkende hingegen mit der schwermüthigsten Seelenangst gequält wurden, so daß die Päpste sich nachher selbst genöthigt sahen, die Strenge ihrer ganz unchristlichen, nur Religionsverachtung erzeugenden Interdikte zu mildern a).

So fürchterlich, so schreckhaft war also die Zauberkraft des Kirchenbannes, daß die Exkommunicirten nicht nur allen Antheil an der Kirchengemeinschaft, und, wie jedermann glaubte, an der dadurch zu erlangenden Gnade Gottes, sondern auch alle zum frohen Daseyn nöthigen Vortheile und Rechte der Menschen und Bürger verloren; daß alle Bande der häuslichen, bürgerlichen und menschlichen Gesellschaften, wovon sie umschlungen waren, dadurch aufgelößt wurden; daß kein Mensch mehr mit dem Verbannten einigen Umgang oder Gemeinschaft haben wollte; daß man ihn wie die Pest flohe, und alles, was er nur anrührte, für befleckt und unrein hielt; daß ein jeder, der mit dem Verbannten etwa nur aus Unwissenheit, oder aus Nothwendigkeit, oder gar aus Liebe und Mitleiden Umgang hatte, in den nämlichen Bann mit ihm verwickelt werden konnte; daß Könige und Fürsten, die vom Banne getroffen waren, ihre Rechte zu regieren verloren, und daß ihre Unterthanen sich von dem Eid der

a) Babors Ursprung, Fortgang und Schicksale der Exkommunication und des Interdikts unter den Christen. S. 190 sq. N. 113. sqq.

Treue und des Gehorsams, den sie ihnen geschworen hatten, losgebunden glaubten. „Mit Geld und Truppen, „sagt deswegen der sehr scharfsinnige Verfasser der Ge„schichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland a), konn„ten die Päpste keinem zu Hilfe kommen, aber sie ver„mochten noch mehr als dieses, sie wirkten auf den Geist „der Nation; eine Bannbulle von Rom machte größere „Erschütterungen und Verheerungen, als die schwimmenden „Batterien unserer Tage. Ein Paar mit denselben bewaff„nete in Deutschland erscheinende Legaten waren hinrei„chend, Fürsten von ihrem Oberhaupte, Unterthanen von „ihrem Landesherrn abwendig zu machen, und die Köpfe „der besten Menschen zu verrücken, wenn sie den zu Rom „mißfälligen König dem Volke als einen vom Herrn „verworfenen Saul darzustellen wußten. Das war den „mächtigsten Fürsten eine fürchterliche Erscheinung, wenn „damals ein Legat nach Deutschland kam; er brachte „nicht nur papierne Blitze mit, sondern Empörung und „Aufruhr, Verhetzung der Nation in sich selbst, Mord, „Brand und Verwüstung ganzer Provinzen u. s. w.“ Wie doch dieses alles in unsern Tagen so ganz anders geworden ist!! da jene papierne Bannstrahlen des römischen Oberpriesters auch nicht einen Soldaten von dem fränkischen und cisalpinischen Heere mehr schreckten; da die ganze Welt ihrer Unmacht spottet; und da alle vorgegebene Wunder-Erscheinungen, alle Thränen der Gnadenbilder, selbst die Augenverdrehungen der Mutter Gottes den auf Schwärmerey gebauten, schon lange her wankenden Petersstuhl zu Rom nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten.

---

a) S. Geschichte der päpstl. Nuntien in Deutschland. 1r. Band. Frankf. u. Leipz. 1761. 18. Buch. §. 13. S. 61.

§. XIX.

Wie es geschehen konnte, daß die Päpste ihr schwärmerisches Vorgeben von der auf sie fortgeerbten Schlüsselgewalt Petri zuletzt selbst ganz treuherzig glauben, und wie man sie auch noch bey ihrem tiefsten Versinken in Unsittlichkeiten als Christi Statthalter ehren konnte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Schand- und Frevelthaten der Päpste, die in den vier vor uns liegenden Jahrhunderten den Petersstuhl zu Rom besessen haben, hier der Länge nach anführen wollten. Wenn man aber das Leben dieser Päpste auch nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, so muß sich einem beynahe alle Augenblicke die Bemerkung aufdringen, wie leicht sich alle menschliche Leidenschaften hinter der Aegide der Schwärmerey zu verstecken, und sich den blindendsten Anstrich eines recht warmen und frommen Eifers für die Religion zu geben wissen. So hatte sich die Herrschsucht, der Stolz und Ehrgeitz der Päpste von je her nur hinter die schwärmerischen Vorstellungen, welche die ganze Welt von der auf sie fortgeerbten Schlüsselgewalt des Ap. Petrus hegte, verborgen. Und eben diese Vorstellungen flößten nun den Päpsten hinwiederum einen Geist des Uebermuths ein, der jedes Mittel ergriff, um sich den Weg zu der unumschränktesten Oberherrschaft zu bahnen, und der sich doch zu gleicher Zeit über alle Regeln der Sittlichkeit und guten Ordnung hinwegsetzte. Was anfänglich nur eine sehr erhaben klingende, frömmelnde, auf geistige Gewalt hindeutende Phrasis war, das machten sie nachher zu einem sehr scheinbaren Grund des Anspruchs auf eine weltliche Macht. „Als Nachfolger des „Ap. Petrus kündigte sich, wie ein neuerer Schriftsteller

„ſagt a), ein jeder unter den Päpſten gleich in ſeiner An„trittspredigt an, und als ein ſolcher eignete er ſich nun „auch, — weil man die Prämiſſe als ausgemacht an„nahm, — alle die hohen Vorrechte zu, die ihm, als ei„nem Nachfolger des Apoſtelfürſten gebührten. Er glaubte „nun ſelbſt, aus Pflicht und zur Ehre Gottes alles thun „zu müſſen, was ihm nur die unmäßigſte Ehrſucht und „Herrſchſucht eingeben konnte. Seine Leidenſchaften trugen, „wie bey allen Schwärmern, die Maske des frommen Eifers „für Religion und Kirche; und wie der Lügner Lügen, „die er oft erzählte, und die ihm bald ſo einträglich wur„den, zuletzt ſelber glaubt, ſo glaubte der röm. Biſchoff „auch zur Ehre Gottes, und nach Pflicht und Beruf al„les zu thun, was er eigentlich nur aus unbegränztem „Stolz und Uebermuth that. Was einer von den Vor„fahrern dem Stuhle an Macht, Rang und Vorrechten „gewonnen hatte, das zu behaupten, und gegen jeder„mann mit dem glühendſten Feuereifer zu vertheidigen, „ſchien ihm nun — — Sache Gottes.“ Ja, dieſe Macht, dieſe Vorrechte des päpſtlichen Stuhles nicht nur zu vertheidigen, ſondern auch immer mehr zu erweitern, zu vergrößern und zu erhöhen, dazu glaubten ſie darum berechtigt zu ſeyn, weil Chriſtus ſelbſt, als der höchſte Herr der Welt, ſie zu ſeinen Statthaltern in ſeinem Reiche gemacht, und ihnen ſein Gebiet immer weiter über die ganze Erde auszudehnen befohlen hätte. Der große Petersname und die hohe Gewalt, die ihnen nach ihrer feſten Meynung von Chriſto übergeben worden, hatte ihnen ſchon ſeit dem fünften Jahrhundert ſo herrliche Dienſte zur Vergrößerung ihrer Macht und Hoheit, und zur Vermehrung ihrer Kircheneinkünfte geleiſtet. Je glückli-

a) S. Beyers allgem. Magazin für Prediger, X. Bandes 2tes Stück. S. 29. sq.

cher ſie nun in ihren Entwürfen zur Errichtung einer kirchlichen Alleinherrſchaft fortſchritten, deſto feſter bildeten ſie ſich ein, als ob jenem Apoſtel wirklich alle die Macht und alle die Reichthümer, Länder und Güter, die ihnen der fromme Schwärmerglauben ihrer Zeit zuwandte, von Rechtswegen und vermöge der ihnen von Chriſto ertheilten Vollmacht zugehörten, und als ob die röm. Biſchöffe nun wirklich im Namen Petri die rechtmäßigſten Oberherrn aller Chriſten wären.

Daher mögen denn auch unter jenen Päpſten zu Rom manche geweſen ſeyn, die es ganz treuherzig glaubten, daß alles das, was ſie auf Erden beſchloſſen, eben darum auch ganz gewiß im Himmel von Gott ſelbſt ratificirt werde. Man erinnere ſich z. B. hier nur an jenen ſo ſchändlichen Buben, der ſich Papſt nannte, Johannes XII. Als der Kaiſer Otto I. und die zu Rom bey ihm verſammelten Biſchöffe dieſen unwürdigen Menſchen wegen vieler höchſtärgerlicher Verbrechen, die er begangen hatte, vor ihre Synode foderten, und ihn abſetzen wollten, ſo ließ er ihnen die ſehr einfältige, das dümmſte Vertrauen auf ſeine eingebildete Papſtmacht verrathende, Antwort ſagen: „Johannes, Knecht der Knechte Gottes, „allen Biſchöffen. Wir hören, daß ihr einen andern „Papſt wählen wollet. Iſt das eure Abſicht, ſo excommunicire ich euch alle im Namen des allmächtigen Gottes, damit ihr auſſer Stand geſetzt werdet, weder einen „Papſt zu ordiniren, noch auch Meße zu halten.“ a) Dieſer Elende glaubte alſo recht ſteif und feſt, er könnte durch ſeine vorläufige Exkommunication alle die Schlüſſe, die der K. Otto und ſeine Synode etwa zu ſeinem Nachtheil faſſen möchte, zum Voraus annulliren. — Die meiſten von jenen Päpſten aber waren nichts als bloſſe

a) Bowers Hiſtorie der röm. Päpſte Thl. VI. S. 301.

Heuchler oder Betrüger, die jene Schwärmerterminologie allein dazu gebrauchten, um die allgemeine Meynung von ihrer souveränen geistlichen Gewalt, so lang als möglich, im Credit zu erhalten, und ihre Herrschsucht, ihren Geitz, ihre Wollüste oder andere solche Leidenschaften, unter ihrer Maske, desto ungestrafter befriedigen zu können.

Denn, da nun auch die Römer unter den unruhvollen Kriegen, womit die fränkischen und italienischen Fürsten einander befehdeten, nicht nur in den dümmsten fanatischen Aberglauben, sondern auch in das tiefste Sittenverderben versunken waren, so entstanden, bey den vielen zu Rom herrschenden Faktionen, natürlicher Weise auch sehr unruhige Papstwahlen, da immer eine Parthie die andere von dem so mächtigen Petersstuhl wegzudrängen, und ihren Günstling auf denselben zu erheben suchte; da immer ein Papst den andern bald mit List bald mit Gewalt, bald durch Gift oder auf eine meuchelmörderische Art, bald durch öffentliche Hinrichtung aus dem Weg zu räumen suchte; da so gar auch die schändlichste Buhldirnen, eine Theodora, eine Marozia, und andere den überwiegendsten Einfluß in die Papstwahlen hatten. Da kamen dann, wie man sichs leicht vorstellen kann, so manche Männer und Buben auf den Petersstuhl, die weder Kopf noch Herz hatten, eine so erhabene Würde auch nur mit einigem Schein von Klugheit und Wohlanständigkeit zu behaupten; Männer, die die Geschichte mit allem Recht moralische Ungeheuer nennt; deren sich selbst die niedrigsten Speichellecker des röm. Bischofsstuhles von je her geschämt haben, und zu schämen, alle Ursache hatten; Bösewichte, die nicht nur das unflätigste Hurenleben öffentlich und mit der frechsten Stirne führten, nicht nur als Meineidige, als Mörder, als Ehebrecher, als Räuber, als Verräther und Aufwiegler des Staats

berüchtiget waren, ſondern auch mit der Religion ſelbſt und mit religiöſen Dingen, die ſie doch zum Vorwand ihrer Bübereyen und Greuelthaten brauchten, das muthwilligſte Geſpötte trieben, und weder Sinn noch Achtung für Ordnung und gute Sitten hatten, die aber deſſen ungeachtet bey der in gänzliche Blindheit verſunkenen Welt mit ihrer vorgegebenen Schlüſſelgewalt noch Kredit und Anſehen genug fanden, zum Theil nach ihrem Tode noch für Heilige erklärt wurden.

Denn ſo weit war es nun leider mit der Verblindung der Menſchen gekommen, daß ſie eine ganze Reihe eben derjenigen Päpſte, die ſie als die ſchändlichſten Laſterknechte verabſcheuen mußten, dennoch in aller Geduld und Unterwürfigkeit für ihre gebietenden Oberherrn im Glauben wie in Sitten, und für die ächten Stellvertreter ihres Erlöſers erkannten! Wie höhniſch mag da nicht ſo mancher leichtſinnige Spötter z. B. ein Sergius III, ein Johannes Xte, der XIte, der XIIte, ein Benedikt IXte und andere über die Dummheit der Welt in die Fauſt hinein gelacht haben, wenn ſie ſich bey allen ihren Unſittlichkeiten und Abſcheulichkeiten dennoch als Chriſti Statthalter, die himmliſche und irrdiſche Kronen zu verſchenken hätten, geehrt ſahen!!

§. XX.

Keiner unter allen bisherigen Päpſten treibt die Papſtgewalt höher, als Gregor VII. Sein Charakter, ſeine Erziehung, und ſeine Thätigkeit, ehe er Papſt wurde.

Keiner aber unter allen bis auf das Jahr 1073 hin regierenden Päpſten wußte die Welt ſo meiſterhaft am Gängelbande des Fanatismus zu führen; trieb die über Staat und Kirche unumſchränkt gebietende Oberherrſchaft des römiſchen Dalai Lamas bis zu einer ſo ſtupenden

Höhe empor, wie Hildebrand oder Gregor VII, dieſer eben ſo ſchlaue und ſcharfſichtige, als herrſchſüchtige, ehrgeitzige, kühne, unerſchrockene, hartherzige und unbeugſame Cluniacenſermönch, a) dem ſein ſtrenges unbeſchol-

a) Um der nachher zu beurtheilenden von Hrn. Prof. Gaab zu Tübingen verfaßten Hildebrandiſchen Apologie willen mag die Schilderung dieſes Charakters von zween andern neuen Geſchichtsforſchern auch hier ſtehen. Voici, ſagt Bayle in ſeinem dictionnaire historique et critique unter dem Namen Gregoire VII. not. A. Voici le portrait, qu' un Auteur moderne nous en a donné. „C' êtoit un homme d' une sta„ture beaucoup au desſous de la mediocre, mais ayant „dans ce petit corps une ame tres grande, un esprit ex„trémement vif et fort eclairé, un courage intrepide et in„capable de ceder, quelque difficulté, qu'il rencontrât dans „la poursuite de ses entreprises, d'un naturel ardent, impe„rieux, prompt, hardi, et entreprenant, allant sans doute „un peu bien vîte à l'execution, et pouſſant aiſement les „choses aux dernieres extremités, sans apprehender les fa„cheuses suites, que pouvoient avoir les resolutions vigou„reuses à la verité, mais auſſi quelquefois trop violentes, „qu'il prenoit: au reste irreprochable dans sa vie, de quelque calomnie dont ſes ennemis l' ayent voulu noircir, donnant „le premier aux autres l' exemple de tout ce qu'il exigeoit „d' eux, et tres savant surtout dans les sciences divines, „et dans le droit, ſes regles et les coutumes de l'eglise etc. Und der würdige Herr Abt D. Henke ſagt in der zweyten Auflage ſeiner allg. Geſch. der chriſtl. Kirche im 2ten Thl. S. 108 von ihm: „Nicht leicht gab es einen Eroberer und „Regenten von ſo ſeltener, aber auch ſo ſchreckhafter Größe „des Genies und Charakters, als Gregor VII war: ein küh„ner Waghals, aber dabey ein Weltmann von feinſter Klug„heit; und ein Held vom entſchloßenſten, ſtandhafteſten „Muthe; verſchmizt und niederträchtig mit dem Anſchein „von edlem Stolze; ein eingebildeter Heiliger, den ſeine „Nachkommen angebetet haben, und ein Menſch ohne Reli„gion, ohne Treu und Glauben, den ein vertrauter Freund „ſeinen heiligen Satan nannte.“

tenes Privatleben deſto mehr Anſehen gab, je ſeltener jetzt ein ſolcher Heiliger auf dem päpſtlichen Stuhle war, und je mehr er blos allein für die Ehre, Macht und Heiligkeit der Kirche Chriſti zu eifern ſchien. Dieſer ſo auſſerordentliche Mann ward von geringen Aeltern in einem kleinen Städtchen Soane im Florentiniſchen geboren. Seine erſte Erziehung bekam er bey einem Onkle zu Rom, unter deſſen Leitung er wahrſcheinlich den erſten Grund in den Wiſſenſchaften legte. Nachher kam er in das wegen ſeiner ſtrengen Disciplin damals noch berühmte Kloſter Clugny, wo er wahrſcheinlich zuerſt die Unbeugſamkeit und Härte des Charakters annahm, die ſo vielen Mönchen eigen iſt, wo er ſich aber auch bald in ſo guten Credit ſetzte, daß er zum Prior erwählt wurde. Aus dieſem Kloſter nahm ihn der P. Leo IX. als einen einſichtsvollen, ſcharf- und hellſehenden Mann mit ſich nach Rom, und machte ihn zum Subdiakonus der röm. Kirche. Unter einem der nachfolgenden Päpſte, Nicolaus II. wurde er Archidiakonus, und in dieſen beeden Ehrenſtellen bedienten ſich die Päpſte ſeiner zu verſchiedenen politiſchen Aufträgen und Geſandtſchaften mit groſſem Vortheil und einem ſehr glücklichen Erfolg.

Bey dieſen Staatsgeſchäften erwarb er ſich aber auch ſo viele Erfahrung und Klugheit in Lenkung öffentlicher Staatsangelegenheiten, ſo viele Welt- und Menſchenkenntniß, insbeſondere ſo viele Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Charakteren, Neigungen, Abſichten, ſchwachen und ſtarken Seiten ſehr vieler Fürſten und ihrer Miniſter; er lernte den Geſchäftsgang der Politik mit allen ihren Wendungen und Krümmungen, und das verſchiedene Intereſſe der Kabinete nebſt ihren geheimſten Triebfedern ſo genau kennen, daß ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung zu Rom keine Verhandlung am päpſtlichen Hofe, kein groſſes oder kleines Staatsgeſchäft vorgenommen wurde, da er nicht

die vorzüglichſte Triebfeder geweſen wäre; und daß er ſchon als Archidiakonus, da er noch hinter dem Vorhange ſtand, mehr Einfluß auf die Entſcheidung aller Staatsſachen hatte, und mehr Papſt war, als die Päpſte ſelbſt. Daher bewarben ſich denn auch die größten Biſchöffe und Erzbiſchöffe, wenn ſie zu Rom etwas zu ſuchen hatten, mehr um die Gunſt des Archidiakonus, als des Papſtes; und jener ſetzte in den an ſie erlaſſenen Schreiben ſeinen Namen immer an die Seite des Papſtes. Dabey bewies er ſich auch ſo herriſch und ſtrenge, daß er ſchon als Subalterne des Papſts gewiſſe Nationen zu bändigen, und ihren wilden Hochmuth zu beugen drohete; ja daß ihn ſein eigener Freund, der berühmte Cardinal Damiani, mit ſatyriſchem Witz ſeinen heiligen Satan nannte, und ihn bat, er möchte doch nicht ſo heftig gegen ihn wüthen. Daher baten die ſeinen Uebermuth und ſeine Strenge fürchtenden deutſchen Biſchöfe, als er zum Papſt gewählt wurde, den Kaiſer Heinrich IV. insgeſamt aufs inſtändigſte, er möchte doch die ohne ſein Vorwiſſen geſchehene Papſtwahl für nichtig erklären, ſonſt würde er diesmal ſeine Nachgiebigkeit ſehr zu bereuen haben. a)

§. XXI.

Gregors VII. vorgegebenes Creditiv einer göttlichen Inſpiration. Sein höchſt wahrſcheinlicher Plan zur Errichtung einer geiſtlichen Univerſalmonarchie.

Von einem ſolchen Manne war es daher wohl zu erwarten, daß er die Zaubermacht des Aberglaubens und der Schwärmerey deſto ſicherer zur unbegränzteſten Erhebung der ſchon ſo hoch geſtiegenen Papſtgewalt benützen würde, je mehr er ſich das Anſehen eines heiligen,

a) Schmids Geſch. der Deutſchen, fünftes Buch, 4tes Kap.

ſtrengen und heiſſen Eiferers für die Ehre der Kirche zu geben wußte. Er ließ es daher auch an dem Creditiv einer göttlichen Inſpiration, womit ſich ſolche Kirchendeſpoten von jeher ein ſo hohes Anſehen zu geben wußten, gar nicht fehlen. Daher erzählt uns ein Apologet dieſes Papſtes, der demſelben nicht nur eine natürliche, ſondern ſogar jene übernatürliche Klugheit, die ein Geſchenk des heil. Geiſtes ſeyn ſoll, beylegt, von ihm, a) „es ſey ihm einſt, noch ehe er den päpſtlichen Stuhl be„ſtiegen, im Traume vorgekommen, er ſähe ein großes „Feuer, das aus ſeinem Munde ſtrömte, und die ganze „Welt in Brand ſteckte;“— eine Flamme, welche ſeine Läſterer nachher einen Höllenbrand, die vernünftigen Katholiken aber, wie dieſer Apologet ſagt, ein Feuer des heil. Geiſtes nannten. „Als er ſchon Papſt geweſen, „erzählt eben derſelbe, habe er ſich an einem Gründonner„ſtag in der Abtey Nonantola befunden, und da er eben „die Einweihung des heiligen Oels beendigen wollte, ſo „ſey plötzlich eine himmliſche Flamme herabgefahren, und „habe es angezündet.“ Noch merkwürdiger aber ſoll folgendes Faktum ſeyn: „Als er einſt die Meße gefeyert, „ſo ſey ein Landmann, der zugegen geweſen, auf einmal „in Ekſtaſe gerathen, habe eine Taube vom Himmel her„abſteigen ſehen, die ſich auf Gregors rechte Schulter „ſetzte, und ihm mit ausgebreiteten Flügeln den Kopf be„deckte. Nach der Conſekration verlängerte die Taube ih„ren Hals, tauchte den Schnabel in den Becher, und „flog wieder gen Himmel, woher ſie gekommen war. Der „gute Landmann erſtaunte zwar über das Geſicht, gieng

a) Gregor der Siebente, eine Abhandlung des Kanonikus Alphonſus, Grafen Muzzarelli, aus dem Ital. überſetzt von J. W. H. Ziegenbein, in Hrn. D. Henkes Magazin für Religionsphiloſophie, 2ten Bandes 3tes St. S. 524.

„nach Hauße zurück, und bewahrte das geschehene Wun„derzeichen nur für sich in seinem Herzen. Aber dreymal „ward er durch eine himmlische Gestalt daran erinnert, „und ihm keine Ruhe gelassen, bis er es dem heil. Gregor „selbsten geoffenbart hätte.“

Unter solchen Wunderzeichen trat der kühne, keiner Furcht und keines Nachgebens fähige, stolze Fanatiker, Hildebrand, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, auf dem Schauplatz der Kirchenhierarchie auf, und begann die Ausführung eines Plans, über dessen furchtbaren Größe die gegenwärtige Welt noch mit Recht erstaunet. Denn, wenn auch bey so Manchen seiner Vorgänger kein eigentlicher bedachtsam angelegter politischer Plan zur Vergrösserung ihrer Macht zu vermuthen seyn möchte, so geht doch gewiß aus allen den Briefen, Anordnungen, Anstalten und Thaten, die man noch von Gregorn VII. weiß und liest, der so abentheurliche von ihm selbst ausgedachte oder doch sehr erweiterte Entwurf hervor: zuerst alle zum Kirchendienst gehörige Personen, Güter und Handlungen der Oberherrschaft weltlicher Könige und Fürsten zu entziehen, und sie ganz allein von dem Petersstuhle zu Rom abhängig zu machen; sodann auch alle weltliche Regenten selbst zu einem vollkommenen blinden Gehorsam gegen die vorgebliche Nachfolger und Statthalter Petri zu verpflichten, und die Reiche derselben als Lehen, die sie von dem apostolischen Stuhle zu Rom empfangen hätten, der freyen Macht und Willkühr eines jedesmaligen Besitzers dieses Stuhls zu unterwerfen. Mit einem Worte, eine geistliche Universalmonarchie zu errichten, welcher sich auf unserm ganzen Erdenball nichts sollte widersetzen können, das war der ungeheuer kühne Plan, der nur in dem Kopfe eines solchen Fanatikers, wie Hildebrand war, entstehen konnte, „die ganze Kirche sollte, wie der gelehrte Hr. Abt D. Henke diesen Plan

darſtellt, a) ein von der übrigen Welt abgeriſſenes, von irdiſcher Macht unabhängiges, aber doch die ganze Welt zuſammenfaſſendes, gemeines Weſen, Rom der oberſte Gerichtsplatz in demſelben, jeder Biſchof nur Stellvertreter und Vaſall, alles Kirchengut Eigenthum des Papſts, aber auch jedes Reich der Erde, jeder König und Fürſt, ſowohl für ſeine Perſon, als mit ſeinem Volke, dieſer geiſtlichen Monarchie unterwürfig, gehorſam und zinsbar ſeyn. Zwar waren dieſe Grundſätze Gregors nicht alle neu, aber er brachte ſie mehr in Gang und Uebung; die Mittel und Hilfen, wodurch dieſes Werk ausgeführt werden ſollte, waren nicht alle ſeine eigene Erfindung, aber er benutzte ſie beſſer und glücklicher, als irgend einer von ſeinen Vorgängern.

§. XXII.

Gregor VII. ſucht den Kaiſern ihr Inveſtiturrecht, unter dem profanen Namen der Simonie, zu entreißen. Auch dabey miſchen ſich Schwärmervorſtellungen mit ein.

Um dieſen Plan in Ausführung zu bringen, fieng Gregor VII, als er im Jahr 1073 den päpſtlichen Stuhl zu Rom beſtieg, ſeine Regierung ſogleich mit den heftigſten Angriffen auf Simonie und Prieſterehe an, indem er gleich bey ſeiner erſten Kirchenverſammlung zu Rom im J. 1074 alle Prieſter und Layen, die ſich des geiſtlichen Dienſt- und Pfründenhandels, — denn dieſen nannte man Simonie, b) ſchuldig machten; und dann insbeſondere die Prieſter, die in der Ehe lebten, oder ſich,

a) In deſſen allg. Geſch. der chriſtl. Kirche 2ten Th. 2te Aufl. S. 109.

b) Von jenem Magier Simon her Apoſtelgeſch. VIII. v. 18. der den Apoſteln Geld für eine geiſtliche Waare anbot.

wie er es zu nennen beliebte, Concubinen hielten, in den Bann that. In beeden Stücken hatte Gregor immer den Schein eines sehr warmen Eifers für die Ehre und Heiligkeit der Kirche für sich, während daß er doch nur die Absicht hatte, alle Bischöffe und Priester der weltlichen Macht und Gerichtsbarkeit zu entziehen, und seinem höchsten Oberrichteramt zu unterwerfen. Denn, was war das nicht für eine ärgerliche Mäcklerey, wenn da alle geistliche Bedienungen und Pfründen mit ihren Kirchenrevenüen am kaiserl. Hofe durch bestellte Unterhändler an die Meistbietenden verkauft, oder durch Weibergunst und Ministerskabalen an schlaue, niedrige Speichellecker hingegeben wurden! Wer konnte es da dem frommen Papste verargen, wenn er mit dem fürchterlichsten Banne dreinschlug, alle Pfründenverkäufer und Mäckler für verbannt erklärte, und mit einer viel unerbittlichern Strenge, als alle seine Vorgänger, auf der Vollziehung seines Bannes bestand! — Freylich mochte es zu Rom mit dem geistlichen Dienstkram eben auch nicht viel besser und säuberlicher zugehen, als am kaiserlichen Hofe; das Pallium, diese nun schon unentbehrlich gewordene Ausrüstung der Bischöffe, konnte dort eben so wohl, ja wegen der weiten Entfernung, und weil man die Candidaten nicht immer genug prüfen konnte, noch leichter und öfter an Unwürdige hingegeben werden, wie in Deutschland. Aber genug, wenn nur einmal die weltlichen Mächte von der Besetzung aller geistlichen Würden und Ehrenstellen ausgeschloßen waren; wenn es nur einmal entschieden war, daß alle Bischöffe, Erzbischöffe und Aebte ihr Pallium nur allein von Rom her zu holen hätten, dann konnten sie, als die von Rom abhängige und dem Petersstuhl ergebene Vasallen, schon eher zum Dienst und zur Erhöhung der röm. Kirche gegen die weltlichen Regenten gebraucht werden.

Eben

Eben darum wandte Gregor VII. alle seine Staatskünste und Papstgewalt an, um den Kaisern und Königen ihr bisheriges Investiturrecht, dem er eben auch den profanen Namen Simonie gab, aus den Händen zu winden. Ring und Stab waren sonst die Insignien, womit die Bischöffe und Prälaten ehemals von den weltlichen Fürsten zu ihren Kirchenämtern investirt oder eingeleitet wurden, der Ring, als Symbol der innigen Verbindung des Bischoffs mit seiner Diöcese; der Krummstab als Symbol des Alters, der Würde und der Hirtensorgfalt. Mit diesen Ehrenzeichen übertrugen die weltlichen Regenten, nach alter Belehnungssitte, nicht sowohl die geistlichen Würden selbst an die damit zu belehnenden Kleriker, als vielmehr das Recht zum Genuße der damit verbundenen Länder und Güter. Aber eben diese Uebertragung war es, was Gregor VII. als eine widerrechtliche Anmassung und als Eingriff in die geistliche Gewalt von Grund aus abgestellt und aufgehoben wissen wollte. Er gab sich daher alle Mühe, dieses Investiturrecht der Fürsten, als eine die heil. Kirche greulich entehrende Simonie, auch durch ein sehr fulminirendes Dekret, auszurotten und zu vernichten. Nach demselben sollte kein Geistlicher mehr ein Bisthum oder eine Abtey von irgend einem Layen, wer er auch seyn möchte, annehmen; Wer dieses thun würde, der sollte für keinen Bischof oder Abt erkannt werden, er sollte von aller Gnade des heil. Peters ausgeschlossen, und in den Bann gethan seyn. Und wenn ein Kaiser, ein Herzog oder ein anderer weltlicher Regent sich noch unterstehen würde, einem Bischof die Investitur zu ertheilen, so sollte derselbe ebenfalls dem Kirchenbanne unterworfen seyn. Da nun insonderheit K. Heinrich IV. diesem seinem Rechte nicht so schlechtweg entsagen wollte, so ließ ihm Gregor durch seine Legaten in Deutschland mit dem Banne drohen, und foderte ihn, wegen verschiede-

ner ihm angeschuldigter Verbrechen, zur Verantwortung vor seine nächste Synode nach Rom. Heinrich aber, mehr aufgebracht als furchtsam, befolgte diese päpstliche Vorfoderung nicht, sondern berief eine Versammlung von Bischöffen nach Worms, und ließ den Papst ebenfalls so vieler Verbrechen wegen anklagen, daß diese Synode seine Papstwahl für null und nichtig erklärte, und ihm diesen Schluß in einem sehr beleidigenden Sendschreiben bekannt machte. Gregor aber, anstatt sich dadurch ausser Fassung setzen zu lassen, nahm das Sendschreiben an, ohne ein Wort zu sagen. Am folgenden Tag schleuderte er seine Bannstrahlen gegen den Kaiser und gegen alle, die es mit ihm hielten, in einer Synode feyerlich los, entband alle seine Unterthanen von dem Eid der Treue, den sie ihm geleistet hatten, untersagte ihm die Regierung über Deutschland und Italien, und gab damit die Losung zu einer fast allgemeinen Verschwörung wider ihn. Die schröckliche Wirkung dieses Bannfluches werden wir weiter unten ausgeführt finden. Der Krieg aber, den dieser Investiturstreit zwischen den Päpsten und den deutschen Kaisern erregte, nahm mit Gregors Tode noch kein Ende, sondern wurde von den nach ihm folgenden Päpsten noch lange fortgesetzt, und ward endlich im Jahr 1122 durch das berühmte Wormser Concordat dahin entschieden, daß der Kaiser Heinrich V. auf die Investitur der Bischöffe durch Ring und Stab Verzicht thun mußte, hingegen den Erwählten wegen ihrer weltlichen Besitzungen und Fürstenthümer die Belehnung mittelst eines Scepters ertheilen sollte.

Inzwischen gab es auch bey diesem Streit verschiedene Schwärmervorstellungen, durch deren Hilfe Gregor VII, nebst seinen geistlichen Spieß- und Waffenträgern, die Köpfe der Menschen nach seinem Sinne zu drehen, und seinen Anmassungen den Schein eines recht from-

men Eifers für die Verherrlichung ſeiner Kirchenmacht anzuſtreichen wußte. „Es ſey, hieß es z. B., gar nicht „ſchicklich, daß die Hand des friedlichen Geiſtlichen aus „der blutigen Hand der Krieger und Könige ein Lehen „empfange.“ — Denn ſolche ſinnbildliche Antitheſen galten in Gregors Zeitalter ſo viel, als die bündigſten Beweiſe. — „Was der Kirche einmal geſchenkt worden, „das gehöre in alle Ewigkeit Chriſto zu, das dürfe folg„lich nicht, wie andere Güter und Schenkungen von „Zeit zu Zeit wieder verliehen werden.“ Das Inveſtiturrecht der weltlichen Fürſten beliebte Gregor VII. ſelbſt nicht nur Simonie, ſondern auch Ketzerey, Zauberey, ja ſogar Abgötterey zu nennen, und ſagte in einem frömmelnd klagenden Tone: „die Fürſten dieſer Welt un„terdrücken die Kirche, wie eine ſchlechte Sklavin, und „ſcheuen ſich gar nicht, ſie in Verwirrung zu ſetzen, wenn „ſie nur ihre Begierden dadurch befriedigen können.“ Hingegen war ihm die fromme Gräfin Mathilde eine ſehr heilige Matrone, „die ſich der gleichſam ſchon im „Grabe liegenden Kirche recht mütterlich annahm, und „ſie wieder zu ihrer vorigen Würde und Freyheit zu er„heben ſuchte.“ Denn — ſie war es, die den heil. Peter zu Rom zum Erben aller ihrer ſo großen, ſo weitläuftigen Beſitzungen und Güter einſetzte. — „Das Geiſtliche, „hieß es ferner, laſſe ſich gar nicht vom Zeitlichen tren„nen.“ — Verſteht ſichs, wo es emolumentorum gratia nicht getrennt werden darf! — „Da nun die Welt„lichen unfähig wären, einem Biſchof das Geiſtliche zu „ertheilen, ſo wären ſie es auch in Anſehung des Zeitli„chen.“ a) Denn, ſagt der Cardinal Humbert, ein ſehr heftiger Verfechter und Zeitgenoße dieſes P. Gregors, „was geht das die Layen an, die kirchlichen Sakramente

a) Schmids Geſch. der Deutſchen. 5tes Buch. 4tes Kap.

„und die priesterliche oder geistliche Hirtengnade auszu„theilen, nämlich den Krummstab und den Ring, „als wodurch die ganze bischöfliche Weihung vornehmlich „geschieht, und worauf sie sich gründet? Denn jene „Krummstäbe sind ja eben die Symbole der ihnen anver„trauten Hirtensorge; und der Ring ist das Siegel der „himmlischen Geheimnisse, das die Prediger erinnern solle, „die verborgene Weisheit Gottes, nach des Apostels Aus„druck, zu entsiegeln. Wer also mit diesen beeden Sym„bolen jemand einweihet, maßt der sich nicht damit die „ganze hohe Pastoralwürde an?“ a) So mischten sich immer, auch bey diesem blos kirchlich politischen Streit, gewisse schwärmerische Ideen von der mystischen Bischoffsweihe, und von den magischen Segenskräften mit ein, die nur von den Händen des römischen Pontifex auf seine Subalternbischöffe überströmen, folglich von keinem Layen, — wäre es auch der mächtigste Regent, — einem andern mitgetheilt werden könnten, weil er, — — wer sieht die Richtigkeit der Konsequenz nicht ein? — das, was er selbst nicht besaß, auch andern nicht geben könnte.

§. XXIII.

Gregors VII. unnatürliches Cälibatgesetz, wodurch er alle Priesterehen für immer aufhob. Folgen davon.

Auch bey der zweyten Verordnung, welche P. Gregor VII. gleich nach seinem Regierungsantritt gegen die Priesterehe ergehen ließ, da er allen verehlichten Priestern, unter Bedrohung des fürchterlichsten Bannes, ihre Frauen oder Concubinen, wie er sie zu nennen beliebte, aus den Armen riß, und die Priesterehe gänzlich

a) S. Mosheims Kirchengesch. Thl. II. S. 421. sq. not.

aufhob, hatte dieser scheinheilige Papst einen sehr gleissenden und durch die allgemeine Meynung von der höhern Heiligkeit des Cälibats bestätigten Schein eines recht frommen Eifers für die fleckenlose Reinigkeit der Kirche auf seiner Seite. Es war ja doch so ein skandalöses Leben, wenn da noch so manche Priester, die am Altar des Herrn mit einem reinen, keuschen Leib und Geiste dienen sollten, ihre eigene Frauen oder Beyschläferinnen hielten, denen sie, so oft es ihnen beliebte, ehelich beywohnen konnten; die Eheverbindungen des Klerus waren ja doch schon von so vielen Päpsten mit so strengem Ernste verboten, wenigstens sehr schwer gemacht, und bis jetzt nur durch eine Art von erzwungener Nachgiebigkeit, weil man die Herrn Kleriker noch nicht recht im Zaum zu halten wußte, gestattet worden. Wer konnte es daher dem heißern glühendern Eifer eines Gregors verargen, wenn er nun auch diesen Schandfleck von der erhabenen Würde des gesammten Priesterstandes gänzlich wegzubringen suchte; wenn er allen verehlichten Priestern ohne Ausnahme alle Amtsverrichtungen mit der geschärftesten Strenge verbot, und dem Volk untersagte, den Meßen oder andern gottesdienstlichen Verrichtungen solcher beweibter Priester beyzuwohnen; wenn er ihnen die harte Alternativwahl auferlegte, — entweder ihre Weiber, — oder ihre Aemter und Pfründen fahren zu lassen; wenn er endlich die Verordnung gab, daß alle, welche künftig ordinirt werden wollten, sich durch ein unwiderrufliches Gelübde, ehelos zu bleiben, verpflichten sollten?

Freylich hätte Gregor bey dem so scharfen Blicke, womit er das Recht vom Unrecht, das Erlaubte vom Unerlaubten zu unterscheiden vermochte, gar wohl einsehen können, wenn er gewollt hätte, was er dem Recht und den Bedürfnissen der Menschennatur durch sein so willkürlich strenges Cälibatsgebot für einen harten Zwang an-

legte, und wie sehr er dadurch die geheimen Sünden der Unzucht bey den Geistlichen, statt sie zu heilen, noch mehr vermehren würde. Auch war er ohne Zweifel einsichtsvoll genug, um den doppelten Widerspruch, der aus der Lehre seiner Kirche über die Ehe entstehen mußte, einzusehen, da sie erstlich die Enthaltsamkeit für einzelne Personen nur als evangelischen Rath ansah, und doch zugleich allen Priestern als Gesetz auferlegte; und da sie zweytens die Ehe zu einem heiligen Sakrament erhob, und doch den Priestern nicht erlaubte, dasselbe zu feyern. Ueberdies war Gregor gewiß auch Bibelfest genug, um zu erkennen, daß der Apostel Paulus das Eheverbot schon vor tausend Jahren eine Teufelslehre genannt habe; a) daß eben dieser Apostel das Nichtheurathen nur um der damaligen Noth oder Zeitumstände willen für räthlicher erklärte, als das Heurathen; daß ebenderselbe ausdrücklich dagegen protestirte, er wolle den Christen mit seinem Enthaltsamkeitsrath gar keinen Strick über den Hals werfen, b) daß er vielmehr den Rath gab, lieber zu heurathen, als Brunst zu leiden; c) und daß er behauptete, ein Bischof könne mit aller Unsträflichkeit doch wenigstens eines Weibes Mann seyn. d) — Aber mit dieser Moral ließ sich Gregors Politik eben nicht wohl vereinigen. Denn, durch das eheliche Leben waren die Herrn Kleriker eben immer noch zu genau mit der übrigen Welt verbunden; vermittelst ihrer Weiber, Kinder und Anverwandten hiengen sie immer noch durch so mannigfaltige Bande der Blutsfreundschaft oder der Schwägerschaft mit andern Layen zusammen; und dann bekam die Kirche auch an den Weibern und Kindern der verheura-

a) 1 Tim. IV. v. 1 — 3.
b) 1 Cor. VII. v. 25 — 40. c) ibid. v. 9.
d) 1 Tim. III. v. 2.

theten Prieſter ſo viele Miteßer, durch welche die der Kirche geſchenkten Güter ſo leicht vergeudet, zerſplittert oder veräußert werden konnten. — Alſo weg — weg mit allen Frauen und Concubinen aus den Häuſern und Umarmungen der Geiſtlichen! Auch ohne weitere Rückſicht auf Moral und Bibel zu nehmen, ſollte der ganze geiſtliche Stand, möge es auch koſten, was es wolle, von dem weltlichen abgeſchnitten, getrennt, iſolirt, und ſeine ganze Thätigkeit blos auf ſein Amtsintereſſe und auf die Vermehrung ſeiner Vorzüge und Vorrechte hin gerichtet werden. So konnte dann der ganze geiſtliche Staat am feſteſten zuſammengehalten; alle Kleriker konnten, gleich den Ordensleuten, einzig und allein zum Streite für die Ehre und Macht ihres höchſten Oberhaupts gebraucht werden, wenn ihr ganzes Korps vereiniget, und der ganze jetzige und künftige Kirchenreichthum in allen Ländern unzertheilt blieb.

Freylich mag das harte Herz des unbeugſamen nie beweibten Cluniacenſermönchs, (Gregors VII.) wenig oder nichts dabey gefühlt haben, als er die zärtlichſten Bande der ehelichen Gattenliebe, die er mit den Schandnamen Concubinats und der Hurerey beſudelte, mit wilder Hand zerriß. Aber damit griff er auch die liebe Natur gerade an ihrer empfindlichſten Seite an, und eine ſolche unmenſchliche widernatürliche Härte konnte nichts anders, als Erbitterung, Streit, Verwirrung und Aufruhr erregen. Nirgends aber fand dieſes tyranniſche Geſetz einen heftigern Widerſtand, als bey den deutſchen Biſchöffen und Klerikern. a) „Gregor, ſchrien ſie,

a) Bayle in ſeinem dictionnaire historique et critique macht darüber die ſcharfſinnige Bemerkung: „die Päpſte hätten ungleich mehr Mühe gehabt, die in mitternächtlichen Gegenden wohnenden Geiſtlichen unter das Cälibatgeſetz zu zwingen,

„wäre selbst ein Ketzer, ein Pateriner, ein Mani„chäer;“ (so nannte man dazumal die Menschen, die man wegen ihrer gnostischen Grundsätze für Verräther des Ehestandes und anderer sinnlicher Vergnügungen ansah,) „ein Mann von unsinnigen Lehren, der die Worte „Christi: Nicht alle fassen dieses Wort, nur wer es „„fassen kann, fasse es, und die Worte des Apostels: „„es ist besser, heurathen, als Brunst leiden, gar „nicht achtete, sondern die Menschen durch gewaltsame „Mittel zwingen wollte, wie Engel zu leben. Sie hät„ten ja doch auch wie andere Menschen Fleisch und Blut „an sich; folglich wären sie auch, wie andere, menschli„chen Schwachheiten und Versuchungen unterworfen. „Wollte man ihnen ein Vergnügen verbieten, daß an sich „selbst der Natur gemäß, und in dem Evangelio nirgends „verboten wäre, so könnte man nichts anders erwarten, „als daß sie auf böse und unerlaubte Dinge geriethen. „Wollte der Papst hartnäckig auf der Vollziehung seines „Dekrets beharren, so würden sie lieber ihre priesterlichen „Bedienungen niederlegen, als ihre Frauen von sich stos-

---

als die in mittäglichen. „Lorsqu'il y avoit long tems, sagt er, que les Ecclesiastiques d' Italie et d' Espagne avoient subi ce rude joug, ceux d' Allemagne et des autres pays froids tenoient ferme encore, et disputoient le terrain pour le mariage, *tanquam pro aris et focis*; et je ne sai méme, si l'on n'a pas droit de dire, qu' au tems de Luther le concubinage des prètres etoit plus visible et plus scandaleux en Allemagne, qu'en Italie. Il ne faut pas pour cela conclure, qu'on soit plus chaste vers le Midi; il semble plutot, que les prétres septentrionaux ayent mieux aimé se fixer à certaines concubines, que de faire disparoitre leur incontinence par des amours vagues. Ils y procedoient donc de meilleure foi et tout bonnement ils croyoient peut-etre, que c'etoit un moindre crime. S. Art. Gregoire VII. not. c.

„sen. Alsdann mögte er zusehen, wo er Engel her be„käme, um die Kirche Christi durch sie zu regieren.“ a) So lehnte sich die gesunde Vernunft noch gegen ein Gebot auf, das der Kirche Christi von je her so viel Schaden brachte, und sich blos auf die schwärmerische Meynung von der höhern Heiligkeit des eheloſen Standes gründete. Aber dies waren eben gleichsam die letzten Zuckungen der von diesem Hierarchen zu Boden gedrückten Menschennatur!!

§. XXIV.

Gregor VII. sucht der römischen Papstgewalt auch die weltlichen Reiche und Mächte zu unterwerfen.

Jedoch, damit war Gregor VII. noch nicht zufrieden, daß er die ganze Kirche d. h. ihre gesammte hohe und niedere Klerisey der weltlichen Macht entriß, und dem Petersstuhl zu Rom allein unterwarf. Sondern jetzt sollten, nach seinem ungeheuren Plan, auch noch die weltlichen Mächte der geistlichen unterworfen, und alle Staaten und Reiche auf Erden der hochgebietenden Kirche Christi, d. h. ihrem höchsten sichtbaren Oberhaupte, dem Papst zu Rom, unterthänig und zinsbar

a) So erzählt es der Geschichtschreiber Lambert von Schafnaburg. S. Bowers Historie der röm. Päpste VI. Th. unter Gregor VII. — Ein Räsonnement, wie es von blos sinnlichen Menschen, dergleichen damals auch Bischöffe und Priester waren, zu erwarten ist. Nur Schade, daß sie noch nicht einsahen, eheliche Beywohnung könne, wenn sie nur in der Ordnung und mit Mäßigung geschehe, sie gar nicht moralisch beflecken, oder zum Dienst des Herrn untüchtig machen; sondern daß sie bey ihrem Urtheil immer auch voraussetzten, ein ganz enthaltsames eheloses Leben sey — ein wahres englisches Leben.

gemacht werden. „Denn alle Reiche der Welt,“ so argumentirte ohne Zweifel dieser übermüthige Kirchendespot, „gehören Christo zu; — (dem Christo, der da sagte, mein Reich ist nicht von dieser Welt?) „dem „alle Gewalt im Himmel und auf Erden von Gott über„geben worden ist. Nun aber trat Christus, als er von „der Erde schied, seine ganze Gewalt seinem Apostel „Petro ab. Von diesem erben die Bischöffe zu Rom, „als seine Nachfolger, alle die hohen Rechte und Vor„züge, die er von seinem Herrn empfangen hat;“ Also — wer sieht die Konsequenz von diesen Prämißen nicht ein? — „also ist ein jeweiliger Bischof zu Rom, als „Statthalter Christi, auch — Herr der Welt; also sind „alle Königreiche auf Erden als ein Eigenthum des hei„ligen apostolischen Stuhles anzusehen; also kann dieser „sie verleihen, wem er nur will; für ihre Verleihung „aber gebührt ihm doch wenigstens einiges Rekognitions„geld.“ a) Daß es dem übermüthigen Kirchenschwärmer mit solchen ungeheuren Ansprüchen ein rechter völliger Ernst gewesen, das erhellet wiederum aus seinen eigenen Briefen ganz klar und deutlich. Denn da schreibt er selbst an die deutsche Nation: „der K. Heinrich soll „hinführo nicht mehr glauben, daß ihm die Kirche, wie „eine Dienstmagd unterworfen, sondern daß sie ihm „vorgesetzt sey als eine Gebieterin. Wenn die Apostel, „sagt er, im Himmel binden und lösen können, so müs-

a) Schon Peter Damiani führt in einem Schreiben an den Papst Viktor II. Christum selbst folgendermassen redend an: „Ich habe dir die Schlüssel meiner allgemeinen Kirche über„geben, und dich zu meinem Statthalter über dieselbe be„stellt. Und wenn dieses wenig ist, so habe ich auch Mo„narchien dazu gethan; ja so gar, wenn kein König ist, „so habe ich dir die Rechte des ganzen erledigten Reiches „überlassen. Schmids Gesch. der Deutschen 5tes B. 4. Kap.“

„ſen ſie auch auf Erden — Kaiſerthümer, Königreiche, „Fürſtenthümer, Herzogthümer, Markgrafſchaften, Grafſchaften, und eines jeden Güter nach Verdienſt nehmen „oder geben können. Und, wenn ſie über das Geiſtliche als Richter beſtellt ſind; — wie viel mehr über „das Weltliche? Wenn ſie endlich über die Engel, die „über die hochmüthigen Monarchen herrſchen, werden zu „richten haben, wie viel mehr werden ſie über die Knechte dieſer Engel ihr Urtheil ſprechen können?“ a) Alle „Könige, die nicht religiös, d. h. nach des Papſtes Sinn „leben, ſtehen leider unter der Gewalt des Satans; nun „habe ja der geringſte Exorziſte über den Teufel Gewalt, wie vielmehr müſſe alſo der vornehmſte unter den „Biſchöffen über den Sklaven des Teufels Gewalt haben! b) die päpſtliche Gewalt übertreffe die Kaiſerliche „ſo weit, als die Sonne den Mond, oder als die Seele „den Leib, oder als der Tag die Nacht. Denn gleichwie Gott am Firmamente zwey Lichter geſchaffen, das „eine, um den Tag zu regieren, und das andere, die „Nacht; alſo — ſtehen auch am politiſchen Firmamente „zwey Mächte, der Papſt und der Kaiſer; jener ſey „Herr über das Geiſtliche, dieſer aber nur über das „Weltliche. Gleichwie die Seele den Leib regiere, — „alſo auch der Papſt die von ihm abhängenden weltlichen Herren.“ Eben ſolche Grundſätze ſind auch in „Gregors VII. ſogenannten Diktaten (dictatus Hilde-

a) Schmids Geſch. der Deutſchen. 5tes Buch 4tes Kap. Man ſieht wohl, was Gregor da für ein ſauberer Exeget war, und wie fein er die Stelle 1 Cor. VI. v. 1 — 3. nach ſeinem Sinn und Vortheil zu drehen verſtand. Freylich eine etwas dunkle Stelle, darinn ſolche Schwärmer für ihre hohen Anmaſſungen immer einigen Scheingrund zu finden wiſſen.

b) S. Spittlers Kirchengeſch. III. Periode S. 209. 1ſte Aufl. Götting. 1782.

brandini) enthalten, die, wenn sie auch gleich nicht sein eigenes Machwerk, doch gewiß ganz in seinem Sinn und Geiste geschrieben sind. Darinnen wird unter anderm behauptet: „Der Papst allein könne neue Gesetze „geben, neue Kirchen anlegen, reiche Bisthümer thei„len, und arme vereinigen. Er allein könne die kaiser„lichen Insignien gebrauchen und sie in die Hände des „Kaisers übergeben; alle Fürsten müssen dem Papst die „Füße küssen; in der Welt sey nur ein Name, der ei„nem allein ausschließlich zukomme, nämlich der Name „Papst; dieser habe die Macht, Kaiser abzusetzen, „und Bischöffe von einem Stuhle zum andern zu verse„tzen, wenn er es für nöthig halte; ohne seinen Be„fehl dürfe kein allgemeines Concilium angeordnet und „gehalten werden; kein Buch habe kanonisches Ansehen, „wenn ihm der Papst solches nicht zuerkenne; sein Ur„theil könne von keinem Menschen umgestoßen werden, „er aber könne aller andern Menschen Urtheile umstoßen; „die römische Kirche habe nie geirret, und werde auch „nie irren; der Papst könne die Unterthanen vom Eide „des Gehorsams entbinden, den sie einem bösen Fürsten „geleistet hätten.“ u. s. w. a) Ist es wohl ein Wunder, wenn ein Mann von einem solchen Schwärmergeist, und mit solchen Grundsätzen die halbe Welt umkehrt? ein Mann, dessen Lieblingsspruch in der Bibel war: a) Verflucht sey, der sein Schwerdt aufhält, daß es nicht Blut vergieße!

Diese Grundsätze brachte Gregor auch in wirkliche Ausübung, indem er die übertriebensten und ehrgeizigsten Anfoderungen an fast alle europäischen Reiche machte,

---

a) Mosh. Kirchengesch. II. Th. S. 400. not. k. und Bowers Historie der röm. Päpste VI. Th. S. 560.

a) Jerem. K. 48. V. 10.

und ſie ganz von ſeinem Stuhle abhängig und zu Lehen deſſelben zu machen ſuchte. Das deutſche Kaiſerthum ſah dieſer übermüthige Kirchendeſpot ohnehin nur als ein päpſtliches Lehen an. Daher verlangte er auch einen förmlichen Vaſalleneid von demjenigen, den die Deutſchen nach dem Tode Rudolphs zum Kaiſer wählen würden a). Von dem fränkiſchen Reiche begehrte er einen jährlichen Zins oder Tribut, nämlich von jedem Hauſe einen Denar, (Petersgroſchen,) und redete den König Philipp I. mit den ſtolzen Worten an: „Bemühe dich „mit allem Ernſte, daß du dir den heiligen Peter, in „deſſen Gewalt dein Reich und deine Seele ſteht, und „der dich im Himmel und auf Erden binden oder löſen „kann, verbindlich macheſt.“ — „Es wird euch bekannt „ſeyn, ſchrieb Gregor an die Spanier, daß das Königreich Spanien von allen Zeiten her ein Eigenthum des „heil. Peters geweſen, und noch wirklich, wenn es auch „von den Heiden (Arabern) beſeßen wird, niemand anders „als dem päpſtlichen Stuhle zugehöre.“ — Dem König von Ungarn, Salomo, gab er einen derben Verweis darüber, „daß er ſein Königreich von dem Kaiſer zu Lehen genommen, da es doch ein Eigenthum der heil. „röm. Kirche, und ehemals vom Könige Stephan dem „heil. Peter mit allen damit verbundenen Rechten in tiefſter Devotion geſchenkt worden ſey.“ — Als Wilhelm

a) Der ſel. Rekt. Schlegel führt in der Mosheimiſchen Kirchengeſch. Thl. II. S. 402. not. l. dieſen Vaſalleneid ſelbſt an: Ab hac hora & deinceps fidelis ero per rectam fidem b. Petro apoſtolo, ejusque Vicario Papæ Gregorio; — & quodcunque mihi ipſe Papa præceperit, ſub his videlicet verbis: *per veram obedientiam*, fideliter, ſicut oportet Chriſtianum, obſervabo. — Et eo die, quando illum primitus videro, fideliter per manus meas miles ſancti Petri & illius efficiar.

der Eroberer den Königsthron in England in Beſitz genommen hatte, ſo ermahnte ihn Gregor in einem Schreiben, „dem Stuhl zu Rom den Huldigungseid für das „Königreich England abzulegen, und ihm den Tribut zu „überſenden, den alle ſeine Vorgänger dem Statthalter „Chriſti zu bezahlen gewohnt geweſen.“ Dieſer Tribut wurde nämlich, vor Wilhelms Regierung, von den Angelſächſiſchen Regenten Englands blos als ein freywilliges Geſchenk bey gewiſſen Gelegenheiten nach Rom überſandt. Nun aber interpretirte es Gregor als ein vom ganzen Königreiche anerkanntes Zeichen der Unterwerfung. Inſonderheit ſuchte er die auf die verderblichen Folgen dieſer päpſtlichen Anfoderungen ſo unaufmerkſamen Fürſten Deutſchlands, namentlich den Bayriſchen Herzog Welf, mit dem angelegenſten Eifer, in den Lehensgehorſam des heil. Peters hineinzuziehen. Und Sachſen, ſchreibt er ſogar, ſey von K. Carln dem Großen dem heil. Peter, durch deſſen Beyſtand er es überwunden habe, geopfert worden. So ungeheuer waren die Anſprüche, die Gregor allein auf die Schimäre von ſeiner eingebildeten Statthalterſchaft Chriſti gründete!!

§. XXV.

Die für die Kaiſerwürde ſo ſchimpfliche Bußtragödie, welche Gregor VII. mit dem K. Heinrich IV. zu Canoßa vornahm. Bemerkungen darüber.

Nur ein Mann, wie Gregor VII., der ſich und ſeine politiſchen Abſichten hinter der Aegide der ſo fromm ſcheinenden Schwärmerey ſo fein zu verbergen, und das Volk durch ſeine heiligen Ausdrücke und frommen Worte ſo meiſterhaft zu bezaubern und für ſich einzunehmen wußte, konnte mit dem im Bußkleide vor ihm erſcheinenden K. Heinrich IV. eine ſolche Tragödie, wie die zu Canoßa

war, spielen. Denn, wenn ein Volk dumm und unwissend und doch zugleich bigott genug ist, um sich durch das nicht geprüfte Vorgeben von gekränkter Kirchenfreyheit in Feuer und Flammen setzen zu lassen, so kann der auch über die Vorstellungen der Menschen unumschränkt gebietende Hierarch dem Regenten, den er als einen Räuber des Glaubens darstellt, immer ungestraft, seine Krone mit bäurischer Ungezogenheit vom Kopfe herabstoßen, und einem andern aufsetzen, ohne nur einigen Vorwurf seines gewaltsamen Verfahrens von dem Volke befürchten zu dürfen. Wir haben schon gesehen, mit was für einer Kaltblütigkeit Gregor VII. das Sendschreiben der zu Worms versammelten Bischöffe, in welchem ihm seine Absetzung vom päpstlichen Stuhle angekündigt wurde, empfangen habe. Gedeckt durch den undurchdringlichen Schild der Schwärmerey, wußte Gregor wohl, wie wenig ihm ein solches, von keinem Papste sancirtes Synodalurtheil schaden konnte; dagegen konnte er auch wohl voraussehen, wie wenig der von ihm selbst über den K. Heinrich IV. ausgesprochene Bannfluch seine bezweckte Wirkung verfehlen würde, als er ihn in folgender Schwärmerkraftsprache losschleuderte: „Im Namen des allmächtigen Gottes, „des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, und in „deiner Macht und Autorität," — so sprach Gregor in seinem an den Apostel Petrus gerichteten Fluchgebet, — „untersage ich dem König Heinrich, dem Sohne des Kai„sers Heinrich, der sich mit einem unerhörten Stolze wi„der deine Kirche aufgelehnt hat, daß er sich nicht „länger der Regierung des deutschen Reichs und Italiens „anmaße a). Ich spreche alle Christen von dem Eid der „Treue los, den sie ihm geleistet haben, oder noch leisten

a) Wie dieß mit der eigentlichen Ermahnung Petri kontrastirt! 1. Petr. K. 2. V. 13. — 17.

„möchten; ich verbiete ihnen, ihm fernerhin als einem „Könige zu dienen. — Und, weil er sich bemühet hat, „Spaltungen in der Kirche anzurichten, so verfluche ich „ihn nun in deinem Namen, damit alle Völker erkennen, „daß du — (nicht mehr der ehemalige) Petrus bist, daß „der Sohn des lebendigen Gottes auf diesen Felsen seine „Kirche gebaut hat, und daß die Pforten der Hölle sie „nicht überwältigen sollen.“ —

In unsern Tagen — da würden freylich solche durch das hellere Licht unsers Zeitalters gelähmte Bannstrahlen ganz unwirksam vor den Füßen dessen, der sie losschleudern wollte, niederfallen, und zum allgemeinen Hohngelächter der Welt die Unmacht eines solchen Kirchendespoten verrathen. Aber, zu Gregors Zeiten, — da hatte ein solcher päpstlicher Bannfluch eine ganz andere, eine viel fürchterlichere Wirkung, als man in unsern vernunfthellen Zeiten sich kaum noch vorzustellen vermag. Denn da gab ihm der Gedanke, „aber dieser Bann kömmt doch von der Hand des Mannes, der an Gottes Statt das sichtbare Haupt der Kirche, der Statthalter Christi auf Erden ist, des Mannes, der die Macht hat, Menschen zu verdammen oder zu entsündigen,“ die schreckenvollste Kraft, so daß die Verbannten am Ende immer wieder auf die harte Nothwendigkeit zurückkommen mußten, sich mit dem geglaubten Erdengott, koste es auch was es wolle, auszusöhnen; so daß den armen Heinrich IV., bey allem Gefühl seiner Unschuld und Würde, doch immer der bange Zweifel insgeheim verfolgte: ob er denn auch wirklich ein Verbannter sey, oder nicht? Dieß erkennt man vornehmlich aus den Folgen, welche die Verbannung Heinrichs von Gregor VII. nach sich zog. Denn, sobald der päpstliche Bann in Deutschland bekannt gemacht war, sobald ergriffen ihn die Gegner Heinrichs, deren er besonders in Deutschland wegen seiner zu will-

kührlichen Regierung sehr viele hatte, als einen sehr scheinbaren Vorwand, wider ihn zu rebelliren, und ihn endlich seines Kaiserthums gar zu entsetzen. Seine Freunde hingegen verliessen ihn nach und nach, theils durch des Papstes Bannflüche geschreckt, theils durch dessen Unterhandlungen gewonnen, alle, nur wenige ausgenommen; sie kehrten ihrem Wohlthäter und Herrn den Rücken zu, und söhnten sich, so gut sie konnten, mit dem Papst aus. Zuletzt blieb ihm in der Verzweiflung kein anderer Rath mehr übrig, als der, den ihm seine zu Tribur versammelte und den Papst selbst als seinen Richter anerkennende Reichsstände gaben, nämlich noch vor Ablauf des Jahres und Tages, der ihm zur Aussöhnung mit seinem geistlichen Despoten bestimmt war, nach Italien zu wandern, und dort auch unter den härtesten Bedingungen, die ihm vorgeschrieben werden möchten, seine Absolution zu holen.

Dieß that er, er trat in der rauhesten Jahrszeit im Winter mit einem sehr kleinen Gefolge, seiner Frau nebst einem seiner Kinder die Reise nach Italien an, und weil ihm die deutschen Fürsten auf dem geraden Wege alle Pässe verlegt hatten, so mußte er einen sehr beschwerlichen Umweg über Savoyens Gebirge dahin nehmen. In Italien traf er den Papst, der seine Ankunft gar nicht erwartet hatte, in dem Schloße zu Canoßa bey seiner innigstvertrauten Kirchenpatroninn, Mathilde, an. Hier mußte der arme Kaiser, aller seiner Insignien beraubt, im wollenen Hemde, mit blossen Füssen, unter Schnee und Eis, im Schloßhofe, drey Tage lang, als ein Büssender, der alle Tage vom frühen Morgen an bis an den Abend fasten mußte, stehen, und den unmitleidigen mit dem beyspiellosesten Schwärmerstolze auf ihn herabsehenden Papst um Gnade und Erbarmung anflehen. Alle, die um den hartherzigen Papst waren, baten ihn, mit Thränen des Mitleids in den Augen, er möchte doch den

armen Kaiſer einmal abſolviren. Aber nichts, — nichts als das innſtändige Bitten und Flehen ſeiner weichmüthigern Mathilde konnte endlich ſeine fühlloſe Strenge, deren er ſich ſelbſt in einem Briefe an die deutſchen Fürſten rühmte a), beugen, und ihn bewegen, den mürbe genug gemachten Kaiſer am vierten Tage nach ſeiner Bußparade vor ſich zu laſſen. Nun ſprach ihn zwar der Papſt von dem Banne los; behielt ſich aber immer noch die richterliche Unterſuchung ſeiner Sache vor, und unterſagte ihm, bis ſein Endurtheil geſprochen ſeyn würde, die Ausübung aller königlichen Gewalt.

So mußte ſich die weltliche Macht des Kaiſers vor der hierarchiſchen Macht des Papſtes beugen, und ſo mußte der arme ſchwache Heinrich IV. alle die Sünden büſſen, die ſeine Vorgänger von Conſtantin dem Großen an, bis auf die Ottonen hin, durch die ſtets höher getriebene Vergrößerung des römiſchen Kirchenkoloßes, begangen hatten. Es iſt daher ohne Zweifel eine ſehr feine Ironie, wenn Bayle in ſeinem Wörterbuche Gregoru VII. den größten Eroberern an die Seite ſetzt, und ſich ſo höchlich darüber verwundert, daß eine Kirche, die keine andern als — geiſtliche Waffen habe, und die ihre Anſprüche nur auf ein Evangelium, wo alles Demuth und Armuth predige, gründen könne, die Kühnheit haben konnte, nach der unumſchränkten Oberherrſchaft über alle Könige der Erde zu ſtreben b). Allein, wie wenig eine ſolche nicht durch geiſtliche, ſondern durch ſehr geiſtloſe Waffen

a) S. Bayle Dictionn. hiſtor. & critique. Art. Gregoire VII. not. i.

b) On ne ſauroit conſidèrer ſans étonnement, qu'une Egliſe, qui n'a, dit-elle, que *les armes ſpirituelles* de la parole de Dieu, & qui ne peut fonder ſes droits, que ſur l'Evangile, ou tout prêche l'humilité & la pauvreté, aît eu la hardieſſe

der Schwärmerey erkämpfte, nicht auf Vernunft und Evangelium, sondern auf Unwissenheit und Aberglauben erbaute Oberherrschaft in die Länge bestehen könne, das lehrt Roms so traurige Geschichte an dem jetzt zu Ende eilenden achtzehnten Jahrhundert laut und deutlich genug. —

§. XXVI.

Beurtheilung der Apologie des Papst Gregors VII. von Herrn Professor Gaab.

Daß ein solcher Mann, wie Gregor VII., der eigentliche Stifter der römischen Kirchen-Universalmonarchie, endlich auch im J. 1596 unter die Anzahl der Heiligen versetzt worden, das war von einer Kirche, die ihre Beförderer so gerne mit dem Heiligen-Nimbus beehrt, wohl zu erwarten. Daß aber noch kein Papst gewesen, von dem man mehr Gutes und mehr Uebels gesprochen, und der sowohl in neuern als in ältern Zeiten mehrere Apologeten und mehrere Gegner gefunden hätte, als eben dieser heil. Gregor, das läßt sich theils aus der politi-

---

d'aspirer à une domination absolue sur tous les Rois de la terre: mais il est encore plus étonnant, que ce dessein chimèrique lui ait si bien reussi. Que l'ancienne Rome, qui ne se piquoit que de conquétes & de la vertu militaire, ait subjugué tant d'autres peuples; cela est beau & glorieux *selon le Monde;* mais on n'en est pas surpris, quand on y fait un peu reflexion. C'est bien un autre sujet de surprise, quand on voit la nouvelle Rome, ne se piquant que du Ministère apostolique, acquèrir une autorité, sous laquelle les plus grands Monarques ont été contraints de plier: car on peut dire, qu'il n'y a presque point d'Empereur, qui ait tenu tête aux Papes, qui ne se soit enfin très mal trouvé de sa résistance. Bayle Dictionn. histor. & critiq. Art. Gregoire VII. not. b.

schen Größe seiner Thaten, womit er sich eben so viele Feinde als Freunde machte, und theils aus der Zweydeutigkeit seines geistlichen Schaafpelzes, unter welchem sich der einfältigste gutmeynendste Frömmling sowohl, als der abgefeimteste Schurke und Heuchler verbergen läßt, sehr leicht erklären.

Erst vor einigen Jahren schrieb auch ein protestantischer Geistlicher, Herr Profess. Gaab zu Tübingen, eine Apologie für den Papst Gregor VII. a), und machte damit einen Versuch, die vielen schwarzen Flecken, die dem Charakter dieses Heiligen bisdaher in der Geschichte angehängt wurden, wegzuwischen; einen Versuch, der gewiß eben so viel Feinheit des Geistes erfodert, als das Unternehmen eines Advokaten, der eine verzweifelt schlimme Sache recht gut zu vertheidigen wagt. Einmal thut dieser Apologet gleich, als ob man von dem Privatleben dieses Gregors und von seinen vor seiner Thronbesteigung verrichteten Handlungen viel zu wenig Bestimmtes wüßte, um über seinen Charakter ein richtiges und sicheres Urtheil fällen zu können. Und doch streckte schon der Mönch Hildebrand seine Krallen weit genug unter seinem Schaafspelze hervor, als er den vom Kaiser erwählten Papst Leo IX., vorher Bischoff zu Tull, beredete, seine nur von der Hand eines Layen empfangene Würde noch nicht für giltig zu erkennen, sondern sich erst vom Klerus und Volke zu Rom wieder aufs neue zum Papste wählen zu lassen. Auch hat man wahrlich Thatsachen, unwiderleglich historisch bewiesene Thatsachen genug, woraus man seine in alle Staatsangelegenheiten des römischen Stuhls eingreifende Thätigkeit, womit er schon zwanzig und mehr Jahre, als Subdiakonus, Archidiako-

a) Apologie Papst Gregors VII. — Ein Versuch von Joh. Friedr. Gaab. Tübingen 1792. Bey Jak. Fr. Heerbrandt.

nus und Kardinal der röm. Kirche hinter den Koulissen spielte, mit Zuverläßigkeit erkennen kann.

Hernach klagt dieser Apologet Seite 11 darüber, „daß „auch die gelindesten Gegner Hildebrands, die noch nicht „alle guten Eigenschaften an ihm verkannten, ihn zum „wenigsten für den stolzesten und herrschsüchtigsten „Menschen, der je gelebt hätte, hielten.“ Aber, war denn ein Mann, der auf einem so vertrauten Fuße mit Gregorn lebte, wie der Kardinal Damiani, der schon dem Archidiak. Hildebrand einen ehrwürdigen Stolz vorwirft, ihn mit einem wüthenden Nordwinde vergleicht, ihn zwar scherzweise aber doch sehr bedeutend seinen heiligen Satan nennt, u. d. gl. auch sein Gegner? Herr Gaab giebt ferner zu, „daß manche „von Gregors öffentlichen Handlungen, — denn von al„len könne es doch nicht bewiesen werden, — auf Befrie„digung seines Ehrgeitzes angelegt waren, aber daraus „folge noch nicht, daß er durchaus seiner Eitelkeit ge„fröhnt habe.“ Aber, wie kann denn der Charakter oder die herrschende Neigung und Denkungsart eines Mannes sicherer erkannt werden, als aus der gleichförmigen Tendenz seiner meisten Handlungen, Reden und Entwürfe? Sehen wir nun, daß ein Mann alles darauf anlegte, sich selbst und seine öffentliche Würde von andern nicht nur unabhängiger zu machen, sondern sich auch über andere zu erheben, und sich die ungeheuersten Anmaßungen einer unumschränkten Oberherrschaft über sie heraus zu nehmen, so kann doch wahrlich in Hinsicht auf den Charakter dieses Mannes kein anderes Resultat daraus hergeleitet werden, als das Urtheil des ungemessensten Ehrgeitzes und der unbegränztesten Herrschbegierde; und es ist dann nur eine lächerliche Advokatendistinktion, wenn dieser Verf. S. 12 jene übertriebenen hierarchischen Anmaßungen nur von der römischen Kurie, aber nicht von

Gregorn selbst abgeleitet wissen will. „Die Grundsätze, „fährt Hr. Prof. Gaab fort, S. 19, „die Gregor bey „seinem Streite über Simonie und Investitur befolgte, „sind längst mit dem Abscheu jedes halbverständigen Man„nes, der für sich denken darf, belegt worden, nur Gre„gor selbst sollte, wie ihn dünkt, mehr geschont werden.“ Aber wie kann Gregor vor dem Richterstuhle der unpartheyischen Wahrheit geschont werden, wenn es einmal historisch gewiß ist, daß er es war, der jene hierarchischen Grundsätze erst recht in Gang und Ausübung brachte, daß er es war, der die Anmaßungen und Usurpationen, die sich darauf gründeten, weit höher trieb, als keiner seiner Vorgänger sie je getrieben hatte; der die unläugbarsten Menschenrechte wüthend angetastet hat, und mit dem trotzigsten willkührlichsten Despotismus zu Werke gegangen ist? — „Ja, sagt Hr. Gaab weiter, S. 39, Gregor „machte sich freylich von der Höhe des geistlichen Stan„des die übertriebensten Vorstellungen; er schien in allem „Ernste überzeugt zu seyn, es sey wahre Entweihung des„selben, ihn der weltlichen Macht unterzuordnen. Und „wer kann ihn wohl tadeln, daß er seine Ideen von „vorne her nicht mehr berichtigte?“ Aber, hätte denn Gregor bey der so tief durchdringenden Schärfe seines Verstandes, die er doch unläugbar besaß, die schwärmerische Vorstellungen seines Zeitalters nicht mehr berichtigen können, wenn er nur gewollt hätte? Und warum wollte er sie nicht berichtigen? Ohne Zweifel darum, weil sich sein ungemessener Ehrgeitz so fein hinter dieser Maske verstecken konnte, darum, weil er durch Hilfe jener Schwärmervorstellungen so viele große Dinge in der Welt auszurichten vermochte. Gesetzt aber auch, er hätte einen zu eingeschränkten Verstand gehabt, um jene Ideen von vorne her zu berichtigen, warum trieb er denn die darauf gebaute kirchliche Usurpationen viel höher

als seine Vorgänger? „Aber alles zugegeben, sagt end„lich dieser Apologet S. 42, so ist dieß nichts anders, „als eine richtige Konsequenz — aus falschen Prä„mißen, weiter — in der Welt nichts.“ So so?? Also hätten alle bisherigen ältere und neuere Weltstürmer, Menschenwürger und Menschenschänder weiter nichts gesündigt, als daß sie recht gute Logiker abgaben! Denn sie alle hatten zwar ganz falsche und schädliche Prämißen, aber — sie zogen doch eine ganz richtige Konsequenz davon ab!

§. XXVII.

Fortsetzung derselben.

Ferner behauptet dieser Apologet S. 47. sqq. „bey „den überspannten Begriffen, die Gregor vom geistlichen „Stande gehabt hätte, da der Papst in seinen Augen ein „Erdengott gewesen, dem jede weltliche Hoheit unterwor„fen war, habe er keinen Augenblick daran gezweifelt, „daß die Worte Christi (Matth. XVI. V. 18, 19.) an „Petrus: Du bist Petrus u. s. w. jedem römischen Bi„schoffe auch gelten, und daß unter dem Binden und „Lösen, von welchem da die Rede sey, jedes willkühr„liche (?) Verfahren des Papsts, selbst gegen Könige und „Fürsten, die ja auch zu den Schaafen gehören, deren „Besorgung Christus dem Apostel übertragen hätte, zu „verstehen sey.“ — (Gleich als ob die Worte Petri und Pauli 1. Petr. II. V. 13. — 17.: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung ꝛc. ꝛc. und Röm. XIII. V. 1. — 7.: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit ꝛc. ꝛc. nicht auch in Gregors Bibel gestanden hätten!!) „Erklärungen von jener Art hätten bey der da„maligen Unkenntniß in Exegese um so mehr Stärke ge-

„habt, da sie durch so manche Aeusserungen und die Pra„xis der alten orthodoxen Kirche bestätigt worden wären. „Hiebey habe er sich insonderheit auf eine Stelle Gre„gors des Ersten, den er als das höchste Muster der „Nachahmung betrachtete, und auf den Papst Zacharias, „der den fränkischen König Childerich III. non tam „pro suis iniquitatibus, quam eo, quod tantae „potestati non erat utilis, auch dethronisirt und Pi„pin dafür eingesetzt habe. — Demnach habe Gregor „eben bona fide auf die Autorität der Kirche hin ge„handelt, und wenn er dabey ein Verbrechen begangen „hätte, so dürfen wir es nicht dem Sohne, sondern „der heiligen Mutter zurechnen.“ Aber, macht sich denn der Sohn nicht selbst strafbar, wenn er bey gereiftem Verstande und bey völliger eigener Ueberlegungskraft die falschen Grundsätze seiner Mutter auch annimmt und befolgt, und eben so grobe, ja noch gröbere Verbrechen nicht nur gegen die Rechte der Fürsten, sondern, was noch weit mehr ist, gegen die unverletzlichsten Menschenrechte selbst begeht? Heißt das bona fide gehandelt, wenn man die offenbar überspannte Schwärmervorstellungen seines Zeitalters, deren Uebertreibung so auffallend fühlbar war, nur zum Vehikel in der Ausführung seiner herrschsüchtigsten Plane mißbraucht? wenn man bey so großen Gaben, als Gregor hatte, dennoch Dinge unternimmt, die sich keiner seiner Vorfahren zu unternehmen gewagt hätte; das Oberste zu unterst kehrt; die halbe Welt mit Verwirrung und Blutvergießen erfüllt; allen Fürsten und Regenten mit frecher Stirne auf den Nacken tritt, und sie für seine Lehnsleute erklärt?

Nach S. 27. „besaß Gregor Scharfblick, Gewandt„heit des Geistes, Erfahrung und ein Maas von politi„schen sowohl als gelehrten Kenntnissen, wie gewiß nur „wenige neben ihm, — nur eins fehlte ihm ganz, näm-

„lich jene Weltklugheit, die Unrecht für Recht gelten läßt, „so oft es die Konvenienz zu erfodern scheint, — er ver„folgte das Böse ohne Ansehen der Person, wo er es nur „fand, das Gute suchte er durchzusetzen, es mochte ko„sten, was es immer wollte.“ Der heilige, rechtschaffene, fromme Mann! Also war das keine nach bloßer Konvenienz handelnde Weltklugheit, daß er den herrschenden Geist seines Zeitalters, die Gährung in Deutschland und Heinrichs Fehltritte, die Verbindung der Normannen mit dem päpstlichen Stuhle, die Freundschaft der Gräfinn Mathilde, und andere seinem Plane so vortheilhaften Zeitumstände so meisterhaft zu benutzen wußte? Also verwandelte er das Unrecht nicht in Recht, suchte nur Gutes zu thun und Böses zu hindern, als er die Ehen der Priester mit gewaltsamer wilder Hand zerriß; als er die deutschen Völker von dem Eid der Treue gegen ihren Kaiser lossprach, ihre Fürsten gegen einander aufhetzte, ihrem Oberhaupte einen neuen Gegenkaiser entgegen setzte, und dadurch Verwirrung, Aufruhr, Mord, Brand und die allerscheußlichsten Verheerungen im deutschen Reiche anrichtete? Ja, sagen seine Apologeten, das alles that Gregor blos in der frommen Absicht, die heilige Kirche über alle weltlichen Mächte zu erheben; gleich als ob der Zweck alle auch die schädlichsten Mittel heiligen könnte; oder gleich als ob es dem Gregor bey dem Scharfblicke seines Verstandes gar nicht möglich gewesen wäre, die Schädlichkeit seines widerrechtlichen abscheulichen Verfahrens einzusehen! Nach S. 45 u. 46 „fällt ein großer Theil der „Verantwortung über den gewagten Schritt, den Gregor „wegen Heinrich machte, von ihm weg, weil er sich so, „wie die Sache behandelt wurde, nothwendig (?) als „den Schiedsrichter zwischen dem Kaiser und den Deutschen ansehen mußte; und weil er auf diese Art nicht „blos in seinem, sondern vorzüglich im Namen der deut-

„schen Nation, die ihm sein Zutrauen geschenkt hatte, „handelte.“ So so? Also machten die Gegner Heinrichs die ganze deutsche Nation aus? Also war es nicht Gregor selbst, der den mächtigern Theil dieser Nation in der schwärmerischen Vorstellung bestätigte, Er sey der oberste Schiedsrichter zwischen ihr und ihrem Kaiser??

Seite 52 sucht dieser Apologet die ganz unbarmherzige Strenge Gregors bey seinem Verfahren gegen Heinrich IV. zu Canoßa dadurch zu mildern, „daß er ja von seiner Kai„serwürde schon förmlich abgesetzt, folglich nur als Pri„vatmann anzusehen und zu behandeln gewesen sey.“ Aber, wer hatte ihn denn abgesetzt? Wer anders, als der Pfaffenfürst, der sich selbst im fanatischen Vertrauen auf seine göttliche Bevollmächtigung beredete, er könne Könige ein- und absetzen? Ja nach S. 56. sq. soll die unbeugsame Hartnäckigkeit, die Gregor bewies, bis er dem Heinrich endlich nur den Zugang zu sich verstattete, damit zu entschuldigen seyn, „weil jener die Begnadigung Hein„richs in der Voraussetzung, der Wankelmüthige könnte „die ihm abgefoderte Zusage, wie so viele andere auch „wieder brechen, seinen Entschluß, sich mit ihm einzulas„sen, immer wieder zurückbehalten habe, um ihm nicht „Veranlassung zu einer neuen Sünde zu geben.“ Was doch dieser Gregor für ein feiner Kasuiste war! Je härter die Buße, dachte er, desto weniger wird sich der Verbannte wieder gelüsten lassen, in Zukunft eine neue Sünde gegen die Oberherrlichkeit des römischen Stuhls zu begehen! So konnte die allerfühlloseste Mönchsstrenge mit einem einzigen Federstriche in die allerreifste und heilsamste Seelsorgersklugheit verwandelt werden!! Aber entsprach denn der nachherige Erfolg dieser so frommscheinenden Absicht auch wirklich? Oder mußte nicht Heinrich die durch eine solche Strenge von ihm erpreßte Zusage nachher desto bälder wieder brechen, je unfreywilliger sie war,

und je heftiger die dadurch gereizten Lombarden in ihn drangen, eine solche schimpfliche Herabsetzung seiner Kaiserwürde an dem harten Papste zu rächen?

Die Strenge Gregors in Durchsetzung seines für die Priester ganz allgemeinen Cölibatgesetzes rührte nach S. 64 — 69 „blos von seiner eigenen unverbrüchlichen Beobachtung der Kirchengebote her a); auch glaubte er, daß „dasselbe zum Wohl der ganzen Christenheit gereichen würde. „Und wenn ihn je noch die fürchterlichen Unordnungen, „welche die Einführung des Cölibats, besonders in Deutschland, erregte, hätten bewegen können, so konnte er doch „auch hoffen, daß diese, sobald der erste Sturm einmal „vorüber wäre, schon auch aufhören werden.“ Aber wie konnte denn ein Mann, der nach S. 59 die Welt vollkommen wohl kannte, hoffen, daß die abscheulichen Ausschweifungen und geheimen Unzuchtsünden, die schon durch die Einschränkung der Ehe des Klerus verursacht wurden, durch ihr gänzliches allgemeines Verbot aufgehoben werden würden? Mußte er nicht vielmehr erwarten, daß diese Ausschweifungen, wie es auch wirklich erfolgt ist, seit dem noch allgemeiner werden würden? O gewiß, wenn der Eifer Gregors über den Verfall des Gesetzes, der Religion und der Kirchengebräuche S. 21 ein so reiner Eifer gewesen wäre, so würde dieser kluge Mann gewiß auch mehr darauf bedacht gewesen seyn, jenen aus der Unenthaltsamkeit des Klerus, und aus dem diesem ganzen Stande auferlegten Cölibatsjoche entspringenden Ausschweifungen durch weisere Gesetze vorzubeugen b).

a) Durch seine allzuvertraute, recht skandalöse Bekanntschaft mit der Gräfinn Mathilde suchte er doch wenigstens nicht den bösen Schein zu meiden. Doch, solchen frommen Leuten muß man auch nicht ohne hinreichenden Grund etwas Böses nachsagen!!

b) Vergl. die Recension in der neuen allgem. deutschen Biblio-

Jedoch, auch selbst ein Gregor VII. soll nicht als ein auf allen Seiten durchaus schwarzer und lasterhafter Böswicht dargestellt werden! Daß er besonders auch seine guten Seiten, — denn, wo ist wohl ein Lasterhafter, der nicht auch noch seine guten Eigenschaften hätte? — vornehmlich Geradheit, strenge Unpartheylichkeit, auch einmal bey einer sehr groben Beleidigung eine sehr edelmüthige Bereitwilligkeit zum Verzeihen bewiesen habe, dieses Lob soll ihm auch von uns nicht verkümmert werden. Nur kann ich, bey aller Achtung, die ich für des Hrn. Prof. Gaabs Gelehrsamkeit und tiefen Forschungsgeist habe, nicht einsehen, wie der Charakter dieses Papsts durch eine solche Apologie von allen ihm mit Recht angeschuldigten Lastern und schädlichen Absichten ganz rein gewaschen werden konnte.

---

thek, 18. Band, S. 63, über die Apologie Papst Gregors VII. Von J. Fr. Gaab.

Geschichte
der
Religionsschwärmereyen
in der christlichen Kirche.

Des dritten Bandes fünfte Abtheilung.

Innhalt:

Geschichte des Mönchslebens in dem angezeigten Zeitraume.

§. I.

Die Mönche sind die vornehmsten Verfechter der röm. Hierarchie. Ihre Exemtion von der bischöfflichen Gerichtsbarkeit.

Eine der mächtigsten Stützen der römischen Hierarchie waren von jeher die Mönche; sie, die doch ihrem ursprünglichen Institute nach die eifrigsten Beförderer der Religion hätten seyn sollen, sie wurden nun immer mehr die hitzigsten Vertheidiger eines sehr unchristlichen Aberglaubens, und einer den menschlichen Verstand ganz zu Boden drückenden Priesterherrschaft. Dies wurden sie aber vornehmlich seit der Zeit, da sie sich der Oberaufsicht und Gerichtsbarkeit ihrer Bischöffe zu entziehen, und, indem sie sich alle Rechte und Vorzüge der Kleriker anmaßten, ganz allein an den päpstlichen Stuhl zu Rom, von dem sie allein abhängig seyn wollten, anzuschmiegen gewußt hatten. Denn da mußten sie natürlicher Weise die eigentlichsten und eifrigsten Verfechter so wohl des Kirchenglaubens, als auch der angemaßten Oberherrschaft ihres römischen Prinzipals werden, mit dessen Ansehen auch ihr Ansehen stand oder fiel. Da wurden die unzählbaren Mönchsschwärme, die sich in allen Gegenden und Provinzen des europäischen Abendlandes ansidelten, eben so viele Heere von geistlichen Soldaten, die mit ihrem fanatischen Geschrey von der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der großen katholischen Kirche, und mit ihrem Vorgeben, als ob sie, als Vertraute der Gottheit die Sache Gottes und Jesu Christi selbst führten, die Köpfe

der ganzen Welt verrückten oder verwirrten, und die menschlichen Seelen in der tiefsten Unterwürfigkeit gegen den heiligen Papa zu Rom und seine geweihten Götterausspräche erhielten; Soldaten, die mit dem unbeugsamsten Starrsinn an den Bestimmungen der römischen Kirchendogmatik hiengen; die eine jede dagegen anstossende Ketzerey mit dem schärfsten Ketzergeruche aufspürten und mit der unerbittlichsten Strenge mit Feuer und Schwert verfolgten. Daher wußte sich auch die römische Politik ihrer gar treflich zu bedienen, wenn die Päpste irgend eine gelehrte Fehde oder einen kirchlich politischen Streit entweder mit Königen und Fürsten, oder mit Bischöffen und Erzbischöffen zu führen hatten. Und Mönche, frömmelnde oder fanatische Mönche waren immer die tauglichsten Mittelwerkzeuge, wodurch das ihre seraphische Weisheit und Heiligkeit anstaunende Volk auf die Seite des römischen Hofes hingezogen werden konnte.

Aber eben diese Exemtion oder Befreyung der Mönche von der bischöflichen Gerichtsbarkeit war gewiß auch eine der stärksten Ursachen der nun immer mehr in Verfall gerathenden Klosterszucht. Denn was konnte da ihre Vorsteher, die Aebte hindern, die frechsten Eingriffe in die Rechte der Bischöffe zu wagen, wenn sie des Sieges versichert waren, sobald die Sache zu Rom zur Klage kam? Was konnte die Verachtung und den Verfall der Klosterdisciplin noch hemmen, wenn ihr näherer Richter, der Bischof, nichts mehr über sie zu sprechen hatte, sie nicht mehr visitiren durfte, sondern alle wichtigere Klagen vor den entferntern Richter, dessen Interesse, mit dem ihrigen so genau verflochten war, nach Rom gebracht werden mußten?

§. II.

Einige Verdienste der Klöster um das Beste der Menschheit. Ihr Sittenverfall.

Zwar läßt sich allerdings das vielfache Gute, das die klösterlichen Einrichtungen der Mönche für die Menschheit im Mittelalter brachten, nicht verkennen. Das die Benediktiner-Mönche so viele Wüsteneyen, die ihnen von großen, mächtigen oder reichen Herrn zu ihrer Ansiedlung angewiesen oder vermacht wurden, zuerst angebaut und urbar gemacht; daß sie so viele rohe Naturmenschen und Götzendiener doch wenigstens zu einiger Erkenntniß des göttlichen Wesens angeführt haben; — denn sie waren doch immer die eifrigsten und thätigsten Heidenbekehrer; — daß sie Künste und Wissenschaften befördert, die schätzbarsten Denkmäler des ältern Roms und Griechenlands in ihren Klostersbibliotheken aufbewahrt und abgeschrieben, und sich dem Unterrichte der Jugend gewidmet haben, das sind doch immer Verdienste, die ihnen kein billiger Geschichtschreiber ableugnen oder verkleinern wird, Verdienste, deren Grund offenbar nirgends anders, als in ihren auf Absonderung von der Welt, auf Beten und Meditiren und Arbeiten abzweckenden Klostersregeln zu suchen ist. Aber da in ihrer ganzen Klosterseinrichtung so gar nicht weder für die Bildung ihres Verstandes, noch für die Veredlung ihres Herzens gesorgt war, da der in ihren Klostersschulen ertheilte Unterricht höchst dürftig war, und blos zur Anpfropfung ihres Gedächtnißes mit einer Menge von größtentheils unverständlichen Wörtern, Namen, Formeln und Sentenzen diente; da sie in ihren Klöstern schlechterdings nichts anders thaten, als daß sie zu gewißen festgesetzten

Stunden ohne Sinn und Geist beteten, Psalmen sangen, und dann wieder einige geringe Handarbeiten vornahmen, aßen oder fasteten, schliefen oder wachten, zuweilen auch ihre Zeit und Weile mit zufälligen mystischen Grillen vertrieben; da sie sich also immer nur von einem Tag zum andern, in dem elenden Zirkel eines geist- und heillosen gottesdienstlichen Mechanismus herumdreheten, und von demselben doch ihre ganze Seelenbildung vermöge einer allmächtig auf sie wirkenden göttlichen Gnade erwarteten, so konnten sie weder sich selbst, noch ihr Zeitalter zu der Stufe der Cultur erheben, zu welcher sie das auch nur halb recht gekannte Christenthum, wenn es nur mit wenig gesundem Menschenverstand und Nachdenken verbunden gewesen wäre, hätte erheben können, sondern sie mußten nur desto formellere und scheinheiligere Heuchler werden, je mehr sie ihre heillose Mönchsasketik der Welt für wahres Christenthum und für den gewißesten Weg zur höchsten menschlichen Vollkommenheit anpriesen.

Solche Menschen legten dann, wenn sie ins Kloster giengen, ihre Sinnlichkeit und die Oberherrschaft derselben mit ihrer alten vorigen Kleidung nicht ab, sie zogen den nach Gottes Bilde geschaffenen neuen Menschen mit ihrer Mönchskutte nicht an; bildeten sich wohl ein, als ob sie ihn anzögen, hielten sich dann schon für Bekehrte, und wurden auch von Andern so genannt und dafür gehalten; daher man eben, wie schon im zweyten Bande a) gezeigt worden, das Klosterleben vorzugsweise die Religion, sub religione evangelica vivere, oder die zweyte Taufe, wodurch alle Sünden vollends vergeben würden, nannte. Auch mögen viele bey ihrem Eintritt in das Kloster recht gute, redliche, fromme Vorsätze, der Welt und dem Laster gänzlich zu entsagen, und nur

a) im zweyten Band dieses Werks 2te Abthlg. S. XIV. S. 262.

allein Gott und Jesu Christo zu dienen, wie damals der in den Klöstern eingeführte Sprachgebrauch lautete, gehabt haben. Aber bey dem allem blieben sie doch nach wie vor die elendesten Sklaven ihrer Sinnlichkeit; sie nahmen die Welt, die sie zu verlassen vorgaben, und mit derselben alle ihre sinnliche Begierden, Neigungen und Leidenschaften mit sich in ihre einsamen Zellen hinein, wo sie dieselben um so weniger bezwingen, und der Leitung ihrer Vernunft unterwerfen konnten, je weniger sie die eigentliche Kunst, sie zu beherrschen, kannten, und je mehr das alles mit dem so schön gleißenden Pharisäersmantel ihrer besondern Heiligkeitsform überdeckt war. Da darf man sich dann nicht wundern, wenn es nun in der Geschichte des achten, neunten, zehnten und eilften Jahrhunderts heißt: Die Mönche hätten sich bey dem Anwachs der vielen Reichthümer und Besitzungen, die ihnen die abergläubische Frömmigkeit und Freygebigkeit dieser Zeiten eintrug, auch allen den Arten von Lastern, die der Reichthum gewöhnlich in seinem Gefolge hat, dem Müßiggange, der Trägheit, der Wollust, der Spielsucht, der Trunkenheit, der Schwelgerey u. d. gl. ergeben. Denn wie konnte Benedikts Regel, die seine ausgearteten Söhne so künstlich und fein zu drehen und zu kommentiren wußten, daß sich dieselbe ganz nach ihren Lüsten und Einfällen bequemen mußte, das Einreißen dieser Laster verhindern? Man darf sich nicht wundern, wenn schon Karl der Große in seinen Kapitularien über jene vermeinte Leidenschaftsbezwinger klagen mußte: es seyn viele in den Klöstern über der Hurerey und über Werken der Unkeuschheit ergriffen worden und in das Geschrey der Sodomiterey gekommen, oder wenn es in den Akten der Kirchenversammlung von Aachen vom Jahr 836 heißt, die Jungfernklöster schienen an vielen Orten vielmehr Hurenhäuser zu seyn. Man darf sich nicht wundern, wenn

alle Schriftsteller des zehnten und eilften Jahrhunderts über die ganz verfallene Klosterszucht, über so viele Betrügereyen, Ausschweifungen, Zänkereyen und Lasterthaten der Mönche klagen, wenn z. E. ein Ivo, Bischof von Chartres und berühmter Schriftsteller sagt: Non est locus ille sanctimonialium, sed mulierum daemonialium prostibulum, corpora sua ad turpes usus omni generi hominum prostituentium. a) Sehr viele Klöster waren also wahre Bordelle oder Freystätten der Schwelgerey, oder Hurerey und Unzucht. Aber darüber möchte man sich wundern, wie diese Sittenlose Schwärmer und Heilige sich bey der Welt noch in einiger Achtung und in einem so erhabenem Ruhme der Frömmigkeit, als sie wirklich hatten, erhalten konnten, wenn man nicht wüßte, was die Welt jezt für ein närrisches Ideal von Heiligkeit im Kopfe hatte, und wie tief der Sittenverfall des großen Haufens, bey dem alle jene Laster noch viel öffentlicher und in einem viel höhern Grade herrschten, als in den Klöstern, gesunken war.

§. III.

Die tiefe Verehrung, in welcher die Mönche bey aller ihrer Unsittlichkeit standen.

Inzwischen muß es unter den Mönchen des achten und neunten Jahrhunderts doch immer noch Manche gegeben haben, die wenigstens noch einen in die Augen fallenden Schein von dem, was man zu diesen Zeiten Frömmigkeit nannte, zu erhalten und sich bey der von allen gesunden Begriffen der Moral ganz entblößten Welt als sehr große Heilige und Lieblinge des Himmels geltend zu machen wußten. Oder wenn auch kein solcher

a) Mosh. Kirchengesch. Thl. II. S. 434. §. 22. not g.

Scheinheiliger da war, so erdichtete man wenigstens Legenden von den erhabenen Heldentugenden der im Kloster verstorbenen Aebte und Mönche, um so den Heiligkeitsschimmer des in Mißkredit versinkenden Klosters in den Augen des leichtgläubigen Pöbels von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen. Daher sah man, ohne auf jenes unmoralische Leben der Mönche Rücksicht zu nehmen, das Kloster immer noch für die beste Schule an, darinnen man für den Himmel zubereitet werden, und den gewissesten Antheil an Gottes Gnade, an der Vergebung der Sünden und an der ewigen Seligkeit erlangen könnte. Daher staunten selbst viele Großen in diesen Jahrhunderten, Könige, Herzoge, Grafen und andere das Klosterleben mit einer so fanatischen Bewunderung und Hochachtung an, daß sie öfters mit Verachtung und Hintansetzung aller ihrer zeitlichen Reichthümer, Schätze und Ehrenstellen ganz freywillig ins Kloster giengen, oder ihre zeitlichen Güter einer Kirche oder einem Kloster schenkten, und Mönche wurden. Oder wenn sie sich während ihres Lebens nicht entschließen konnten, die menschliche Gesellschaft zu verlassen und ins Kloster zu wandern, so verlangten sie wenigstens noch bey der Annäherung ihres Todes eine Mönchskutte, die sie sodann anzogen, in der albernen Meynung, als ob sie durch das Gebet und durch die Stimmen der Ordensbrüder, unter welche sie nun aufgenommen waren, den gewissesten Eingang in den Himmel erlangen könnten. a) Ja eine im J. 844.

a) Diese Einkleidung sterbender Personen in Mönchskutten kam schon im siebenden Jahrhundert auf, wo der erste ins Mönchsleben vernarrte König in Spanien, Wamba, sich im Jahr 680 bey seinem Sterben in ein Mönchskleid stecken ließ, um darinnen vor dem heil. Peter im Himmel zu paradiren. S. Mosh. Kirchengesch. Th. II. S. 170. §. 10. not. **.

zu Diedenhofen (Thionville) gehaltene Synode nimmt es ihren Biſchöffen ſehr übel, daß ſie den von Gott inſpirirten und von den Apoſteln ſelbſt (?) gegründeten Orden der Sorgfalt und Aufſicht der Layen überlaſſen hätten. a) Und die Mönche mit den Cherubim zu vergleichen, oder ſie Engel auf Erden zu nennen, und andere ſolche bibliſche Engelsterminologien auf ſie anzuwenden, das war auch in dieſen Zeiten nichts Seltenes. Daß ſie aber zuweilen auch, beſonders von den fränkiſchen Kaiſern und Königen, an ihre Höfe berufen und als Geſandte oder Kommiſſarien (Miſsi) in Geſchäften des Staats an auswärtige Höfe verſchickt wurden, das mag neben jener allgemeinen Heiligkeitsbewunderung, darinnen ſie ſtanden, auch daher gekommen ſeyn, weil ſie, nach dem Maaß der Kenntniſſe jener Zeiten gemeſſen, wirklich oft gelehrtere Männer unter ſich hatten, als man unter den Weltgeiſtlichen nicht antraf.

§. IV.

Entſtehung der Mönchsreformatoren, welche die alte verfallene Kloſterszucht wieder herzuſtellen ſuchten.

Doch gieng dieſe Verehrung der Mönche nicht ſo weit, daß der Contraſt, in welchem ihr wüſtes unordentliches Leben gegen das Vorgeben ihrer höhern Heiligkeit ſtand, nicht noch einem manchen richtiger denkenden Menſchen, der ſein moraliſches Gefühl noch nicht ganz ausgezogen hatte, ſtark aufgefallen wäre. Auch wa-

a) So heißt es in Harduins Concilienſammlung Can. 3. Tom. IV. S. 1467. Sacrum monasticum ordinem a Deo inspiratum et ab ipsis Apostolis fundatum Laicorum curae et potestati vos commisisse dolemus. Mosh. Kirchengeſch. loc. cit.

ren wirklich viele Klöster und Mönche, theils nothgedrungen, weil sie an vielen Orten von den Normännern verheert und ausgetrieben wurden, theils durch die allzulaxe Nachsicht ihrer Aebte und Klostersvorsteher verwöhnt, von der Benediktinischen Regel so weit abgewichen, daß man die Söhne des heiligen Benedikts gar nicht mehr in ihnen erkennen konnte; daß sie in ihren Klöstern nicht nur weltliche Geschäfte und Angelegenheiten, sondern auch weltliche Pracht und Wollüste trieben, und ihre Horas nicht mehr beobachteten. Daher traten nun so viele vom alten trüben Mönchsgeist eines Antonius, eines Pachomius, eines Basilius oder eines Benedikts beseelte Reformatoren auf, die es unternahmen, die alte verfallene Klostersdisciplin unter den üppig schwelgenden, unzüchtigen, widerspenstigen, faullenzenden und unnütze Dinge treibenden Mönchen wieder herzustellen, und sie an eine genauere Beobachtung der ganz vergessenen Ordensregel des heiligen Benedikts zu gewöhnen. Einem Manchen von ihnen gelang es auch, jene von der alten Mönchsasketik vorgeschriebene Klostersbeobachtungen wiederum in den Gang zu bringen. Allein so wenig ehemals jene Formalitäten und Gebräuche der Pharisäer unter dem jüdischen Volke den menschlichen Geist veredlen und das Herz bessern konnten, so wenig konnte auch eine gründliche Reform in der Moralität der Mönche durch die strenge Beobachtung jener Klostersregeln bewirkt werden. Durch solche Heiligkeitsformen, wie ehemals die pharisäische und jetzt die mönchische waren, muß der freyere Vernunftgeist der christlichen Religion und Sittenlehre, der sich nicht leicht in solche enge Bande hinein zwängen läßt, immer mehr niedergedrückt als aufgerichtet, mehr getödtet als belebt werden. Und einen an Kopf und Herz kranken Menschen durch Stundenlanges gedankenloses Beten und Psalmensingen, durch gesetzliche Leibeskasteyun-

gen und durch pünktliche Beobachtung äußerer religiöser Gebräuche bessern zu wollen, das hieß eben so viel, als einen in seinen innersten Säften verdorbenen menschlichen Körper blos allein durch äußerliche Pflaster und Salben heilen wollen.

§. V.

Wie wenig durch die neuen Mönchsregeln und Klostersreformen dem alten Sittenverderben der Mönche gesteuert worden.

Daher erfand man nun zwar immer neue und strengere Klostersregeln, oder man modificirte vielmehr Benedikts Regel mit neuen Einschränkungen oder mit abgemessenern bestimmtern Vorschriften; man zog die Mönche immer weiter von der Welt und von allem Umgange mit Menschen in die abgelegenste, verschlossenste, wildeste Einöden zurück, man legte ihnen nicht nur Jahrelanges Stillschweigen, sondern auch die widernatürlichsten, die beschwerlichsten, und abschrökendsten Leibeskasteyungen auf, um sie zu dem erhabenen Ziele der mystischen Vollkommenheit, das schon der große Antonius, der Vater aller Mönche, zu erklimmen strebte, hinanzuführen; und dennoch war diese ganze Strenge immer nichts anders, als ein glänzender Heiligen-Firniß, unter welchem sich die abscheulichsten Laster aller Art verbargen. Ja selbst die bestimmte, die abgemessenste Klostersregel wurde nicht einmal nach ihrem ganzen strengsten Sinne gehalten, und konnte auch in die Länge nicht gehalten werden, weil sie so offenbar auf die Zerstörung der Natur und des Selbsterhaltungstriebs abzweckte, und sich so gar nicht auf die Foderungen einer praktischen Menschenvernunft gründete, daß sie denselben vielmehr in manchen Stücken gerade widersprach. Daher wurde sie zwar im Anfang, bey Errichtung eines neuen Ordens, von Mönchen, die entwe-

der rauharicht oder eigensinnig genug waren, um allen Foderungen der Natur trotz zu bieten, so genau, als es ihnen möglich war, beobachtet; aber in den nachfolgenden Zeiten, wenn sich der neue Orden vermehrte, ausbreitete und bereicherte, da erfand man früh genug eine Deutung und Gloße nach der andern, um sich das zu hart geschnürte Band der Klostersregel ein wenig leichter und laxer zu machen. Die zu hoch gespannte Schwärmerey der orientalischen Mönchsasketik mußte nothwendig, besonders in den feuchtern und kühlern Abendländern, immerzu schlaffer werden, und entweder in einen trägen, geist- und heillosen Mechanismus, oder in mystischen Quietismus übergehen.

Im Anfang, wenn der neue Orden gestiftet war, da staunte jedermann die neu glänzende Heiligkeit und Seltsamkeit der reformirten Mönche an, da war das neu errichtete Kloster noch sehr arm und schwach an Volk und Mannschaft, da war es folglich dem Mönchsreformator ein Leichtes, seine Zöglinge und Untergebene bey der genauen Beobachtung der aufs neue geschärften Klostersregel zu erhalten. Aber sobald jene Bewunderung ihrer strengen Heiligkeit ihnen einmal mehrere Reichthümer, zeitliche Besetzungen, Ländereyen, Güter und Gefälle, Zölle u. d. gl. eingetragen hatte, sobald war auch das Gefolge von Lastern da, welches der Reichthum gewöhnlich bey allen blos sinnlichen Menschenkindern in seiner Begleitung hat. Stolz, Hoffahrt, Müßiggang, Trägheit, Ueppigkeit und Pracht besonders in Klostergebäuden und im Kirchenschmucke, sinnliches Wolleben, Unzucht, Langeweile, Begierde nach unedeln und unnützen Zeitvertreiben, Widerspenstigkeit und Ungehorsam gegen den Klosters-Abt u. d. gl. Nun fieng die Achtung, die man vorher für diese so erhabenen Heiligen gehabt hatte, wieder an zu sinken. Aber nun stand auch bald wiederum

ein neuer Zelot und Klostersreformator auf, der die verfallene Mönchszucht wieder herzustellen und den Ruhm ihrer Heiligkeit zu erneuern trachtete. Und so lief dann auch der neu gestiftete Orden wiederum eben den bösen Zirkel durch, vom schwärmerischen Vorgeben einer noch nie erfahrenen überirdischen Heiligkeit zur erhabenen Heiligkeits-Glorie, von dieser zum zeitlichen Reichthum und Ueberfluß, von diesem zur Verschlimmerung der Sitten, den der vorige durchloffen hatte, und den wir alle Heiligen von dieser Art werden durchlaufen sehen.

§. VI.

Benedikt von Aniane. Sein Charakter und seine Lebensweise.

Ein solcher Mönchszucht-Reformator war zu Ende des achten und im Anfang des neunten Jahrhunderts der heilige Benedikt von Aniane in Languedok, ein Mann, der schon als Jüngling am Hofe Karls des Großen einen heiligen Eckel gegen Hofdienste und gegen alle solche weltliche Geschäffte und Vergnügungen gefaßt hatte, und deswegen bald im Jahr 774 in das Kloster des heiligen Sequanus gieng, wo er die Mönchsasketik zu einer so hohen Strenge trieb, daß er den ganzen Tag über nichts als sehr wenig Brod zu sich nahm; den Wein als ein Gift scheuete; seinem müden Körper nur sehr wenig Schlaf gestattete, und wenn er ein wenig schlief, nur auf bloßem Fußboden ausruhete; viele, auch die kältesten Nächte unter Gebet und Singen durchwachte, und oft viele Tage nach einander, nach Pythagoras Weise, nicht ein Wort, nicht einen Laut aus seinem Munde hören ließ. Kurz, er soll seinem Fleische so feind gewesen seyn, wie einem wilden Thiere. In seiner Kleidung glich er dem schmutzigsten Cyniker oder dem laustigsten Asketen aus Aegypten, denn er legte sie auch nicht eher ab, als bis ihn

das darinn entstehende Ungeziefer dazu nöthigte. Daher ward er denn auch von vielen ausgelacht und angespieen. Er hingegen sah, als ein wahrer Heiliger, dabey nur — auf das himmlische, und hielts für eine Ehre, — um Christiwillen Schmach zu leiden. Wenn seine Kutte zerriß, so stickte er sie selbst mit Lappen von allerhand Farben so lange aus, daß sie zuletzt einem wahren buntschäckigten Bettlersmantel glich, und ihm das Gespötte der andern Mönche zu seiner größten Zufriedenheit zuzog. Denn je ärger man dergleichen Heilige mit Spott und Hohn verfolgt, desto mehr bilden sie sich auf ihre vermeinte Heiligkeit ein.

Auch war er einer von jenen trübsinnigen Heiligen, die den Gott der Liebe, den Jesus geprediget hatte, nicht mit kindlicher Zuversicht und Freudigkeit, sondern mit stätem Trauren, Klagen, Seufzen und Weinen über ihre Sünden zu ehren meynen; denn er konnte, was er für eine besondere Gnade von Gott hielt, — weinen, so oft er nur wollte. Dies that er daher täglich — aus Furcht vor der Hölle; ja er bekannte auch noch vor seinem Tode, der im Jahr 821 erfolgte, er habe in den 48 Jahren, seitdem er ein Mönch gewesen, nie eine Speise zu sich genommen, ehe er zuvor vor Gott einige Thränen vergossen hätte. Der armselige Kopfhänger! Kurz, er trieb seine Strenge gegen sich so weit, daß ihn sein Abt selbst davon abzubringen, und ihm mildere Gesinnungen gegen seinen fast ganz abgezehrten Körper einzuflößen suchen mußte. Aber er sagte: „Die Regel „des heiligen Benedikts sey nur für Anfänger und „Schwache; er strebe nach einer noch viel höhern Vollkommenheit, er bemühe sich, noch strenger zu leben, „als es der heilige Basilius und der heilige Pachomius verordnet hätten.“ — Jedoch, da er die Unmöglichkeit sah, seine Mitmönche zu einer gleich stren-

gen Lebensart, die er Vollkommenheit nannte, zu bewegen, so ließ er in seiner Strenge etwas nach, und befliß sich nur, der Regel des heiligen Benedikts genau nachzukommen. Dies that er auch mit so gutem Erfolg, daß ihn seine Mitmönche, nach dem Tode ihres Abts, einmüthig zu dieser Würde erheben wollten. Er aber entzog sich derselben durch die Flucht, und errichtete auf seines Vaters Gütern im Jahr 780 nahe an dem Flüßchen Aniane in Languedok anfänglich nur eine Zelle, worinnen er einige Jahre in der größten Dürftigkeit unter lauter frommen Uebungen hin vegetirte.

§. VII.

Die simple und strenge Lebensart der Mönche zu Aniane.

Anfänglich schien es, als ob er da zu Aniane nur wenige Schüler und Nachahmer bekommen würde. Seine strenge Lebensart, das kärgliche Vormessen des Brods und Weins schröckte sie alle ab. Endlich aber zog doch der Ruhm seiner Heiligkeit einige herbey, die mit ihm sich zu einer gleich strengen Lebensordnung verpflichteten. Mit diesen lebte er anfänglich sehr strenge, simpel und dürftig. Wenn sie den ganzen Tag über im Schweiße ihres Angesichts auf dem Felde harte Arbeiten verrichtet hatten, so genoßen sie am Abend nichts als ein wenig Brod und Wasser. Nur an Sonn- und Feyertägen ward ihnen zuweilen ein Schluck Weins gestattet, zuweilen genoßen sie auch eine Milch, die ihnen fromme Weiber aus der Nachbarschaft brachten. Bey der Arbeit gieng der Abt beständig hin und her, und keiner seiner Mönche durfte dabey den Mund öffnen, — denn das viele unnütze Plaudern konnte der fromme Murrkopf nicht ertragen. Sie besaßen weder Mayerhöfe, noch Weinberge, noch Vieh, noch Pferde; sie hatten nichts, als einen ein-

zigen Esel, worauf sie zur Noth auch reiten konnten. Inzwischen wurde die Anzahl der von Benedikts Mönchsschwärmerey angesteckten Mönche immer größer, folglich mußte auch das Klostergebäude, das jetzt ihre Anzahl nicht mehr fassen konnte, erweitert werden. Dennoch beobachtete Benedikt bey seinem neuen Klostersbau noch alle einem armen Mönchs-Convent anständige Simplicität und Armuth. Die Gebäude waren alle noch sehr schlecht und blos mit Stroh bedeckt. In der Kirche waren noch keine silberne Kelche, noch keine seidene Meßgewänder, die heiligen Gefäße waren anfänglich nur von Holz, hernach von Glaß, und zuletzt von Zinn.

Aber nach und nach, da das Kloster zu Aniane durch die vielen dahin vermachten Schenkungen immer reicher wurde, da erhob sich auch dasselbe von Jahr zu Jahr zu einem prächtigen Pallast mit mehrern Nebengebäuden; die Kirche wurde zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau immer herrlicher gebaut und ausgeziert; die Gänge mit marmornen Säulen unterstützt, die Dächer statt des Strohes mit Ziegeln bedeckt; in den Reliquienkasten unter dem Altar wurde ein Stück von dem wahren Kreutze Christi und ein Dorn von der heiligen Krone angeschaft; die Verzierungen in der Kirche, die Leuchter, Lampen und dergleichen waren nach der Art des Salomonischen Tempels, alle siebenfach; die Kelche und andere Geräthschaften waren von Silber, die Gewänder von kostbaren Stoffen; auch wurden nach und nach noch andere Kunstwerke, eine Menge von Büchern angeschafft; man bestellte Sänger und Leser, Grammatiker und Theologen. Unterdessen hatte er selbst auch von seiner ersten Strenge etwas nachgelassen; wenigstens erlaubte er sich, wenn er krank ward, ein wenig Brühe von Federnvieh, weil doch der erste große Benedikt von Monte Caßino das nicht ausdrücklich verboten hatte; so strenge hielt er über den

Buchstaben des Gesetzes! Seinen unter ihm stehenden Mönchen hingegen ließ er von der bey ihnen eingeführten Genauigkeit in Beobachtung der Regel Benedikts nichts nach, sondern gewöhnte sie auf das pünktlichste an das vorgeschriebene Maas von Eßen und Trinken, von Schlafen und Wachen, und an die im Canon festgesetzten Stunden zum Beten, Psalmensingen und Arbeiten.

§. VIII.

Die weiteren Mönchsreformen, die Benedikt von Aniane vornahm. Erweiterung des Klosters zu Aniane.

Daher breitete sich auch der Ruhm, den er sich als Reformator der so tief verfallenen Mönchszucht erwarb, so weit aus, daß ihm von verschiedenen Bischöffen der Auftrag gemacht wurde, die in ihren Sprengeln liegenden Klöster zu reformiren; daß er in verschiedene Klöster ganze Colonien von seinen Mönchen schicken mußte, um dort alles nach der alten Benediktinischen Mönchstaktik wieder einzurichten; Ja er wurde so gar vom Kaiser Ludwig dem Frommen, der gar viel auf ihn hielt, und ihm, nicht weit von seiner Residenzstadt Aachen, zu Inde ein besonderes Kloster einräumte, zum allgemeinen Reformator und Oberaufseher über alle Klöster seines Reichs verordnet. Auf Befehl dieses Kaisers entwarf er daher, nebst andern auf einer Kirchenversammlung zu Aachen im Jahr 817 versammelten Aebten, eine ganz nach der ersten Regel des Benedikts von Monte Caßino geformte Verordnung, in welcher alles bis auf die geringsten Verrichtungen in jeder Stunde des Tags, alles bis auf das Gewicht des Brods, bis auf das Maas von Wein und Bier, das die Mönche genieſſen durften, bis auf die Anzahl und Beschaffenheit der Kleidungsstücke, Hemden, Röcke, Kappen, Beinkleider, Schuhe, Pantoffeln u. d. gl. bestimmt vorgeschrieben wurde. Und dies sollte

nun eine Reform heissen! Wer diese Regel, die eigentlich nichts, als eine bloße Klosters-Polizeyordnung war, genau beobachtete, wer sich in diesem Zirkel von mechanischen Gebräuchen und Beobachtungen Tag für Tag, ohne auch nur im mindesten davon abzuweichen, oder auszugleiten, herumdrehete, der wurde für einen sehr frommen, musterhaften Heiligen gehalten; wer aber noch mehr that, noch strenger lebte, als die Regel befahl, der ward am Firmamente dieser Heiligen für einen Stern der ersten Größe geachtet. Dadurch wurden nun freylich, wie Mosheim dafür hält a), noch nicht alle groben Laster aus den Klöstern ausgetrieben; aber man gab doch den Mönchen, durch die neugeschärfte Zucht und Ordnung, in der sie leben mußten, wiederum einen neuen schön gleißenden Schaafspelz, unter welchem sich alle grobe Laster recht fein und unbemerkt verstecken liessen. —

Die Mönchswohnungen in seinem Kloster bey Aniane wurden nach und nach so sehr erweitert, und vermehrt, daß sie anfänglich bey dreyhundert und zuletzt mehr als tausend Mönche in sich fassen konnten; eine Anzahl, die man, in Hinsicht auf die vielen Hände, die dadurch dem Ackerbau und so vielen andern nützlichen Handwerken entzogen wurden, nicht anders, als viel zu groß nennen kann! daß endlich ein so berühmter Klostersheiliger auch in den hohen Ruf der Wunderthätigkeit gekommen; daß er, wie die Legende erzählt, einmal den Fortgang einer Feuersbrunst, ein andersmal eine Ueberschwemmung des Wassers blos durch sein Gebet gehemmt, auch einmal ein ganzes Heer von Heuschrecken vertrieben habe; das ist freylich ganz in der Ordnung. a)

a) S. Mosh. Kirchengesch. Thl. II. S. 172. §. 11.

a) S. Fleury allg. Kirchengesch. deutsche Uebersetzung XLV. Buch §. 389. sq. und XLVI. Buch §. 28 und §. 42. Frankf. und

§. IX.

Auch Chrodegang will mit seinem Chorherrninstitute die Kleriker besser im Zaume halten.

Ueberhaupt wußte man in diesem Zeitalter den Schein der Frömmigkeit noch so wenig von dem Wesen derselben zu unterscheiden, daß man alles, was nach einer gewißen abgemessenen Ordnung oder Taktik gethan wurde, eben deswegen auch für recht und schön und gut hielt; daß man insonderheit die Eingezogenheit und Entfernung von dem Geräusche der Welt, und ihren täglichen Geschäfften, Zerstreuungen und Angelegenheiten für das zuverläßigste Merkmal eines frommen Menschen ansah. Aus der Ursache glaubte ein gewisser Bischof zu Metz, Chrodegang, den Klerus seiner Kirche im achten Jahrhundert nicht besser von dem unter den Geistlichen eingerissenen Sittenverderben abziehen zu können, als wenn er sie zu halben Mönchen machte, das heißt, sie zu einer an gewisse Regeln gebundenen gemeinschaftlichen Lebensart gewöhnte. Wie ordentlich, wie schön, wie erbaulich mußte es nicht scheinen, wenn da der Bischof und alle seine Kleriker, die mit ihm an einer Kirche dienten, beysammen in einem Hause wohnten, in völliger Gemeinschaft der Güter mit einander lebten, an einem Tische, wie Klosterbrüder mit einander speißten, zu gewißen Stunden, wenn die Glocke schlug, in ihren Chor giengen und da mit einander wie aus einem Mund und Herzen dem lieben Gott und seinen Heiligen ihre Psalmen und Loblieder vorsängen, auch andere solche gottesdienstliche Handlungen, ein jeder

---

Leipz. 1759. verglichen mit Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 35. flg.

jeder in seiner Reihe, verrichteten! Sollte das nicht das gewisseste Mittel seyn, die Herrn Kleriker von der Welt und von allen den weltlichen Sorgen des Geitzes, der Habsucht, der Eitelkeit, des Uebermuths, der Wollust u. d. gl. abzuziehen, ihre Bedürfnisse auf die ihnen gar nicht kärglich vorgemessene Speise und Getränke einzuschränken, sie von der Lust zum Krieg und zur Jagd, weil sie alle zur bestimmten Stunde in dem Chor erscheinen und singen mußten, zu entwöhnen, ihnen das öftere Beten, Singen, Lesen und Studieren durch das Gemeinschaftliche ihrer Lebensart angenehmer zu machen, und allen bisherigen Klagen über Verschwendung und Mißbrauch der Kirchengüter abzuhelfen? So glaubte Chrodegang, und dies war die recht gutgemeinte Absicht seines neuen Instituts. Darum schrieb er seinen Klerikern, die an dieser neuen Anstalt Theil nahmen, und die er deswegen, weil sie nach einer gewissen festgesetzten Regel oder Kanon leben sollten, Kanonikos nannte, a) folgende Gebräuche vor.

Ihr Vermögen oder ihre Güter sollten sie zwar lebenslänglich behalten, und in Gemeinschaft mit andern genießen; nur sollten sie nichts davon verkaufen oder verringern, sondern sie Gott und der heiligen Jungfrau urkundlich schenken. Alle sollten in einem gemeinschaftlichen Schlafsaal, aber in abgesonderten Zellen und Betten schlafen. Keine Weibsperson und kein Laye sollte in ihre klösterliche Wohnung kommen. Die ältern Kleriker können sich mit Einwilligung des Bischofs von den jüngern bedienen lassen. Auf gegebenes Zeichen sollten alle Kanonici zu den dazu bestimmten Stunden in die Kirche oder in den Chor gehen, um da mit einander

a) In den nachfolgenden Zeiten wurden sie auch Chor- oder Domherrn genannt.

zu beten, zu singen, ein Kapitel aus der Bibel, oder eine Predigt anzuhören. Zweymal im Jahre sollten sie ihre Sünden, selbst ihre böse Gedanken, dem Bischofe beichten; wer es öfters thun wollte, konnte es auch. Das Abendmal sollten sie an jedem Sonntag und Feyertage geniessen. Für grobe Verbrechen sollten sie durch körperliche Züchtigungen, durch Fasten, Einkerkerung, Ausstoßung aus der Gesellschaft oder durch öffentliche Büßung, wobey der Sünder vor der Kirchthüre, während daß die andern aus und eingiengen, hingestreckt liegen mußte, bestraft werden. Verläumdung und Trunkenheit hingegen sollten mit geheimen oder öffentlichen Verweisen, und, wenn keine Besserung erfolgte, mit dem Bann oder körperlichen Strafen geahndet werden. Wie oft, zu welchen Stunden, was und wie viel in und außer der Fastenzeit gegessen und getrunken werden sollten; ingleichem, wie die Arbeiten der Küche, die Besorgung der Kranken, die nöthigen Kleider, Schuhe, Holz, und andere dergleichen Bedürfnisse bestellt werden sollten; das alles wurde von Chrodegang seinen Chorherrn auf das genaueste vorgeschrieben. a) Und dieses alles sollte dann der Kappzaum oder die undurchbrechliche Einschränkung seyn, wodurch der große Endzweck, bessere Moralität, unter den Klerikern erreicht werden sollte.

§. X.

Wie wenig ein solches Institut zur Erreichung des dadurch beabsichteten Zwecks, die Kleriker zu bessern, fähig gewesen.

Daß es der gute Chrodegang mit seiner neuen Anstalt gar gut gemeint habe, daran zweifelt wohl kein Billigdenkender. Aber daß eine solche Palliativkur den

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XX. S. 83. sq.

tief eingefressenen Schaden Josephs nichts weniger als von Grund aus heilen konnte, das lehrte die Erfahrung der nachfolgenden Zeiten nur allzu deutlich. Zwar verbreitete und vervielfältigte sich dieses Chorherrninstitut in kurzer Zeit fast durch alle Länder Europens sehr schnell. Denn jedermann hielt es für das unfehlbarste Mittel, dem Sittenverderben unter den Klerikern zu steuren; und Karl der Große, wie auch Ludwig der Fromme selbst bemühten sich, diese Anstalt bey allen großen Kirchen ihres Reiches einzuführen, und in Gang zu bringen. Auch wurde sie von allen reichen Frömmlingen gar herrlich beschenkt. Aber wie bald artete auch diese zur Erreichung ihres Zwecks so untaugliche Anstalt wieder aus! Denn daran dachte kein Mensch, daß diese so zusammengekuppelten Kleriker, so lange nicht für ihre bessere Bildung am Verstand und Herzen gesorgt war, einander eben so wohl, ja noch leichter, ihre schlimmen als ihre guten Grundsätze, Meynungen, Sitten und Gewohnheiten mittheilen konnten. Kein Mensch dachte daran, daß ein solcher Klosterszwang, so wenig als bey den Mönchen, eine wahre sittliche Vollkommenheit bewirken konnte; und daß er bey eigentlichen Religionslehrern um so viel übler angebracht war, je weniger diese von dem menschlichen Leben und Umgang, für dessen Verbesserung sie da sind, entfernt werden sollten, und je mehr ihre eigene Geistesfreyheit und Selbstthätigkeit dadurch gehemmt und gehindert werden mußte. Kein Mensch dachte daran, daß, wenn sich etwa große zeitliche Reichthümer bey diesem Chorherrninstitut anhäuften, niemand mehr im Stande seyn würde, diese so reiche geistliche Pfründer und Müßiggänger in diesem Kappzaum zu erhalten; und daß dann auch leicht ein Mittel auszufinden war, um sich dieses alltäglichen lästigen Gesang- und Gebetsmechanismus zu entledigen und Andere für sich singen und vikariren zu las-

fen. Eben daher führten solche Chorherrn schon um die Mitte des eilften Jahrhunderts ein eben so schändliches und ausschweifendes Leben, wie die andern Weltgeistlichen; ja in manchen Gegenden machten sie es noch schlimmer. Daher nahm der Papst Nicolaus II. im eilften Jahrhundert eine neue Reform mit ihnen vor; und Ivo, ein Bischof von Chartres, gab einigen den Rath, sich, nach Art der Mönche, ganz von allem Eigenthum, von allen Besitzungen, Gütern und Erbschaften, zu trennen. Denn noch immer gab es Moralisten, die den Besitz und die Verwaltung irdischer Güter für das größte Hinderniß der Vollkommenheit hielten. Solche reformirte Chorherrn nannten sich daher, weil schon der heilige Augustin bey seinen Klerikern eine ähnliche Ordnung, wie Ivo, eingeführt hatte, Kanonicos regulares des heiligen Augustins.

§. XI.

Odo, der zweyte Abt des Klosters zu Clugny, ein neuer Mönchsreformator.

Ein anderer solcher Mönchszucht-Verbesserer war Odo der zweyte Abt des Klosters zu Clugny in Burgund. Dieses Kloster wurde von einem Herzog Wilhelm von Aquitanien in der frommen Absicht gestiftet, damit er, wenn er auch nicht alles in der Welt verachten und verlassen könnte, doch durch die günstige Aufnahme der Weltverächter, (der Mönche), die er für Gerechte hielt, dereinst den Lohn der Gerechten empfangen möchte. Der erste Abt dieses Klosters war Berno, und der zweyte Odo, dessen hoher Heiligkeitsruhm das Andenken seines Vorgängers Berno in der Folge beynahe ganz verdunkelte. Odo, von seinem Vater für die große Welt und besonders zur Kriegswissenschaft bestimmt, besorgte gar bald,

wie Fleury sich ausdrückt, er möchte nicht auf dem rechten Weg seyn, wo er Gott gefallen könnte. Die Jagd war für ihn Ermüdung, und an den Belustigungen des Hofs fand er kein Vergnügen. Ein heftiges langwühriges Kopfweh führte ihn in das Haus seines Vaters zurück, der bey der längern Fortdauer der Schmerzen, die sein Sohn litt, auf den frommen Einfall kam, ihn dem heiligen Martin zu Tours, dem er seinen Sohn schon als einen Säugling in der Wiege gewidmet hatte, zurück zu geben, indem er dieses Kopfweh für eine Strafe wegen der Nichterfüllung jenes Gelübdes ansah. Odo, welcher sich ebenfalls davon überzeugt hielt, ließ sich also die Haare abscheeren, und, da er zur Ehre des heiligen Martins sogleich wieder gesund geworden war, so begab er sich nun im Jahr 898 in das diesem Heiligen gewidmete Stift zu Tours. Hier legte er sich anfänglich sehr eifrig auf Priscians Grammatik. Als er sich aber zum Lesen des heidnischen Poeten Virgils anschicken wollte, so ward er durch ein im Traum ihm vorgekommenes sehr schönes Gefäß, das inwendig voller Schlangen und Ottern war, davon abgehalten. Er legte also alle Poeten auf die Seite und las nun weiter nichts als die Schriftauslegungen der heiligen Väter; wie auch die Moralien des grossen Gregors über den Hiob, die seinem verderbten frömmelnden Geschmacke so wohl behagten, daß er sie in einen Auszug brachte, der noch jetzt manche Klostersbibliothek ziert. Allein, die freyere Lebensart der prächtig gekleideten Chorherren zu Tours, zu welchen auch Frauenzimmer den Zutritt hatten, wollte unserm Heiligen nur gar nicht gefallen. Er bekam also, besonders auch durch das Lesen der Regel des heiligen Benedikts, die ihm in die Hände fiel, große Lust, das so sehr in Verfall gerathene Mönchsleben wieder auf den alten Fuß herzustellen.

In diesem frommen Eifer reiste er in Begleitung ei-

nes andern der Mönchsasketik ergebenen Freunds, Adegrim, in Frankreich herum, um unter den Klöstern dieses Landes irgend eines aufzusuchen, wo sie nach ihrem Ideal einer vollkommenen Mönchsheiligkeit leben könnten. Aber wie traurig sah es da aus! Die meisten Klöster waren durch die Kriege und Streifereyen der Normänner verheert und verwüstet. Aus andern hatten sich die vertriebenen Mönche mit ihren Reliquien und mit ihrem Kirchenschatze, so viel sie davon fortschleppen konnten, in sichere Gegenden hin geflüchtet, wo sie mehr um ihren Unterhalt als um ihre Ordensregeln bekümmert, hin und her zogen und ein unstätes Leben führten. Endlich fanden sie in der Grafschaft Burgund die zwey Klöster La Baume und Clugny, wo schon der Abt Berno angefangen hatte, die Mönche nach der Regel des heiligen Benedikts von Aniane zu reformiren. Allein, so geschwind gieng dieß eben nicht. Dem Abte Berno wollten die an Freyheit gewöhnten Mönche nicht recht Folge leisten; sie beschwerten sich gegen den Odo über die Härte ihres Abts, der sie immerzu mit Schlägen, Ketten und anhaltenden Fasten marterte, sie machten ihrem Abte selbst wegen seiner so strengen, so unausstehlich harten Lebensart grobe Vorwürfe, sie verachteten und mißhandelten ihn auf alle Art, wogegen er sich aber blos mit Geduld, durch sanfte Vorstellungen, daß sie ihm doch verzeihen möchten, zu vertheidigen suchte.

§. XII.

Entstehung der Cluniacenser Mönchskongregation.

Als Berno seinem Ende nahe war, so wurde Odo, der sich bey dem allem doch durch seine strenge Frömmigkeit und große Gelehrsamkeit in großen Respekt gesetzt hatte, einmüthig zu seinem Nachfolger erwählt. Odo

that dagegen nun freylich ein wenig spröde, man mußte ihn mit Gewalt aus seiner einsamen Zelle herausschleppen, alles rief zusammen: „er müsse Abt werden,“ und er war nicht anders dahinzubringen, diese Würde anzunehmen, als durch die Banndrohungen der gegenwärtigen Bischöffe. Aber, da er nun wirklicher Abt war, so gewöhnte er seine Mönche doch nach und nach, bald durch strengere, bald durch gelindere Mittel an die genaue Beobachtung der Benediktinischen Regel und dadurch erwarb sich sein Kloster in kurzer Zeit einen so erhabenen Ruhm der Heiligkeit, daß die meisten alten Klöster in Frankreich, Deutschland, Italien, Britannien sich ganz nach der Zucht und Lebensart von Clugny umbildeten. Daher breitete sich ihre Regel in der Folge der Zeit fast durch ganz Europa aus. Wer entweder neue Mönchsgesellschaften stiften, oder alte erneuern und verbessern wollte, der nahm das Muster dazu von Clugny. Alle nach diesem Muster reformirten Klöster aber erkannten den Abt zu Clugny für ihren Archi-Abbas oder Obervorsteher und machten zusammen eine besondere Kongregation aus. Man sah nun bald vornehme Herren, Kanonicos, und sogar Bischöffe sich der Klostersasketik zu Clugny unterwerfen; Herzoge und Grafen ersuchten ihn, die Reform der Klöster ihres Gebiets zu übernehmen; andere Klöster nahmen seine Verbesserungen freywillig an. Man darf aber nicht glauben, als ob dieser so weit umher ausgebreitete Heiligkeitsgeruch den Cluniacensermönchen weniger einträglich gewesen wäre, als andern. Nein, zu ihrer Zeit gab es noch reiche Frömmlinge genug, die ihr zeitliches Vermögen nicht besser, als zu Schenkungen an dieses neugestiftete Kloster anwenden zu können glaubten; die daher dasselbe mit allen Arten von Schätzen, Reichthümern, Besitzungen, Vorrechten, Zehnten und Gefällen auf das freygebigste bereicherten.

§. XIII.

Auch die zu Clugny vorgeschriebene Mönchstaktik kann die im Gefolge des Reichthums stehenden Laster bey diesen Mönchen nicht abhalten.

Man darf aber auch nicht glauben, als ob die sogenannten Verbesserungen, welche Odo in den Mönchsklöstern einführte, wahre sittliche Verbesserungen gewesen wären. Nein, im Grunde war auch seine Reform nichts anders, als eine Erneuerung der alten Benediktinischen Mönchsregel; die er blos mit einer Menge kleinlicher Gebräuche und Beobachtungen vermehrte, welche das Mönchsleben nur noch mühseliger und elender machten, und vollends alle Freyheit und Selbstthätigkeit des Geistes bey dieser Menschenklasse tödteten. Da bestimmte Odo z. B. auf das pünklichste, was und wie viel zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht aus der lateinischen Bibelübersetzung von den Mönchen gelesen, oder gebetet, oder gesungen werden sollte; mit welchen vielfachen Ceremonien jedes große und kleine Fest begangen werden sollte; und dergleichen. Da ward insonderheit den Mönchen, die sich ihre Langeweile wahrscheinlich gerne mit vielem unnützen Plaudern verkürzten, für gewisse Zeiten und Stunden ein durch keinen Laut zu unterbrechendes Stillschweigen vorgeschrieben; wobey es ihnen dennoch erlaubt war, einander ihre dringendsten Bedürfnisse durch gewisse unter ihnen ausgemachte Zeichen zu erkennen zu geben. Will man aber wissen, wie man die Beobachtung solcher positiven und willkührlichen Menschensatzungen bey den Mönchen zu bewirken suchte, so lese man nur folgende wahrscheinlich zum Heil der zum Ungehorsam geneigten Mönche erdichtete Wunderanekdoten. Ein frommer Mönch war einmal des Nachts auf dem Felde im stillen Gebete begriffen. Da

kam ein Räuber und führte ihm sein auf der Waide grasendes Pferd weg. Der Mönch aber wollte sich lieber sein Pferd wegführen lassen, als daß er die Stunde des Schweigens durch Geschrey unterbrochen hätte. Zur Belohnung seiner Klostersobedienz traf man den Räuber am andern Morgen unbeweglich auf dem Pferde, und an dem Orte an, wo er es gestohlen hatte; und Odo ließ ihm, nach seiner überspannten Schwärmersmoral, für die Beschwerlichkeit, die er die Nacht über ausgestanden hatte, noch etwas Geld reichen. — Zween andere Mönche von Clugny liessen sich auf einer Reise von Normännern gefangen nehmen und mißhandeln, ohne ein Wort darüber zu sprechen, bis die erlaubte Zeit des Sprechens für sie gekommen war. — Odo selbst ward, da er noch als simpler Mönch unter seinem Abte Berno stand, für seinen pünktlichen Klostersgehorsam auf eine wundervolle Art belohnt. Sein Abt hatte den Befehl ergehen lassen, daß die Mönche alle abfallenden Brodgrümmchen noch vor der Abdeckung des Tisches sammeln und essen sollten. Einmal aber gab der Abt das Zeichen zum Aufstehen eher, als Odo die von ihm gesammelten hatte essen können. Er behielt sie also in der Hand, und gestand dem Abte gleich darauf seinen Fehler. Aber siehe, als er sie dem Abte zeigen wollte, so waren sie — in Perlen verwandelt.

Uebrigens ward auch zu Clugny, und in den davon abhängenden Klöstern die Erfahrung bestätigt, daß eine so armselige, geistlose Mönchsregel, wie die Benediktinische war, mit allen ihren so dürftigen Satzungen und Gebräuchen, die sie vorschrieb, und mit all dem von den Aebten erzwungenen Gehorsam und Klostersmechanismus, dennoch die im Gefolge des Reichthums stehenden Laster nicht abwenden, noch viel weniger den Verstand und das Herz der Mönche veredeln konnte. Denn kaum waren hundert Jahre nach dieser Reform verflossen, als die nun reichge-

wordenen Cluniacenſer Mönche wieder eben ſo ſchwelgeriſch, ſo üppig, ſo ſtolz, ſo herrſüchtig, ſo träg, ſo unzüchtig, ſo ſtarrſinnig und rebelliſch, ſo geitzig und neidiſch, kurz in allen Laſtern ſo verwildert geworden waren, wie andere nicht reformirte Mönche. — Odo war zwar, wie die unten angeführten Geſchichtforſcher bezeugen, auch Schriftſteller, aber wahrſcheinlich ein erbärmlicher, indem er zwar gegen die ſchändliche Lebensart der Geiſtlichen und anderer Chriſten ſeiner Zeit ſehr eiferte, aber auch gerne von Träumen, Viſionen, Offenbarungen, Wundern und andern ſolchen Mönchshirngeburten im wahren Geiſt der Legende fabelte. Er ſtarb zu Tours im Jahre 942 in einem Alter von 63 Jahren, und wurde, wie es ihm gebührte, unter die jetzt immer höher ſteigende Anzahl der Kloſterheiligen verſetzt a).

§. XIV.

Der Abt Odilo zu Clugny bringt mit Hilfe ſeines Märchens von den im Fegfeuer wimmernden Seelen das Feſt aller Seelen auf. Der Abt Hugo trägt zur Aufnahme von Clugny vieles bey.

Wie heftig jener Schwärmergeiſt unter der Kongregation der Cluniacenſer Mönche auch noch nach Odons Tode fortgeſpuckt habe, das beweißt inſonderheit folgende Erzählung vom Urſprunge des Feſts aller Seelen. Ein Mönch wallfahrtete einmal nach Jeruſalem; auf ſeiner Rückreiſe kam er zu einem Einſidler in Sicilien, dieſer erzählte ihm folgendes: In ſeiner Nachbarſchaft, in der Nähe des Berges Aetna, brächen an mehrern Orten Feuerflammen aus der Erde hervor; Vulkanstöpfe nann-

a) S. Fleury allgem. Kirchengeſch. LV. Buch. §. 4. und 24. und Schröckhs chriſtl. Kirchengeſch. Th. XXIII. S. 22. — 32.

ten es die Einwohner. Daselbst hörte man die Seelen der Verstorbenen, die nach dem Unterschiede ihrer Vergehungen allerhand Strafen leiden müßten, auf eine erbärmliche Art wimmern und winseln. Zur Vollziehung dieser Strafen wären Teufel bestimmt, deren fürchterliches und wüthendes Gebrülle der Einsidler selbst wollte gehört haben; zuweilen aber höre man die Teufel auch klagen, daß ihnen so viele Seelen durch das Allmosen und Gebet der Gläubigen, besonders aber damals durch die für die Ruhe der Verstorbenen so eifrig betenden Mönche zu Clugny, aus ihren Klauen entrissen würden.“ Dieses, fuhr der Einsidler fort, sollte der Mönch doch baldmöglichst seinem Abte Odilo zu Clugny a) hinterbringen, und ihn bitten, er und seine Kommunität möchte doch ja nicht aufhören, für die armen im Fegfeuer schwitzenden und von den Teufeln so jämmerlich gequälten Seelen zu beten, weil nichts kräftiger wäre, sie zu erretten, als ihr Gebet und Allmosen. Sobald Odilo diese sein frommes Herz tiefrührende Nachricht erfuhr, sobald ließ er die Verordnung ergehen, daß in allen mit Clugny in Verbindung stehenden Klöstern am Tage nach dem Feste aller Heiligen, den zweyten November, ein feyerliches Meßopfer zur Befreyung der noch nicht aus dem Fegfeuer erlößten Seelen gehalten werden sollte. — Daß dieses ganze Märchen auf nichts anders, als auf die Verherrlichung der Gebetskraft der Herren Cluniacenser Mönche berechnet gewesen, das liegt am Tage.

Inzwischen mag es auch ihrer Heiligenkasse nicht wenig eingetragen haben. Denn, welche Anverwandten konnten wohl so hartherzig seyn, daß sie für die Befreyung der Seelen ihrer verstorbenen Freunde nicht etwas von ihrem Erbe an die heilige Kongregation zu Clugny

a) Er war ungefähr der fünfte Abt zu Clugny um das Jahr 998.

abgaben? Oder, welcher Reiche konnte wohl bey seinem Sterben um das Heil seiner Seele so unbekümmert seyn, daß er nicht noch ein ansehnliches Legat von seinem Vermögen, das er ohnehin jetzt mit dem Rücken ansehen mußte, an die mit ihrem Gebete so viel vermögenden Cluniacenser Mönche vermachte? Daher wurde auch diese vom Odilo für seine Kongregation verordnete Anstalt wegen ihrer ungemeinen Brauchbarkeit in der Folge von einem Papste, den man nicht kennt, zu einer allgemeinen Ceremonie der Abendländer gemacht a). — Daß Odilo überhaupt auch viele Wunder gethan habe; daß er bey den Großen seiner Zeit in der größten Verehrung gestanden; von Kaisern und Fürsten um seinen Rath und Gutdünken gebeten worden; daß mehr als ein Bischoff nach Clugny gezogen, um unter seiner Aufsicht zu leben, das läßt sich von dem Heiligenschimmer, den ein solcher Heiliger um sich her warf, leicht erwarten.

Nach dem Odilo wurde Hugo, ein bey Päpsten, Königen und Fürsten ebenfalls sehr angesehener Mann, der sechste Abt zu Clugny. Unter seinem Abtsstabe blühte Clugny immer herrlicher auf und wurde immer reicher. Am Ende des eilften Jahrhunderts verehrten ihn schon fünf und dreyßig der ansehnlichsten französischen Klöster als ihr Oberhaupt und Muster. Weit mehr andere nahmen seine Reform und die Regel von Clugny an. Und mehr als zehentausend Mönche, — eine ungeheure Anzahl betender Müßiggänger, — sollen während seines Lebens unter seiner Kongregation aufgenommen worden seyn. Auch hatte sein Votum bey allen Synoden und kirchlichen Angelegenheiten, besonders in Frankreich, ein entscheidendes Gewicht; denn der nachmalige Kardinal und Papst

a) Schröckhs christl. Kirchengeschichte, Thl. XXIII. S. 223. auch Fleury allgem. Kirchengesch. B. LIX. §. 56.

Hildebrand, einer seiner berühmtesten Zöglinge, will bey einem Kapitel, dem er beywohnte, wahrgenommen haben, wie der Herr Christus dem Abte alles eingegeben habe, was er zu jedem der versammelten Mönche sagte. Durch solche Inspirationsvorgebungen wurde den Meynungen und Urtheilen solcher Heiligen immer ein großes Gewicht beygelegt.

§. XV.

Paul von Latra, ein griechischer Sonderling und Mystiker.

Inzwischen gab es aber auch in andern Gegenden, besonders im Oriente, dem ersten Sitz der Schwärmerey, noch manche solche Sonderlinge, die, wenn sie gleich keine Mönchszuchtverbesserer waren, an asketischer und mystischer Enthaltsamkeit und Strenge den ersten ägyptischen Anachoreten oder Einsidlern nichts nachgaben. Zum Beweise hievon sollen hier nur zwey, der eine aus dem Oriente oder aus der griechischen Kirche, der andere aus dem Occidente angezeigt werden. So führt insonderheit Fleury aus einem Manuskripte der königlichen Bibliothek einen sehr seltsamen Heiligen, **Paul von Latra**, in Griechenland an. Dieser Paul wurde von seinem Bruder Basilius, der auch Mönch und Einsidler auf dem Berge Olympus war, bey dem Abte eines zahlreichen Klosters zu Carye in die Laufbahn der heiligen Mystik eingeleitet. Es wird besonders von ihm gerühmt, er habe sich alle Mühe gegeben, seinen Leib zu ertödten, und allen Schlaf zu vermeiden. In der Absicht habe er niemals liegend, sondern nur an eine Wand oder an einen Baum gelehnt, geschlafen. Er habe niemals ein müßiges oder unnützes Wort gesprochen. Wenn er die Küche zu besorgen gehabt, so habe ihm das Andenken an das Höllenfeuer Thränen ausgepreßt. Gegen seinen Abt habe er öfters das Verlan-

gen geäussert, in eine Wüste zu gehen und ein Einsidler zu werden; aber dieser habe es ihm wegen seiner Jugend immer mißrathen. Endlich habe sich Paul nach dem Tode seines Abts, mit seinem Freunde Demetrius in eine Grotte, die den Namen der Mutter Gottes führte, begeben. Als hier weit und breit kein menschliches Nahrungsmittel zu finden war, so legte ihm Demetrius die ernste Frage vor: „Wovon sollen wir denn hier leben?“ Paul, indem er auf einige in der Nähe herumstehende Eichbäume, die voll unreifer Eicheln hiengen, hindeutete, sagte: „Da von den Früchten dieser Bäume!“ Wirklich machten sie auch, nach achttägigem Hungerleiden, mit dem Eichelfressen einen Versuch, mußten sich aber bis aufs Blut davon erbrechen, welches Paul für eine sehr heilsame Ausleerung der ihnen schädlichen Feuchtigkeiten ausgab. Allein Demetrius konnte das Eichelfressen nicht in die Länge aushalten; er begab sich daher zu einer in der Nähe gelegenen Einsideley, und, da er hier einen alten, seiner grossen Heiligkeit wegen sehr berühmten Einsidler, Namens Matthäus, antraf, so klagte er demselben seine und seines Freundes Noth, und dieser schickte dem heiligen Eichelfresser Paul durch den Demetrius zuweilen etwas von der Speise, die ihm seine Gegend anbot. „Da seht ihr, „mein Bruder, sagte Paul mit Thränen der Freude, daß „Gott diejenigen nicht verläßt, die sich auf ihn verlassen.“— Solche kraße, schiefe und allen eigenen Fleiß geradezu aufhebende Vorstellungen machten sich solche Heilige immer vom Vertrauen auf Gott.

So brachte dieser fromme Selbstmörder acht Monate in seiner Höhle Latra unter beständigen Uebungen mit Wachen, Fasten, unzähligem Kniebeugen zu, und erlitt unter andern auch, wie man leicht denken kann, sehr heftige Versuchungen vom Teufel. Nach einiger Zeit wandelte den heiligen Eichelfresser Paul auch noch der erha-

bene Ehrgeitz an, ein Stylite oder Säulen-Heiliger zu werden. Dieses sein Verlangen eröffnete er einem andern Einsidler, Athanasius, der ihm in der Gegend eine natürliche Säule, das heißt einen sehr hohen steilen Felsen, auf dessen Gipfel eine Grotte war, zeigte. Dahin kletterte Paul, ohne nur den geringsten Vorrath von Lebensmitteln mit sich zu nehmen, so blind war sein Vertrauen zu Gott. Zu seinem Glücke traf ihn ein mitleidiger Bauer, der zwo verschollene Ziegen suchte, da an, und brachte ihm etwas zu essen, nebst einigem Hausgeräthe, einer Lampe, einem Feuerstein, und etwas Oel. Einstmals, da der den heiligen Paul fütternde Bauer wegen seiner Erndgeschäfte einige Tage länger, wie sonst, ausblieb, brachte den heiligen Selbstmörder seine Hungersnoth dahin, das in seiner Lampe befindliche Oel und Wasser auszusaufen. Doch sorgten auch seine beeden Freunde, Athanasius und Demetrius für ihn, und brachten ihm von Zeit zu Zeit soviel, als er zur höchsten Nothdurft brauchte; — denn etwas übriges wollte er nie haben.

So brachte der heilige Paul zwölf Jahre in seiner Höhle auf dem Berge Latra unter lauter mystischen Betrachtungen, Uebungen und Teufelskämpfen hin. Endlich mußten auch noch Wunder seinen hohen Heiligkeitsnimbus verherrlichen! Seinem Freunde, dem heiligen Athanasius, bezeugte er einst sein schmachtendes Verlangen, das heilige Meßopfer in seiner Höhle zu feyern. Athanasius ließ eine Leiter an den hohen Felsen anschlagen und einen Priester mit den heiligen Symbolen hinauf klettern; und siehe, da die Hostie in die Höhe gehoben wurde, da entstand ein Erdbeben, wenigstens eine Erschütterung des Felsens, aus zitternder Ehrfurcht vor dem Heiligthum. Die Umstehenden erschracken, die aber unten geblieben waren, wollten nichts davon wahrgenommen haben. — Dem heiligen Durst- und Hungerleider fehlte es einst an

Wasser, und siehe da, auf sein Wort entsprang dem dürren Felsen eine Quelle, die von da an beständig fortfloß a).

§. XVI.

Fernere heilige Abentheuer und Wunder des Pauls von Latra.

Von der Zeit an breitete sich sein Heiligkeitsruhm weit und breit umher aus. Von allen Seiten kamen Menschen, um ihn zu besuchen; viele unterwarfen sich seiner Anleitung, diese bauten sich entweder kleine Hütten, oder sie verkrochen sich in nahe Höhlen, und so entstand um seine Höhle her nach und nach eine Einsideley und ein dem heiligen Erzengel Michael gewidmetes Bethaus. Seine Zöglinge waren ihm so ergeben, daß sie nichts vor ihm geheim hielten, daß sie ohne seine Erlaubniß nicht ausgiengen, nichts Eigenes für sich hatten, nichts kochten, nichts genoßen, bevor es der heilige Paul benedeyt hatte. Um ihnen allen Vorwand der Nachläßigkeit in ihren asketischen Uebungen zu benehmen, sorgte Er, der für sich selbst so wenig zu sorgen pflegte, desto mehr für den Lebensunterhalt seiner Schüler. Jedoch, endlich ward ihm sein Heiligenruhm auch zu lästig, er konnte es nicht länger ausstehen, durch die vielen Besuche seiner Schüler und anderer Gaffer immerzu in seinen heiligen Meditationen gestört

a) Solche alberne Märchen werden hier in einem ganz ernsthaften Tone erzählt. Der verständige Leser wird sich aber diesen Ton schon zu erklären wissen. Denn, wahrscheinlich wurden solche elende Legendenmärchen entweder in diesem oder in den nachfolgenden Jahrhunderten von müßigen Mönchen ausgeheckt, um die auf so schwachen Gründen ruhende Mönchs- und Einsidlersheiligkeit bey dem nach Zeichen und Wunder fragenden Pöbel in dem bisherigen Kredit und Werth zu erhalten.

stört zu werden, er schlich sich also heimlich davon, und verbarg sich an den wüstesten und unzugänglichsten Plätzen des Gebirgs, wo er nichts als wilde Thiere um sich hatte, und die entsetzlichsten Ungemächlichkeiten von Hitze, Kälte, Regen und Stürmen standhaft ausdauerte. Dennoch kehrte er zuweilen wieder zu seiner vorigen Einsideley zurück, um seine da zurückgelassenen Jünger zu trösten, und in ihrem blinden stäts auf Wunder wartenden Vertrauen auf Gott zu stärken. — Einst fragte ihn einer seiner Schüler, warum er doch oft so fröhlich, öfters aber auch wieder so traurig wäre? Er antwortete: „Wenn „ich in meiner Beschaulichkeit nicht gestört werde, so umgiebt mich ein so angenehmer Glanz, daß ich Essen und „Trinken und alle irdischen Dinge darüber vergesse. Man „betrübt mich aber, wenn man mich darinn stört, und „zum Reden nöthigt.“ Daher pflegte er allemal, so oft er mit seinen Schülern ausgieng, eine ziemliche Strecke vorauszugehen, um Gottes Lob zu besingen, und beständig an ihn zu denken. Ueberdieß sah der heilige Schwärmer immerhin seinen guten Engel zur Seite gehen.

Endlich breitete sich sein hoher Heiligkeitsgeruch so weit aus, daß Kaiser und Könige an ihn schrieben, theils um sich seinem Gebete zu empfehlen, theils um sich in wichtigen Staatsangelegenheiten, über welche er doch gewiß am wenigsten etwas Kluges zu sagen wußte, bey ihm Raths zu erholen. Der Kaiser Constantinus Porphyrogenitus schickte einst einen seiner vornehmsten Minister an ihn, mit dem Befehl, seine Gesichtsbildung und sein ganzes äusseres Betragen genau zu beobachten. Aber als der Minister bey dem heiligen Paul ankam, so konnte jener nicht einmal den Glanz seines Antlitzes ertragen, welches auch andern fürwitzigen Gaffern begegnet seyn soll. Denn niemanden war der Glanz dieses Heiligen sichtbar, als welchem Gott eine besondere Gnade erweisen wollte. —

Eben diesen Minister ersuchte Paul, ein Stück Leinwand auf das zu Konstantinopel verwahrte Bild von Edeßa zu legen, und es ihm zuzusenden. Als man es unserm heiligen Einsidler brachte, und auseinander wickelte, siehe, so strahlte dem heiligen Manne das dem Original vollkommen gleiche Bild sogleich entgegen, die andern alle aber sahen — nichts. — Den Ketzern war der orthodoxe Paul sehr abhold, darum wandte er seinen ganzen Kredit bey dem Kaiser an, die vornehmsten und gefährlichsten unter den Manichäern von Cybyrreote und Miletus zu verjagen. Endlich starb der heilige Sonderling im Jahr 956 den 15ten Dezember, an welchem Tage die griechische Kirche sein Andenken ehrt. Bey seinem Grabe spuckte es gewaltig mit Teufeln, die der Heilige noch nach seinem Tode aus den von ihnen Besessenen austrieb. Als aber der Lärm, den die ausfahrenden Teufel, und die häufig herzuströmenden Menschen verursachten, einst einem frommen Mönche Namens Simeon während seines Gottesdiensts zu beschwerlich fiel, so filzte ihn dieser gewaltig darüber aus: „Ob das der Beweiß von seinem Abscheu an welt„licher Ehre sey? Ob man daran seine Liebe zur Stille „und Einsamkeit erkennen könne? Mit seinen so viel Ge„räusch machenden und so viele Menschen herzulockenden „Wunderwerken verursache er allen Ruheliebenden Gemü„thern die größte Unlust. Wenn er nicht bald aufhöre, „ihnen mit seinen Wunderwerken beschwerlich zu fallen, „so werden sie das Gebirge verlassen, alsdann möge er „rumoren, wie er wolle u. s. w.“ Von diesem Verweis an geschah keine so öffentliche, so geräuschvolle Teufelaustreibung mehr, sondern der Wunderthäter half seinen Patienten, die ihn anriefen, so gut er konnte, — in der Stille a).

a) S. Fleury Kirchengesch. LV. Buch. §. 52.

§. XVII.

Dunstan, ein engländischer Heiliger und Erzbischof zu Canterbury.

Ein anderer solcher Mönchsheiliger, der sich besonders durch seinen hartnäckigen Kampf, den er mit dem verheuratheten Klerus führte, und durch seinen bedeutenden Einfluß in die Regierung des Staats und der Kirche berühmt machte, war Dunstan, zuerst Einsiedler, hernach Mönch und Abt zu Glastonbury, zuletzt Erzbischof zu Canterbury in England, ein Mann von unermeßlichem Stolz, Ehrgeitz und Herrschbegierde. Nachdem er in seinen jüngern Jahren etwas liederlich gelebt hatte, so suchte er den üblen Ruf, den er sich dadurch zuzog, bald durch einen desto höhern Ruhm einer außerordentlichen Heiligkeit zu tilgen, und über seine Zeitgenoßen eine Art von Ueberlegenheit zu gewinnen, die nicht leicht ein Heiliger erlangt hat. In der Absicht legte er, bey der Kirche zu Glastonbury, eine Zelle für sich an, die so enge und so niedrig war, daß er weder aufrecht darinnen stehen, noch seine Glieder während des Schlafs bequem ausstrecken konnte. Hier brachte er seine ganze Zeit mit Fasten, Beten, Psalmsingen und einiger Handarbeit zu. Diese so erbärmliche Lebensart zog aber auch bald eine Menge von Gaffern und Bewunderern herbey, die ihn in seinem Loche öfters besuchten, und, — worauf er zum Voraus gerechnet haben mag, — seine ungewöhnliche Heiligkeit in der Welt ausposaunten. Unter andern wurde er aber auch, wie alle Heiligen von seinem Range, mit Besuchen und Versuchungen vom Teufel, der seine Standhaftigkeit auf alle Art wankend zu machen suchte, beunruhiget. Als dieser böse Geist eines Tags in seinen Zumuthungen etwas zudringlicher, als

sonst, werden wollte, so nahm Dunstan, über die Unverschämtheit desselben entrüstet, eine glühend heiß gemachte Zange und zwickte den höllischen Versucher, so wie er den Kopf in seine Zelle herein streckte, dergestalt in die Nase, und hielt ihn so lange damit fest, bis durch sein lautes Gebrülle die ganze Nachbarschaft in Schrecken und Aufruhr gebracht ward. Diese so erstaunungswürdige Heldenthat ward von dem Publikum aufs ernsthafteste geglaubt und erhoben, und sicherte dem heiligen Dunstan, wie Hume sehr richtig anmerkt, einen solchen Ruhm zu, den keine wirkliche wahre Frömmigkeit, auch in dem aufgeklärtesten Zeitalter, ihm bey dem Volk hätte verschaffen können. a)

§. XVIII.

Dunstans Thaten bey Hofe, und in dem Kampfe gegen die beweibten Weltgeistlichen.

Mit dem Ehrfurchtgebietenden Ansehen eines in stäter Gemeinschaft mit Gott lebenden Heiligen, das sich Dunstan in seiner Höhle erworben hatte, gieng er nun an den königlichen Hof, um da seine gegen den Klerus gefaßten Absichten durchzusetzen. Er bemächtigte sich auch des Zutrauens seines Königs Edred so sehr, daß ihn dieser nicht nur zu seinem Beichtvater, sondern auch zu seinem geheimen Rath und Schatzmeister machte. Mit einer solchen Macht bekleidet unternahm er es, die Weltgeistlichen, die er wegen ihres gegen seine Mönchsstrenge so sehr abstechenden üppigen Umgangs mit der Welt, wegen ihres Spielens, Jagens, Schwelgens und dann besonders wegen ihrer Concubinen, wie er ihre Ehegattinnen

a) S. Dav. Hume's, Esq. History of England Vol. 1 Chapt. 2. pag. 117. London printed for Millar MDCCLXVII.

zu nennen beliebte, als die dißoluteſten und liederlichſten Kerls zu verſchreyen wußte, aus allen ihren ſo einträglichen Stellen und Aemtern und Kirchengütern zu vertreiben und ſie allein mit Leuten ſeines Ordens, mit Benediktinermönchen zu beſetzen. Zwar hielt Edreds Nachfolger Edwi den Dunſtan, der ihm ſeine geliebte Gemahlin, wegen ihrer zu nahen Verwandſchaft mit ihm, aus den Armen riß, und die Schönheit ihres Geſichts auf eine barbariſche Art entſtellen ließ, nicht für zu heilig, als daß er ſeine Schatzmeiſters-Rechnungen nicht hätte unterſuchen, und, da er ihm dieſe nicht leiſten wollte, ihn aus dem Königreich verweiſen laſſen ſollen. Allein die Parthie der Mönche war nun ſchon zu mächtig, ſie erregten einen Aufruhr, jagten den König Edwi fort in die ſüdlichern Theile ſeines Reiches und ſtellten den jüngern Bruder deſſelben, den Edgar an ihre Spitze.

Nun kehrte Dunſtan, damit es ja nicht zweifelhaft bliebe, durch weſſen Anreitzung dieſer Aufruhr unternommen worden, wieder triumphirend nach England zurück, und ſpielte unter der folgenden Regierung den Kirchendeſpoten noch viel gewaltiger und unabhängiger als unter der vorigen. Denn da inzwiſchen der excommunicirte von der Mönchswuth hart verfolgte Edwi verſtorben war, ſo wußte ſein Nachfolger Edgar ſich auf keine andere Art im Anſehen und in der Ruhe zu erhalten, als durch die niedrigſten Schmeicheleyen gegen den Dunſtan und ſeine Mönche, die ihn zuerſt auf den Thron geſetzt hatten, und die durch ihre vorgegebene höhere Heiligkeit einen recht furchtbar mächtigen Einfluß über das Volk gewonnen hatten. Dies ſchmeichleriſche Benehmen des Königes gegen ſeine Prälaten und Mönche zeigte ſich inſonderheit in einer öffentlichen Anrede, welche Edgar an eine Verſammlung von Mönchen hielt, um das große Werk, Kirchen und Klöſter allein mit Benediktnermönchen zu

beſetzen, auszuführen. Denn darinnen ruft er ſelbſt den Dunſtan und ſeine Mönche auf: ihre geiſtliche Gewalt mit der weltlichen, die er beſitze, zu vereinigen, um den Tempel Gottes auf eine wirkſame Art von jenen Dieben und Räubern, — den nicht mönchiſch lebenden Weltgeiſtlichen, — zu reinigen.

Dem heiligen Schwärmer Dunſtan, dem ein ſolcher königlicher Weihrauch gar wohl behagte, war deswegen auch kein frommer Betrug zu niedrig, oder zu gewaltſam und mörderiſch, daß er ihn nicht anwenden mochte, um ſeinen Ordensleuten das uneingeſchränkteſte Kirchenmonopol zu verſchaffen. Denn, da die Weltgeiſtlichen ſich immer noch muthvoll und ſtandhaft bey ihren alten hergebrachten Beſitzungen und Aemtern zu behaupten ſuchten, ſo mußten endlich auch Synoden, erdichtete Wunder und göttliche Offenbarungen die faule Sache der Mönche durchſetzen helfen. Auf einer von jenen Synoden ſtand Dunſtan, welcher die Mehrheit der Stimmen wider ſich fand, von ſeinem Sitze auf, und belehrte ſein Auditorium, eben jetzt habe er eine unmittelbare Offenbarung zu Gunſten der Mönche bekommen; und den Berathſchlagungen wurde plötzlich ein Ende gemacht. Denn wer wollte es wagen, den Offenbarungen des heiligen, vom Volke ſo tief verehrten Dunſtans zu widerſprechen? Auf einer andern Synode gieng eine Stimme von dem da aufgeſtellten Crucifix aus, und belehrte die Verſammelten, die Beſetzung der Kirche und Kirchenämter mit Mönchen ſey Wille des Himmels, und könne nicht ohne Gottloſigkeit widerſprochen werden. — Jedoch das auf der dritten Synode verrichtete Wunder des heiligen Dunſtans war noch ſchröckhafter. Denn da ſank der Boden des Saals, darinnen die Verſammlung zuſammen gekommen war, auf einmal plötzlich hinunter, und eine große Anzahl der da verſammelten Prälaten wurde durch

den Fall entweder gequetscht, oder schwer verwundet oder gar getödtet. Daß Dunstan an demselben Tag die Gegenwart des Königs abzuwenden suchte, und daß der Balke worauf sein eigener Sitz ruhete, der einzige war, der unter dem Gewichte der Versammlung nicht niedersank, — das waren freylich Umstände, die leicht den Verdacht einer recht abscheulichen Hinterlist hätten erregen können. Allein das Zeitalter war zu finster, oder zu tief von der Ehrfurcht vor solchen Heiligen, wie Dunstan war, niedergedrückt, als daß man einen solchen Verdacht bey sich aufkommen lassen konnte. Genug, man sah dieses mörderische Wunder als den sichersten Beweis einer unmittelbaren Dazwischenkunft der göttlichen Vorsehung zum Vortheil dieser Lieblinge des Himmels, der Mönche, an. a)

Daß Dunstan endlich als ein Heiliger vom ersten Range im Jahr 988 nach manchen vorher geschehenen Offenbarungen seiner künftigen Seligkeit verstorben, daß bey seinem Grabe viele Wunder geschehen, daß er folglich, nach Gebühr unter die Heiligen des römischen Kalenders gesetzt worden, das versteht sich nach solchen von ihm gerühmten Gesinnungen und Thaten von selbst. Dergleichen seltsame Heiligen könnten wir hier noch mehrere aus diesem Zeitalter anführen. Allein da sie einander alle beynahe, bis auf einige geringe Verschiedenheiten gleich sehen, so verweisen wir sie billig in die acta Sanctorum, oder Martyrologien und andere solche Heiligenlegenden und kehren jetzt wieder zu unsern Mönchs-Zuchtverbesserern zurücke.

---

a) S. Hume's Hist. of England loc. cit p. 135.

§. XIX.

Romuald, der Stifter des Camaldulenser Ordens. Seine Bekehrung zum Mönchsleben, und seine asketische Strenge.

Indem sich die Congregation von Clugny schon ihrem Sittenverfall näherte, so trat am Ende des zehnten und zu Anfang des eilften Jahrhunderts in Italien ein anderer Mönchsreformator auf, der die alte Klostersdisciplin aufs neue zu schärfen, und die Mönche zu dem ersten Geiste des stillern, einsamern, von der Welt mehr abgezogenen Anachoretenlebens zurück zu führen suchte; nämlich Romuald, der Stifter des Camaldulenser Ordens, ein um die Mitte des zehnten Jahrhunderts gebohrner Abkömmling der Herzoge von Ravenna. In seiner Jugend mißbrauchte er seine großen Reichthümer zu Ausschweifungen der Schwelgerey und Wollust; aber da er schon früh einige Neigung zu schwärmerischem Trübsinn in sich fühlte, so faßte er den Vorsatz, einmal eine recht große Heiligenrolle in der Welt zu spielen. Wenn er zuweilen auf der Jagd etwa in einem Walde sich in eine romantisch angenehme, wildschöne Gegend verirrte, dann stieg der Gedanke unwiderstehlich in seiner Seele auf: Ach, wie wohl möchte es da einem frommen, von den Sorgen und Leidenschaften der übrigen Welt freyen, Einsiedler seyn! Wie ruhig, wie vergnügt, wie selig könnte er da, vom Geräusche der Welt abgesondert, seine Gottgeweihten Tage hinbringen! So dachte er, und bald fand er Gelegenheit seinen frommen Vorsatz in Ausführung zu bringen.

Als nämlich sein Vater Sergius einen seiner Anverwandten, mit dem er in einen langwührigen Erbschaftsstreit verwickelt war, in Romualds Gegenwart im

Zweykampfe tödtete, so begab sich dieser voll schwermüthiger Betrübniß darüber in das Kloster des heiligen Appollinaris zu Ravenna, um seines Vaters Sündenschuld, durch eine vierzigtätige strenge Buße, so wie sie Mördern vorgeschrieben war, zu tilgen. Während dieser Bußzeit fragte ihn ein frommer Layenbruder, um den reichen Jüngling anzukörnen, was er ihm verspräche, wenn er ihm den heiligen Appollinaris in seiner ganzen Herrlichkeit erscheinen und sehen ließ? Alsdann, antwortete Romuald, wollte er sogleich der Welt entsagen und sich bekehren, das heißt ein Mönch werden. In der folgenden Nacht, als sie betend die Nacht in der Klosterskirche durchwachten, erscheint der heilige Apollinaris im hohen Glanze einer himmlischen Glorie. Er erscheint zum zweytenmal, und nun war Romuald bekehrt. Demüthig und reuevoll wirft er sich also zu den Füßen der Religiosen hin, und fleht — um das Mönchskleid. Man giebt es ihm, ohne des Vaters Einwilligung zu erwarten. Aber dem obgleich noch jungen, zwanzigjährigen, doch sehr eifrig frommen Romuald war die Mönchszucht in diesem Kloster viel zu lax, zu gelinde und nachgiebig. Daher bestrafte er die andern Mönche über ihre Abweichungen von der alten Klostersregel mit einem so strengen Ernste, daß diese, eines solchen ungelegenen Sittenrichters nicht gewohnt, seiner wieder los zu werden wünschten, und den gottlosen Vorsatz faßten, ihm einmal bey seinem nächtlichen frühen Aufstehen zum Gebet über eine hohe Treppe hinunter zu stürzen. Zum Glück wurde ihm die Gefahr von einem der Mitverschwornen entdeckt. Von der Stunde an sehnte sich Romuald nach einem Orte, wo er, entfernt von solchen ausgearteten Benediktinern, ein noch viel strengeres und heiligeres Anachoretenleben führen könnte.

§. XX.

Romuald wird zum mystischen Anachoretenleben eingeweihet. Seine fernere Thaten und Schicksale. Aus Bigotterie wird er beynahe ein Vatermörder.

Bey diesem Vorsatz hinterbrachte man ihm die Nachricht, in dem venetianischen Gebiete halte sich ein sehr berühmter Sonderling, ein Mann, der die Anachoretenasketik aufs höchste getrieben, mit Namen Marinus, auf. Zu diesem war nun seines ganzen Herzens Wunsch und Verlangen hingerichtet. Dieser, glaubte er, würde ihn am besten auf die Bahn der höhern mystischen Vollkommenheit einleiten können. Er hielt also bey seinem Abte um seine Entlassung an, der sie ihm gar herzlich gerne verwilligte. Sodann begab er sich auf ein Schiff, um nach Venedig hin zu segeln, und in der dortigen Gegend den großen Meister der Mystik, Marin auszukundschaften. Nachdem er ihn endlich aufgefunden hatte, so unterwarf er sich ganz, ohne allen Vorbehalt eines eigenen freyen Willens, desselben Anleitung. Was dieser mystische Pädagog für eine Methode gebraucht habe, um den jungen Romuald in die Geheimnisse seiner hohen Weisheit einzuleiten, das erhellt aus folgendem. Marin hatte sich nämlich unter andern zum Gesetz gemacht, alle Tage den ganzen Psalter, den er von Anfang bis zum Ende auswendig kannte, herzusagen. Dies that er auch, als Peripatetiker, auf seinen einsamen Spatziergängen, so daß er sich etwa unter einen Baum hinsetzte, gegen zehen bis zwanzig Psalmen da herleyerte, sodann wieder weiter gieng, unter einem andern Baum eben so viel sang, bis er seinen Psalter so ganz durchgesungen hatte. Das mußte nun der Jünger Romuald auch lernen. Weil aber dieser aus der Welt gegangen war, ohne einmal nur

recht lesen zu können, so gab ihm Marin, so oft er stecken blieb, oder ein Wort fehlerhaft aussprach, mit seinem Stab einen derben Hieb über das linke Ohr. Denn Psalmen, Sprüche und Lehrformeln, die man nicht versteht, dem Gedächtniß junger Leute mit dem Stecken einzubläuen, das war von je her aller solcher das Gedächtniß allein bearbeitender Pädagogen Lehrart. Der fromme Schüler aber litt das alles mit so vieler Geduld und Selbstverläugnung, daß er endlich von den vielen Stockschlägen an der linken Seite seines Gehörs beraubt, den groben Meister bat, er möchte ihn doch auch auf das rechte Ohr schlagen, damit er sein Gehör — zur Ehre Gottes — vollends ganz verlöhre. Dies flößte dem Meister Marin eine so hohe Idee von den Anlagen seines Schülers zur heiligen Mystik ein, daß er diesen von der Stund an etwas gelinder behandelte. —

Durch solche asketische Uebungen machten sich Marin und sein Schüler Romuald in kurzer Zeit so berühmt, daß man sie auch in schweren Gewissensfällen zu Rathgebern gebrauchte. Peter Urseoli, ein Doge von Venedig hatte sich auf eine unrechtmäßige gewaltsame Art den Weg zu dieser Würde gebahnt, und empfand nun heftige Gewissensbiße darüber. In seiner Unruhe suchte er bey einem frommen Abte Guarin aus dem Kloster Rusan in Catalonien, welcher sich damals auf einer Andachts-Reise in Venedig befand, Rath und Trost. Guarin, der sich auch eine Zeitlang bey unsern beeden Einsiedlern verweilt hatte, legte denselben ebenfalls den erstgemeldeten Gewissensfall vor. Und alle drey gaben, wie leicht zu erachten, den Rath: Urseoli müsse zur Abbüßung seiner Sünde der Welt und aller ihrer Herrlichkeit so wie auch seiner unrechtmäßig erlangten Würde entsagen und — ins Kloster gehen. Der gerührte Doge schlich sich also heimlich, in Gesellschaft eines seiner Freunde, Johann Gra-

denicks, von Pallast und Familie fort, und so schiffen sich alle fünfe, Guarin, Marin, Romuald, Urseoli und Gradenick, ein, und reisen nach Rusan in Catalonien.

Nicht weit von diesem Kloster führten dann die vier Letztere ein wahres Einsiedlerleben und assen zur Erbauung ihrer Seelen nichts, als ein wenig Erbsen, Kräuter und was ein jeder selbsten von Getraidefrüchten bauen konnte. Romuald aber thats ihnen bald in allen solchen asketischen Uebungen weit zuvor, und fastete nach der Weise der ersten ägyptischen Mönche, denen er in allen treulich nachahmte, oft ganze Wochenlang den Sonnabend und Sonntag ausgenommen.

Inzwischen hatte sich auch Sergius, Romualds Vater, nach dem damaligen Dialeckt der Frömmlinge, bekehrt und im Kloster St. Severus bey Ravenna die Mönchskutte angenommen. Dies gereuete ihn aber nach einiger Zeit wieder, und er äußerte den Vorsatz zu apostasiren und in die Welt zurück zu kehren. Sobald dieß Romuald, dem die Mönche von St. Severus davon Nachricht geben liessen, erfuhr, so eilte er, des wankenden Vaters Seele zu retten, und ihn von seiner Apostasie zurück zu bringen. Er machte sich also Reisefertig; — aber die Catalonier, welche glaubten, Gottes Segen wiche von ihren Gränzen, wenn sie den heiligen Mann fort gehen liessen, widersetzten sich seiner Abreise, und da sie sahen, daß mit guten Worten nichts bey ihm auszurichten wäre, so richteten sie Leute an, ihn zu tödten, damit sie, zum Heil ihres Landes, doch wenigstens seine Reliquien behalten möchten, wenn er nicht lebendig bey ihnen bleiben wollte. Als Romuald dieses merkte, so stellte er sich wahnsinnig, beschor sich den Kopf, und fraß wie ein Wolf. Diese heilige List gelang ihm auch. Die Mörder sagten: der Kerl ist ein Narr! Er hat den Verstand verloren, und giengen davon. So entgieng

Romuald den Nachstellungen seiner schwärmerischen Verehrer; er nahm seinen Stab und wanderte mit bloßen Füssen bis nach Ravenna. Hier fand er seinen Vater wirklich im Begriff, zu apostasieren; er schärfte ihm also das Gewissen, und da dieses nichts half, so ließ er seinen guten alten Vater, — so weit kann sich der fanatische Mönchsgeist von der geraden Bahn der natürlichen gesunden Moral verirren, — in Ketten und Bande legen, und ihn so lange peitschen, bis durch die Mishandlung seines Körpers seine Seele wie Fleury sich ausdrückt, gesund gemacht, oder zu der Einwilligung genöthiget wurde, im Kloster zu bleiben. Zu solchen abscheulichen bis zum unnatürlichsten Vatermord fortgehenden Unthaten kann die Schwärmerey ihre verblindeten Anhänger verleiten, wenn keine Achtung für gesunde Vernunft, kein Aufhorchen auf das innere moralische Gefühl mehr da ist. Und keinem Menschen fällt dann die so natürliche Frage ein: Ob dann ein solcher bigotter Vatermörder wohl auch noch ein Heiliger seyn könne?

§. XXI.

Romualds unstätes, immerzu neue Reformen beginnendes, und neue mystische Ruheplätze aufsuchendes Schwärmerleben.

Nach dieser so scheußlichen Mishandlung seines Vaters trieb den Romuald sein unruhiger, wilder, Menschenscheuer und mit keinem regelmäßigen Institute sich vertragender Anachoretengeist von einem Kloster in das andere, von einer Einöde in die andere, und von einer angefangenen Reform zu der andern, bis an das Ende seines unstäten Schwärmerlebens, fort. Zuerst gieng er wieder in das Kloster zu Claße bey Ravenna; hier war es ihm aber nicht stille und einsam genug; hierauf begab er sich zu einem nahen Moraste Petersbrück genannt,

da baute er sich eine Zelle, sodann nach Bagno, wo er ein Kloster errichtete. Hier wurde er von seinen Mönchen, weil er zu strenge war und aus ihrer Klosterskasse zu reichlich Allmosen gab, mit Schlägen fortgejagt. Sodann floh er zuerst auf einen hohen Berg in Urbino, endlich auf eine kleine Insel, Pereo genannt, nicht weit von Ravenna. Indem er hier vor der ganzen Welt verborgen zu seyn glaubte, — denn die zudringlichen Besuche so vieler fürwitziger Herrn und Damen, die seine außerordentliche Heiligkeit zu begaffen kamen, waren ihm gar ungelegen; — kam der Kaiser Otto III, der im Jahr 998 eine Reise nach Rom über Ravenna machte, in selbst eigener hoher Person zu ihm in seine Zelle. Denn er mußte besorgen, der heilige Murrkopf möchte, gefodert, sich weigern, an seinen Hof zu kommen. Er gieng also selbst zu Romualden hin; blieb die Nacht über bey ihm in seiner Zelle, nahm ihn am folgenden Tag mit sich nach Ravenna, und ließ ihn zum Abte von Claße wählen, um dieses damals sehr ausgeartete Kloster durch ihn zu reformiren. Dieß that Romuald, und zwar mit einer Schärffe, die gegen alle Uebertretungen der Klostersregel ganz unerbittlich war, und keine Ausnahme zu Gunsten des Adels oder der Studirenden wurde von ihm gestattet. Aber damit brachte er auch alles gegen sich auf; die Mönche, anstatt sich in die Ordnung zu begeben, murrten beständig wider ihn, und überhäuffen ihn mit so vielen Schmähungen, daß er endlich, des undankbaren, vergeblichen Reformirens müde, seinen Hirtenstab vor den Kaiser hinwarf, und in seine Zelle zurück kehrte.

Bald darauf begab er sich nach Parenzo, einer Stadt, die auf einer Halbinsel von Istrien lag, wo er ein Kloster stiftete. Hier soll ihn Gott zu einem so hohen Grad der Vollkommenheit erhoben ha-

ben, daß er sogar zukünftige Dinge vorher sagen und viele Geheimnisse des alten und neuen Testaments durchschauen konnte. Auch empfieng er hier, wenn er die Meße las, oder lesen hörte, eine so reiche Thränengabe, daß er derselben, wenn viele Menschen zugegen waren, gar nicht mehr beywohnen wollte, weil er den Strom seiner Thränen nicht hemmen konnte. Daher ward er oft in seinen ekstatischen Betrachtungen über Gottes Liebe so hingerissen, daß er laut ausrief: Mein lieber Jesus! mein süßer Jesus! mein unaussprechliches Verlangen! Du Anmuth der Heiligen, du Freude der Engel! u. s. w.

Hierauf gieng dieser unstäte Heilige in das ebenfalls von ihm gestiftete Kloster zu Bifolko. Hier waren ihm die Zellen zu prächtig, zu bequem und die Mönche gar nicht nach seinem Sinn. Er setzte also seinen Wanderstab weiter und kam zu den Grafen von Kamerino, die ihm Val de Castro, eine fruchtbare, Wasserreiche und mit Bergen und Gehölzen eingeschlossene Ebene, schenkten. Hier bauete er sich mit seinen Schülern an, und hatte unglaublichen Zulauf von reumüthig Beichtenden, die, nach Fleurys Ausdruck, bey ihm Buße suchten. Aber bald verließ er auch dieses schöne Thälchen wieder, und begab sich nach Orvieto, wo er vornehmlich mit Hilfe des Grafen von Farulfo ein Kloster erbaute. Denn sein wilder fanatischer Bekehrungseifer war jetzt so groß, daß er die ganze Welt gerne nur in eine Wüste, oder in ein Kloster verwandelt hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Wenn ein Kloster gebaut war, und sein Saame, seine Schüler, sich da angesiedelt hatten, so gieng er wieder weiter und baute ein anderes. —

Endlich, als er von dem Märtyrertode eines seiner Schüler, des Bonifaz, den die Russen im Jahr 1009 über seinen Bekehrungseifer zu tode schlugen, hörte, so

wandelte ihn auch die Sucht an, ein Mißionär zu werden, und in Bekehrung der Heiden die Märtyrerkrone zu erringen. Zu Rom, bey dem heiligen Peter wird also eine in bester Form aufgesetzte Mißionsvollmacht eingeholt; und nun geht der Zug in Begleitung von vier und zwanzig seiner Schüler — nach Ungarn. Kaum aber hatte er die Gränzen dieses Landes betreten, so ward Romuald, der Anführer dieser fanatischen Heidenbekehrer, krank. Seine Krankheit war von einer sehr seltsamen Art. Wollte er weiter gehen, so ward die Krankheit schlimmer, das Gesicht schwoll auf, und der Magen wollte keine Speise mehr bey sich behalten. Gieng er aber zurücke, so wich auch seine Krankheit wiederum von ihm. Dies sah Romuald als einen göttlichen Befehl an, wieder zurück zu kehren. Er gieng also in sein Kloster nach Orvieto zurück; — aber dieses ist das alte nicht mehr! Er will reformiren; aber man hört ihn nicht! Er irrt herum; er besucht Val de Castro wieder, und will auch hier bessere Mannszucht halten, aber auch umsonst! Darum floh er wieder auf seine lieben getreuen Berge in die stille Einsamkeit. Bey seinen Wanderungen aber fand er insonderheit unter dem Apenninischen Gebirge, nicht weit von Arezo, eine Ebene, die ihm für Menschen, welche in dieser Welt nichts mehr als mystische Ruhe und Einkehr in sich selbst suchen, recht ausgesucht zu seyn schien. Diese Ebene hieß Campo Maldoli; sie war von den höchsten schauervollsten Gebirgen eingeschloßen und von sieben Quellen — (auch eine heilige Zahl) — durchwäßert. Hier ließ sich Romuald mit fünf seiner Schüler aufs neue nieder; für diese legte er auf einem steilen fast unzugänglichen Felsen fünf Zellen oder Klausen, neben denselben ein Bethaus und unten am Fuß des Berges eine Herberge oder Hospital für seine Jünger, Fonte buono genannt, an.

§. XXII.

§. XXII.

Die Lebensweise und der strenge Anachoretengeist des Camaldulenser Ordens. Romualds fernere Schicksale und Tod.

Dies war der erste Ursprung des nachher so berühmt gewordenen Camaldulenser Ordens, der unter allen Stiftungen Romualds am längsten gedauert hat, aber auch, wie alle andere Orden nach und nach durch die vielen ihm geschenkten großen Besitzungen und Reichthümer in den folgenden Zeiten ausgeartet, und von dem ächten Anachoretengeiste seines Stifters abgewichen ist. Denn tiefe Stille, Einsamkeit, gänzliche Entfernung von aller Welt, strenges Kasteyen des Leibes, das war der ächte eremitische Geist, die Seele von Camaldoli. Ihre ganze Lebensart in Wohnung, Kost, Kleidung und Observanzen; die Einsiedeleyen in Wüsten, Wäldern, Bergen, Felskluften, die von einander abgesonderte Klausen, wo ein jeder, ohne Gemeinschaft mit andern, für sich allein lebt, für sich allein kocht, ißt, oder fastet, betet, stillschweigt oder griesgramt; der lange Bart, das weiße Kleid a) nebst dem kurzen Eremitenmäntelchen, das alles sollte nichts anders als Nachahmung der ersten ältern Anachoreten, und Weg zur höchsten mystischen Vollkommenheit seyn. Denn, unter ih-

a) Wie die Camaldulenser zu einem weißen Kleide gekommen, das lehrt folgende Anekdote: Der heilige Romuald sah nämlich einmal, wie vor Zeiten der Patriarch Jakob, eine Himmelsleiter, auf welcher seine Religiosen, in weißen Kleidern, — denn das ist nach der Phantasie mehrerer Schwärmer die Tracht und Farbe der Engel im Himmel, — zu Gott hinaufstiegen. So muß bey Schwärmern alles, bis auf die Farbe des Kleids, durch himmlische Erscheinungen sancirt seyn.

nen gab es Einsiedler, Reclusos nannte man sie, die nicht einmal zum gemeinschaftlichen Beten sich mit den andern vereinigten, sondern sich für beständig in ihre einsame Zelle verschlossen. Das beständige Stillschweigen beobachteten einige von ihnen, in den zweyen feyerlichen Fastenzeiten, andere hundert Tage nach einander. Die meisten Wochentage waren für sie Fasttage, an welchen sie nichts als Brod und Wasser, ein jeder in seiner Zelle, genossen. Fleisch war ihnen auf immer untersagt, und Frauenspersonen, — das kann man leicht denken — durften sich schlechterdings nicht in ihrer Nähe erblicken lassen. Also diese Religiosen von allem, was menschliches Leben heißt, zu trennen, und dadurch alle menschlichen Gefühle, Geselligkeit, freundliche Theilnehmung an anderer Schicksalen, Menschenliebe bey ihnen zu unterdrücken, darauf schien dieses Institut berechnet zu seyn, und dies sollte bey ihnen — Religion heißen! Religion, die doch nur durch Menschenliebe, durch Thätigkeit und Geschäftigkeit für das beste unserer Mitmenschen geübt werden kann!!

Aber mit all dieser widernatürlichen, selbstmörderischen und menschenfeindlichen Strenge und Härte, mit all dieser Einkerkerung der Einsiedler in ihre besondere Zellen, mit alle diesem so hartnäckigen Stillschweigen konnte dem Einreißen der im Gefolge des Reichthums stehenden Laster bey den Camaldulensern so wenig, wie bey andern Mönchen gewehrt werden. Ihre großen Besitzungen und Reichthümer, womit sie von den abergläubischen Bewunderern ihrer außerordentlichen Strenge überhäuft wurden, zogen bald das Bedürfniß mehrerer Bequemlichkeiten, Verfeinerung ihrer Klausen, Verschönerung ihrer Gegend, Milderung ihrer Mönchsregel nach sich; sie wurden von mehrern Weltleuten in ihrer angenehmen, so schönen, so schauervollen Waldgegend besucht; man wollte

doch auch sehen, was das für sonderbare Heiligen wären, die so gar nicht wie Menschen von dieser Welt, sondern wie Wesen aus einer ganz andern Welt leben könnten; dadurch kamen sie bald in Verbindungen mit mehrern Mächtigen und Großen, von denen sie beschenkt wurden; überdies konnten sie selbst auch bey aller Entschlossenheit, einsam, still und von der ganzen übrigen Welt abgeschieden zu leben, doch dem so mächtigen Drange der Natur zur Geselligkeit in die Länge nicht widerstehen, man gesellte sich doch wieder in einem gemeinsamen Speisesaal, Bethaus und hinter einer Klosters-Mauer zusammen; so entstunden unter dem Orden zwey Partheyen, Einsiedler und Cönobiten, wovon jene noch etwas mehr vom alten Eremitengeist, jedoch durch Abendländische Gemächlichkeit gemildert, beybehielten, diese aber immer mehr zu dem allen Klöstern gemeinsamen Mönchsgeist der Trägheit, des Müssiggangs, des Stolzes, des unbeugsamen Starrsinns und des heimlichen Wohllebens hinabsanken. Schon der vierte Prior oder General dieses Ordens, Rudolf, der vom Jahr 1082 an regierte, milderte die Strenge ihrer Regel, besonders in Hinsicht auf das viele Fasten, und auf die schlechten Nahrungsmittel, ein wenig. Seinen Einsiedlern erlaubte er siebenmal in der großen Fastenzeit, auch sonst im Jahre öfters Wein zu trinken. Und so wurde ihre Regel in der Folge noch mehreremale durchlöchert. —

Jedoch, wir wollen jetzt wieder zu dem Stifter von Camaldoli, zum heiligen Romuald und dessen religiösen Abentheuern zurückkehren. Dieser blieb wahrscheinlich mehrere Jahre in seinem lieben Camaldoli. Endlich zog ihn eine andere berühmte Einöde voll strenge, büßender armer Sünder zu Sitrien in Umbrien wiederum von da weg. Er gesellte sich zu diesen, und da er auf der Bahn der mystischen Vollkommenheit keinen vor sich leiden konnte, so trieb der mehr als siebenzigjährige Greis,

seine Anachoretenstrenge, sein Fasten, sein Stillschweigen, seine härne Hemden u. d. gl. zu einem noch viel höhern Grade als die anderen. Dafür aber ward auch sein Sitrien ein anderes Nitrien; denn für seine Strenge belohnte ihn der Himmel mit einer Menge geistlicher Söhne. Die Sucht, auf Kosten des armen Fleisches ein Heiliger zu werden, ward für die Italiener ansteckend; die ganze Einöde wimmelte voll mit büßenden Einsiedlern, Mönchen und Layen, die mit einander in die Wette fasteten, barfuß giengen, stille schwiegen und sich entweder selbst oder einer den andern in majorem Dei gloriam herumgeisselten.

Aber da hatte unser heilige Abentheurer auch eine recht schwere Anfechtung auszustehen. Ein böser Schüler Namens Romanus ward nämlich von ihm wegen begangener Unkeuschheit mit der Geißel gezüchtiget. Romanus aber beschuldigte den Meister selbst, um sich an ihm zu rächen, des nämlichen Verbrechens. Diese Beschuldigung fand ungeachtet seines alten ausgemergelten dürren Körpers, ungeachtet des kalten frostigen Geblüts, das in seinen Adern schlich, dennoch bey den andern Einsiedlern allgemeinen Glauben. Man schrie, der alte unkeusche Graubart müsse aufgeknüpft, oder in und mit seiner Zelle lebendig verbrannt werden. Endlich ward seine Strafe in eine strenge Bußübung und Entfernung vom Altar und vom Meßlesen verwandelt. Romuald mag sich nun der ihm vorgeworfenen Sünde bewußt gewesen seyn oder nicht, so unterwarf er sich dennoch — denn solche Bußschwärmer büßen gerne auch für nicht begangene Sünden, — der ihm auferlegten Busse, und blieb sechs Monate lang von der heiligen Meße entfernet. Endlich hatte Gott selbst mit ihm Nachsicht! Er befahl ihm nämlich bey hoher Strafe des Verlusts seiner Gnade, daß er diese unvernünftige Einfalt (sagt Helyot selbst)

einmal verlassen und wieder Meße lesen sollte. Er that es, fiel dabey in eine tiefe Entzückung, und erhielt den Befehl von Gott, eine Auslegung der Psalmen zu verfertigen, die noch jetzt, so wie er sie niedergeschrieben, zu Camaldoli aufbewahrt werden solle, und ein feines Machwerk seyn mag.

Endlich als Romuald die Annäherung seines Todes merkte, begab er sich wieder in sein Kloster zu Val de Castro, in dem festen Entschlusse, hier zu sterben, denn so hatte er es zwanzig Jahre vorher prophezeiht. Hier verschloß er sich in eine Zelle, und obwohl seine Krankheit täglich zunahm, so ließ er doch von seiner bisher gewohnten asketischen Strenge nicht das Mindeste nach. Eines Tags, da er viel schwächer ward, als sonsten, hieß er die ihm beystehenden Mönche hinausgehen, — denn auch das hatte er prophezeiht, es werde niemand bey seinem Sterben zugegen seyn — und starb, man weis nicht gewiß, in was für einem Alter. Daß auch nach seinem Tode, bey seinem Grabe viele Wunder geschehen, und daß er zu einem der ersten Heiligen-Sitze im Himmel erhoben worden, — das versteht sich von selbst. a)

§. XXIII.

Johann Gualbert, der Stifter der Valumbrosaner Mönche.

In einem sehr anmuthigen, von nahen Bergen eingeschlossenen und von dichten Tannenwäldern beschatteten Thale, Valumbrosa, einige Meilen von Florenz in den Apenninischen Gebirgen, stiftete Johann Gualbert, ein

a) S. Pragmat. Geschichte der vornehmsten Mönchsorden 3ter Band S. 111. Die Kamaldolenser und Fleurys allg. Kirchengesch. LVII und LIX. Buch, auch Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 42 — 49.

florentinischer Edelmann, eine andere Gesellschaft von Benediktinermönchen, die sich bald in mehreren Gegenden Italiens ausbreitete, und mehrere Klöster errichtete. In seiner Jugend sollte er, nach dem Auftrage seines Vaters, den Tod eines seiner Anverwandten an dem Mörder rächen. Als ihm aber dieser in einem engen Wege begegnete, und ihn fußfällig mit Kreuzweise über einander gelegten Armen um Gnade anflehete, so vergab ihm Gualbert aus Ehrerbietung gegen den gekreuzigten Erlöser. — Ein schöner Beweis, wie wirksam das Andenken an den Gekreuzigten von jeher auch bey den rohesten Barbaren zur Hervorbringung guter sittlicher Gefühle, besonders einer edelmüthigen Versöhnlichkeit war! — Aber auch da mischte sich bald wieder eine träumerische Einbildung mit ein. Indem nämlich Gualbert bald darauf sein Gebet in der Klosterskirche des heiligen Minias zu Florenz verrichtete, so dünkte ihn, als ob sich das dort aufgestellte Crucifix aus Dank für die dem Mörder geschenkte Gnade, gegen ihn neigte. Dies rührte ihn so sehr, daß er den Abt des gedachten Klosters um die Aufnahme in dasselbe bat, und ungeachtet der mit heftigen Drohungen begleiteten Zurückfoderung von seinem Vater, der nicht darein willigen wollte, in demselben blieb. Hier lebte er auch so asketisch musterhaft, daß ihn seine Mitmönche, nach dem Tode ihres Abts, einmüthig zum Nachfolger desselben wählten. Er aber nahm, aus Liebe zur Einsamkeit und aus Verlangen nach einer noch höhern mystischen Vollkommenheit, die ihm angebotene Würde nicht an, sondern verließ vielmehr dieses Kloster, und gieng mit einem andern Mönche fort, um sich irgendwo anders einen stillern, ruhigern und zu mystischen Betrachtungen bequemern Aufenthalt aufzusuchen.

Nachdem sie nun verschiedene Gegenden durchwandert, und sich auch eine Zeit lang zu Camaldoli aufge-

halten hatten, so kamen sie endlich nach Valumbrosa, das zuvor auch Aquabella geheißen hatte. Hier gefiel es unserm Gualbert; hier glaubte er, den rechten Ort der mystischen Ruhe und Vollkommenheit gefunden zu haben. Hier siedelte er sich also mit seinem Gefährten, unter den stillen Schatten des nahen Tannenwaldes ungefähr um das Jahr 1038 an; und da sich von hier aus der Ruhm einer neu überfirnißten Einsiedlersheiligkeit bald weit umher ausbreitete, so versammelte sich nach und nach eine beträchtliche Menge von Jüngern um ihn her, die ihn nachher, als das für sie angelegte Kloster seine völlige Einrichtung bekommen hatte, zu ihrem Abt erwählten, und denen er die Regel des heiligen Benedikts in ihrer ganzen geschärften Strenge, besonders in Hinsicht auf die Prüfung der Novizen und auf die Klausur der Mönche, zum unverbrüchlichsten Gesetz machte. Die, welche seine Schüler werden wollten, mußten die strengsten Prüfungen des Gehorsams und der Demuth ausstehen; sie mußten z. B. die Schweine hüten, oder den Stall derselben mit bloßen Händen, ohne eine Schaufel, von seinem Kothe reinigen. Wenn ihr Noviziat-Jahr, unter der strengsten Beobachtung der Benediktinischen Regel geendigt war, so mußten sie bey der Ablegung ihres Gelübdes drey Tage lang, auf die Erde hingeworfen, da liegen, und unter beständigem Stillschweigen über Christi Leiden nachdenken. Auf solche Art wurden die Valumbrosaner Sonderlinge aus Eremiten nach und nach Cönobiten, die zuerst eine graue, nachher eine lohfarbigte, und endlich eine schwarze Kleidung trugen. Da auch Valumbrosa bald viele Schenkungen und Ländereyen erhielt, so bestellte Gualbert auch Layenbrüder zur Verwaltung der Klostereinkünfte. Außerdem wurden ihm noch mehrere Plätze zur Erbauung neuer Klöster eingeräumt; und viele ältere Klöster wurden seiner Reformation übergeben.

§. XXIV.

Die vorgegebene Wunderthätigkeit Joh. Gualberts — scheint doch zuweilen auf gute moralische Zwecke berechnet zu seyn.

Von der Wunderthätigkeit dieses Italienischen Mönchszuchtverbesserers, Gualberts, erzählt die Legende auch manche sehr seltsame Anekdoten, die grösstentheils darauf berechnet zu seyn scheinen, den fanatischen Eifer der Mönche für die Verbindlichkeit und Heiligkeit ihrer Klosters-beobachtungen zu beleben. So besuchte einst Gualbert das von ihm angelegte Kloster Moscheto. Aber — welch ein Greuel war es in den Augen unsers der Klosters-Prachtliebe äußerst abgeneigten Heiligen, da ein so großes, so schönes und prächtiges Gebäude zu finden, das einem fürstlichen Pallaste glich! Sogleich gab er dem Vorsteher des Klosters einen derben Verweiß über eine solche Verschwendung; ob er die darauf verwandte Geldsummen nicht besser zum Nutzen der Armen hätte gebrauchen können? Hierauf kehrte er sich voll heiligen Ingrimms gegen einen da vorbeyfließenden Bach, und sprach: „Allmächtiger Gott, befreye mich doch augenblicklich durch „diesen Bach von diesem ungeheuren Gebäude!“ Sogleich schwoll das Wasser an, stürzte mit rauschendem Ungestüm von einem nahen Berge herab, riß Felsen und Bäume hinter sich her, und richtete damit das die Augen unsers demüthigen Gualberts schwer beleidigende stolze Prachtgebäude zu Grunde. — Ein andersmal hörte er, daß eines seiner Klöster einen Menschen aufgenommen hätte, der demselben sein ganzes Vermögen, zum Nachtheil seiner Erben geschenkt habe. Sogleich ließ sich Gualbert vom Abte dieses Klosters die Schenkungsurkunde aushändigen, zerriß sie in Stücken, und sprach mit großer Entrüstung:

„Allmächtiger Gott, und du heiliger Petrus, Fürst der „Apostel, räche mich an diesem Kloster!“ Kaum hatte er sich im Zorne von da wegbegeben, als Feuer darinnen ausbrach, und den grösten Theil des Klosters in die Asche legte. Daß solche Erzählungen die lehrreiche Absicht hatten, die Mönche vor ihrer nur zu gewöhnlichen Habsucht und Prachtliebe zu warnen, das sieht man leicht; aber daß man gerade solche elende Wundermärchen erdichtete, um diese moralische Absicht zu bewirken, das ist ein abermaliger Beweis von dem so begierigen Fragen dieses Zeitalters nach Zeichen und Wundern. —

Wie gehorsam, wie pünktlich aber Gualberts Mönche ihre Klostersregeln beobachteten, das beweißt folgende Erzählung: Als es seinem Kloster einst, wie es mehreremalen geschahe, an Lebensmitteln mangelte, so ließ er einen Hammel schlachten, um denselben nebst den noch vorräthigen drey Broden unter sie auszutheilen. Aber die auch gegen den bittersten Hunger standhaft ausdaurenden Klosterhelden rührten das Fleisch aus Gehorsam gegen ihre Regel, — vermuthlich war es Fastenzeit, — nicht an; sondern begnügten sich mit dem ihnen kärglich zugemeßenen Stückgen Brods. Und siehe — zur Belohnung ihres Gehorsams kamen am folgenden Tag ganz unerwartet einige Esel an, die Getraide und Mehl genug herbey brachten. a) Uebrigens eiferte Gualbert auch, wie andere Moralisten seiner Zeit nicht nur gegen das sehr unsittliche garstige Leben der Kleriker überhaupt, sondern auch insbesondere gegen die damals unter den Bischöffen so sehr herrschende Si-

a) Gerade wie bey unsern neuern Heiligen, die, wenn es ihnen an Geld oder Brod mangelt, den lieben Gott nur in einem recht starken, festen und zuversichtlichen Glauben darum bitten dürfen; sogleich steht am folgenden Tag, oder in der folgenden Stunde ein Mann vor ihrer Thüre, der ihnen Geld und Brod genug ins Haus bringt.

monie. Als sich der Bischof Petrus zu Florenz derselben verdächtig machte, so trat Gualbert an einem öffentlichen Platze dieser Stadt gegen ihn auf, und rief aus vollem Halse: Euer Bischof ist ein Simoniacus. Unter seiner Anführung hoben die Mönche von Valumbrosa alle Kirchengemeinschaft mit ihrem Bischof auf, und mehrere Einwohner von Florenz, nebst einem Theil des Klerus, traten auf ihre Seite. a)

§. XXV.

Wilhelm Abt zu Hirschau. Stephan von Tiers, der Stifter des Ordens von Grammont.

Die Sucht neue Klöster und Mönchsgesellschaften zu stiften, und alte zu reformiren, war in dem zehnten und eilften Jahrhundert um so viel ansteckender, jemehr man ihrer zu Hemmung des allgemein einreißenden Sittenverfalls nöthig zu haben glaubte, und je mehr man sich beeiferte, ein jedes neu entstehende Kloster sogleich auch mit zeitlichen Gütern theils durch Vermächtnisse, theils durch Schenkungen und milde Gaben zu bereichern. Ein solcher Mönchsreformator war auch der Abt **Wilhelm zu Hirschau**, der nicht nur mehr als hundert Klöster in Deutschland zu einer bessern Zucht und Ordnung zurück führte, sondern auch acht neue stiftete, indem er die Gesetze, Regeln und Gebräuche der Congregation von Clugny dabey zum Grunde legte. —

Ein anderer war **Stephan von Tiers**, der Sohn eines Vikomte in Auvergne, ein Mensch, der sich schon frühzeitig theils zu Benevent in Italien, theils zu Rom in den Geheimnissen der Mönchsschwärmerey unterrichten

a) Schröckhs christl. Kirchengesch. Thl. XXIII. S. 49 — 56 und Fleury allg. Kirchengesch. Buch LXI. §. 3. und 4.

und einweihen ließ. Unter andern aber lernte er in Calabrien ein Kloster voll Benediktiner Mönche kennen, die von einer sehr strikten Observanz waren, und deren religiöse Einrichtungen er nachzuahmen beschloß. In diesem Entschluße gieng er im Jahr 1073 zu dem neugewählten Papste Gregor VII. nach Rom, um sich die Erlaubniß, einen neuen Orden zu stiften, von demselben zu erbitten. Gregor, der den jungen zart und weichgebildeten Stephan schon als Archidiakonus kennen gelernt hatte, und daher der Festigkeit seines Vorsatzes nicht recht traute, ließ ihm doch endlich, auf wiederholtes Ansuchen, die verlangte Bulle zur Errichtung einer neuen Mönchsverbrüderung ausfertigen. Mit dieser Bulle kehrte er nach Tiers in Auvergne zu seinen nach seiner Zurückkunft sich sehnenden Aeltern zurücke, blieb aber nicht lange bey ihnen, sondern schlich sich heimlich allein davon, und gieng auf den Berg **Muret in Limousin**, wo er sich mitten im Gehölze eine Hütte von Zweigen aufbaute, und sich nach Ablegung des Keuschheitsgelübdes, nach damaliger frömmelnder Sprache, Gott widmete, das heißt, fastete, betete und griesgramte. Nachdem sich hier eine Menge asketischer Schüler um ihn her versammelt hatte, so schrieb er ihnen zwar keine ganz neue, aber doch durch viele neue strengere Beobachtungen geschärfte Ordensregel vor, nach welcher seine Nachfolger dem hohen Ziele der Vollkommenheit nachstreben sollten. Insonderheit machte er **Armuth** und **Gehorsam** zu ihren ersten und unverbrüchlichsten Hauptpflichten; ausser den Gränzen ihres Klosters sollten sie keine Güter in Besitz nehmen; das Fleischessen verbot er ihnen gänzlich, sogar auch den Kranken, und um ihnen die Lüsternheit darnach desto völliger zu vertreiben, erlaubte er ihnen nicht einmal Vieh zu halten. **Das Stillschweigen**, die **Verschlossenheit** und **Einsamkeit** empfahl er ihnen so dringend, daß er nur Männern vom

größten Ansehen den Zutritt in ihre Mönchszellen erlaubte. Den Umgang mit dem andern Geschlechte verbot er ihnen gänzlich, ohne zu bedenken, daß er dadurch ihren Wollustreiz nur noch mehr schärfte. Unter seinen Mönchen machte er einen Unterschied, der nachher von mehrern Orden angenommen wurde. Die Conversen oder Laienbrüder sollten die weltlichen Dinge oder Angelegenheiten allein besorgen; die Geistlichen hingegen (Clerici) sollten sich blos mit Betrachtung geistlicher Dinge beschäftigen. Allein, eben damit legte er auch den Keim zu künftigen Zwistigkeiten unter seinen Mönchen an. Die Strenge der Regel, nach welcher Stephan seine Jünger zu leben zwang, setzte seinen Orden, der sonst auch der Orden von Grammont hieß, weil Muret bey Grammont unweit Limoges lag, in diesem und in dem nachfolgenden Jahrhundert in die größte Achtung. Aber Nachsicht und Milderung der Regel zog auch diesem Orden eben das Loos, wie den andern zu, daß nämlich das Ansehen ihrer Heiligkeit bald wieder in eben dem Grade sank, in welchem die Observanz derselben laxer wurde a).

§. XXVI.

Bruno von Kölln, der Stifter des Karthäuser Ordens, und sein Märchen von dem vor Gottes Gerichte verdammten Doktor der Theologie.

Jedoch, nicht nur der Orden von Grammont, sondern alle andern Orden oder Mönchsverbrüderungen wurden endlich von dem Karthäuser Orden an Ruhm einer widernatürlichen Strenge in der Lebensart weit übertroffen. Keiner von allen andern Mönchsorden blieb sei-

a) S. Fleury allgem. Kirchengesch. LXII. Buch. §. 7. und Mosh. Kirchengesch. II. Thl. S. 439.

ner ersten Einrichtung so lange und so unveränderlich getreu, wie dieser im Jahre 1086 neu entstandene Orden, und doch wird man auch von diesem zum Voraus behaupten können, daß er zur wirklichen Verbesserung der gemeinen Religiosität und Sittlichkeit unter Mönchen und Nichtmönchen eben so wenig beygetragen habe, wie die andern alle. Der Stifter desselben war **Bruno**, von Geburt ein Deutscher aus Kölln, ein Mann, dessen Gelehrsamkeit von seinem und dem nächstfolgenden Zeitalter sehr gerühmt wird, und dessen Frömmigkeit, wie bey allen Sündenbüssern, eine starke Beymischung von Trübsinn, Schwermuth und selbstpeinigender Strenge hatte. Dieser studirte anfänglich die Philosophie und Theologie zu Paris und Tours, ward hierauf Kanonikus zu Kölln und dann Chorherr an der Kirche zu Rheims. Allein das Chorherrnleben war ihm nicht heilig genug, nicht strenge und regelmäßig genug; insonderheit war ihm das höchst sittenlose Leben seines Erzbischoffs zu Rheims, **Manaßes**, so ärgerlich, daß er sich entschloß, die böse Welt zu verlassen und in eine Wüste zu wandern.

Dieser Entschluß wird aber von den Geschichtschreibern dieses Ordens auch aus einer andern Begebenheit erklärt, die zu sehr den Charakter dieses in Mönchslegenden so erfindsamen Zeitalters an sich trägt, als daß sie hier nicht einen kleinen Platz verdiente. Nämlich, ein Doktor der Theologie zu Paris, ein Mann, der sich durch seine tiefe Gelehrsamkeit und noch mehr durch einen Schein von musterhafter Frömmigkeit vor andern ausgezeichnet hatte, starb, und man wollte nun seinen Leichnam mit allen damals üblichen Feyerlichkeiten und Ehrenbezeugungen in der Kirche Unser lieben Frauen, an welcher der Verstorbene Chorherr gewesen war, beysetzen. Als nun der Vorsinger an die vierte Lektion der Todtenvigilien kam, welche mit den Worten anfängt: Quantas habeo iniquitates

et peccata! Wie sind meiner Uebertretungen und Missethaten so viele! siehe — so richtete sich der Todte mit einemmale in seinem Sarge auf, und sprach mit kläglicher Stimme: Justo Dei judicio accusatus sum, ich stehe als ein Verklagter vor dem gerechten Gerichte Gottes. Schrecken und Entsetzen ergriff sogleich die Herzen der ganzen Leichenversammlung. Den Sängern erstarrte die Zunge im Munde; alle standen erstaunt und wie versteinert da. Endlich erholte man sich ein wenig von dem Schrecken und verschob das Todtenamt auf den folgenden Tag. Als dieser erschien, fieng man das Todtenamt wieder an, und bey den Worten: quantas habeo iniquitates, richtete sich der Todte noch höher auf, als am vorigen Tage, und schrie laut: Justo Dei judicio judicatus sum, ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes gerichtet! Diese Worte vermehrten das theilnehmende Erstaunen der sehr zahlreichen Leichversammlung noch mehr. Man fieng schon an, wegen der Seligkeit des verstorbenen Doktors besorgt zu seyn. Doch, um nichts zu übereilen, setzte man das Amt noch einmal auf den folgenden Tag an. Nun strömte beynahe ganz Paris nach Unsrer lieben Frauen Kirche hin; viele waren die ganze Nacht über darinnen geblieben, um nur ihren Platz nicht zu verlieren; jedermann war auf den Ausgang eines so schauervollen schrecklichen Prozeßes begierig. Als nun die Leichsinger wieder an die gemeldeten Worte kamen: quantas habeo iniquitates etc. siehe — da richtet sich die Leiche vollends auf, stellt sich aufrecht auf die Füße und schreyt so laut, daß das Kirchengewölbe wiederhallt: Justo Dei judicio condemnatus sum! ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes verdammt worden. Nun zweifelte kein Mensch mehr an der wirklichen Verdammniß des unglücklichen Doktors der Theologie. Man nahm die Leiche und warf sie auf den Schindanger, und jeder gieng nach

Hause, den Kopf voll zerdrückten und zerrütteten Gehirns von der fürchterlichen Scene, die man gesehen und gehört hatte.

Aber niemand wußte eine so erbauliche Nutzanwendung daraus herzuleiten, als unser fromme Bruno. Als dieser nach Hause zurücke kam, so drang sich seinem tiefnachsinnenden Geiste der Gedanke an die Eitelkeit aller irdischen Dinge und der Vorstellung von der Strenge der göttlichen Gerichte unwiderstehlich auf. „Ach! sagte er „bey sich selbst, einer der unsträflichsten Männer dieser „Akademie, ein Theologe, das Orakel seiner Zeit, das „Muster und Vorbild der ganzen Fakultät, ein Doktor, „angeklagt, gerichtet, verdammt! Gott! Wie sind deine „Gedanken so ganz anders, als der Menschen Gedanken! „Wie schrecklich sind deine Gerichte!“ — Von solchen Gedanken durchdrungen, einzig und allein mit der wichtigsten Angelegenheit, der Seligkeit seiner Seele beschäftigt, und voll der muthigsten Verläugnung aller Würden und Ehrenstellen, wozu ihm seine Verdienste den Weg bahnten, entsagte Bruno der Präbende, die er zu Rheims besaß, verließ alles und entwich in Gesellschaft einiger anderer von gleichem Schwärmergeiste getriebener Sonderlinge in eine Wüste, die Karthause, la Chartreuse genannt a). — Sey nun diese Erzählung entweder bloße Dichtung oder ein frommer Traum, — denn an ihrer Aechtheit zweifeln verständigere Katholiken selbst, — so scheint sie blos in der Absicht erfunden zu seyn, um jene fürchterliche Vorstellungen von dem schrecklichen Gerichte

a) So erzählts der Verfasser der pragmatischen Geschichte der vornehmsten Mönchsorden IV. Band. S. 3 — 6. nach Helyot, der aber selbst an der Wahrheit dieser Begebenheit zweifelt, wenigstens den Streit darüber unentschieden lassen will.

Gottes und seiner Strafgerechtigkeit, die in Mönchszellen von je her am grellsten und graßesten ausgemahlt wurden, den Köpfen des Volks recht tief einzuprägen, und ihnen die Strenge der mönchischen Kasteyungen und Büßungen als den einzigen Weg, dem Zorne Gottes zu entgehen, zu empfehlen. Vielleicht mag Bruno selbst diese Erzählung erdichtet oder geträumt haben, um seinem Entweichen in die Wüste durch die Todtenerscheinung eines zuerst angeklagten, dann gerichteten und endlich verdammten Doktors der Theologie ein desto bedeutenderes und heiligeres Motiv zu geben und noch andere von seinem Stand dazu zu erwecken. Vielleicht wollte er auch einen dunklen Schatten auf den Gelehrten-Stand, unter welchem es bey vielem Schein und Wissen doch auch so manche gottlose und ungebesserte Menschen gab, werfen, um die Heiligkeit des Mönchs- und Einsidlersstandes desto mehr zu erheben. Dem sey aber, wie ihm wolle, so erklärt uns sein natürlicher Hang zur schwermüthigen Schwärmerey, der durch das ärgerliche Leben seines Erzbischoffs zu Rheims einen neuen sehr kräftigen Stoß bekam, seine Flucht in die Einöde hinlänglich. —

§. XXVII.

Brunos und seiner Mitgehilfen Ansidlung in der wüsten Karthause bey Grenoble. Ihre dortige Lebensweise. Bruno wird nach Rom berufen, stirbt, und wird ein Heiliger.

Kurz, Bruno führte nun sein frommes Vorhaben aus, und gieng mit sechs andern der Welt entsagenden Gefährden in die weite Welt hinaus, um irgendwo eine ihrem düstern Trübsinne angemessene Wildniß aufzusuchen. Lange Zeit irrten diese sieben heiligen Abentheurer so in der Welt herum, bis endlich einer von ihnen den Bischoff Hugo zu Grenoble in Dauphiné, einen strengen Büß-

pre-

prediger und eifrigen Mönchsfreund, also ganz den Mann nach Brunos Herzen, zu ihrem Anführer in Vorschlag brachte. Dieser nahm sie, als sie dahin kamen, gar freundlich und liebreich auf, und wies ihnen die fürchterlich wüste Karthause, nicht weit von Grenoble, zum Aufenthalt ihrer büssenden Schwärmerey an. Denn gerade die Nacht vor ihrer Ankunft hatte der fromme Bischoff im Traume sieben Sterne (eine heilige Zahl!) gesehen, die, im schönen Kreise gestellt, vor ihm hergiengen und ihn endlich in die Karthause hinführten, wo er einen von Gottes eigenen Händen erbauten Tempel erblickte. Wer konnte also unter den sieben Sternen anders angedeutet werden, als unsere sieben heilige Abentheurer? Und was sollte der von Gottes Händen erbaute Tempel in der Karthause anders anzeigen, als daß Bruno da seinen neuen im Sinne gehabten Orden errichten sollte? Erscheinungen, Wunder, göttliche Offenbarungen müssen ohnehin einem jeden Orden, der in Ansehen kommen soll, den Stempel seines göttlichen Ursprungs und Ansehens aufdrücken, — also mußte auch der Karthäuser Orden ein solches Siegel seiner Göttlichkeit aufweisen können.

Bruno folgte der himmlischen Vision und gieng mit seinen sechs Gefährden, unter Anführung des Bischoffs Hugo, auf die wüste Karthause zu. Diese ist ein Theil eines hohen und waldigten Gebirges, nicht weit von Grenoble. Damals war sie ein öder und wüster Platz, mit Gebüschen, Dornen und Strauchwerk wild verwachsen, mitten im dichtesten Walde, mit Abgründen und spitzigen Felsen umgeben, auf denen die Wolken zu ruhen schienen, das ganze Jahr in Schnee und Nebel eingehüllt, von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, nur für wilde Thiere wohnbar. Zu dieser grauenvollen, aber eben deswegen dem düstern trüben menschenscheuen Sinne des Bruno so angemessenen Wüsteney stiegen also die sieben

angehende Waldbrüder, als die heisse Jahrszeit den ewigen Schnee ein wenig verdrängt hatte, muthig hinauf, fiengen an aufzuräumen, und bauten sich hier anfänglich nur drey oder vier kleine niedrige von einander abgesonderte Zellen oder Klausen, und daneben ein Kirchlein oder ein Bethaus auf. Ihre heiligen Uebungen bestanden in einem ewigen unverbrüchlichen Stillschweigen, in ihren Horis oder Bet- und Singstunden, in den unbarmherzigsten Abtödtungen des Fleisches, ganz in der Strenge der ersten asketischen Selbstmörder, in Handarbeit, und im Abschreiben andächtiger Bücher. Statt der Regel diente ihnen ihres Brunos Exempel, der, als der gelehrteste und strengheiligste, von den übrigen sechs Einsidlern als ihr Superior verehrt wurde. Auch stieg zuweilen der fromme Bischoff Hugo von Grenoble in ihre Klausur hinauf, um sich an dem Exempel und Anblick dieser zum ewigen Stilleschweigen geweihter heiligen Pantomimenspieler zu erbauen. So suchten diese Schwärmer, indem sie der ganzen Welt den Rücken zukehrten, und vor allen Menschen, wie scheue Thiere, davon flohen, in ihrer Felsenkluft den Weg zur moralischen Vollkommenheit, die doch hauptsächlich nur in wahrer Menschenliebe und im thätigen Guteswirken für die menschliche Gesellschaft besteht!

So lebte, so griesgramte diese kleine Gesellschaft von Einsidlern mit der ganzen Welt bis ins sechste Jahr hin, als es dem heiligen Vater zu Rom, Urban dem Zweyten einfiel, den Bruno, seinen ehemaligen Lehrer zu Rheims nach Rom zu berufen, und ihn zu seinem geheimen Kirchen- und Gewissensrath zu machen. Ein harter Schlag für seine getreuen Schüler und Zöglinge! Ehe diese sich von ihm trennen liessen, folgten sie ihm lieber alle nach Rom nach. Allein diesen armen Einsidlern wollte es in der stolzen Hauptstadt der christlichen Welt eben

nicht wohl behagen, sie fanden, daß es sich in Rom nicht so ungestört stillschweigen, beten und Kasteyungen anstellen ließ, wie zwischen ihren Felsen in Dauphiné. Mit Mühe wirkte endlich Bruno seinen sechs asketischen Schülern die Erlaubniß aus, in ihre liebe Karthause zurückkehren zu dürfen, eine Erlaubniß, die er für sich selbst auf keine Weise erhalten konnte. Inzwischen verließ er sie, auch abwesend, nicht ganz, sondern vertraute sie der Aufsicht eines Priors und des Bischoffs zu Grenoble an, und stärkte sie zuweilen mit seinen Trost- und Ermahnungsschreiben gegen die arglistigen Anläufe des bösen Geistes. An dem päpstlichen Hofe aber setzte sich Bruno in ein so hohes Ansehen, daß ihm der Papst beynahe die Erzbischöffliche Inful zu Rheggio aufgedrungen hätte. Allein Bruno sträubte sich mit aller Gewalt gegen eine solche mit der Verschlossenheit eines von der Welt geschiedenen Einsidlers so gar nicht zu vereinigende Würde, und entfloh wieder in eine Wüste la Torre, bey Squillace in Calabrien.

Hier räumte der Graf Roger von Sicilien und Calabrien, der eine große Hochachtung für unsern Heiligen gefaßt hatte, ihm und seinen sich bald um ihn her versammelnden neuen Schülern einen Wald von einer Meile im Umfange ein, und beschenkte ihn mit einer neuen Kirche St. Stephan im Busche, wo er sodann seine asketischen und mystischen Uebungen noch eilf Jahre lang bis zu seinem im Jahre 1101 erfolgten Tode fortsetzte. Sein Leichnam wurde in erstgemeldter Kirche beygesetzt, und soll noch lange hernach beträchtliche Wunder gewirkt haben. Dennoch wurde er erst zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts vom Papst Leo X. zu dem Range der römischen Heiligen erhoben, sein Körper wieder ausgegraben, und die heiligen Reste desselben, sein Kopf, seine Kinnbacken, seine Zähne als edle Kostbarkeiten an die

vornehmsten Karthäuser Klöster in Italien, Frankreich und Deutschland ausgespendet.

§. XXVIII.

Einige von den Regeln und Einrichtungen des Karthäuser Ordens.

Die besondern Beobachtungen und Gebräuche, die Bruno und die nachfolgenden Vorsteher, besonders Guigo, der fünfte Prior, diesem neu errichteten Orden, der erst im Jahre 1170 vom Papste Alexander III. bestätigt wurde, vorschrieben, tragen ganz das Gepräge des alten ägyptischen Mönchs- und Anachoretengeistes an sich, der blos durch äussere Formen, Aufzüge und Gebräuche die Reinigung und Besserung des innern Gemüths zu erzwingen sucht. Gegen den Hochmuth und die Eitelkeit wollten sich die Karthäuser Mönche durch die elendeste und verächtlichste Kleidung, deren Anblick recht scheußlich und schrecklich war, verwahren; — gleich als ob sich unter einem schlechten Kittel der ungemessenste Hochmuth nicht eben sowohl verstecken könnte, wie unter einem seidenen Kleide. Um der Habsucht, oder der unersättlichen Begierde nach Geld und Gut, die in den Klöstern so viele Laster erzeugte, wie in der großen Welt, auf das kräftigste vorzubauen, maß ihnen ihr Vorsteher um ihre Zellen her ein Stück Landes vor, ausser dessen Gränzen sie auch nicht eines Fußes Breite weiter annehmen durften, wenn man ihnen auch die ganze Welt anböte. Aus eben der Ursache wurde in der Folge, da sich auch dieser Orden vermehrte, für ein jedes Kloster eine gewisse Anzahl von Thieren, Ochsen, Eseln, Schaafen, Ziegen u. d. gl. auch eine gewisse Anzahl von Mönchen, Conversen, oder Laienbrüdern und Gesinde bestimmt. Auch wurde die verderbliche Gewohnheit der Priester und Mönche, sich auf

Unkosten der Todten zu mästen, in ihren Statuten verdammt, weil Fasten und Enthaltungen in den Klöstern durch die so reichlich bezahlten Seelenmeßen zu Grunde gerichtet, und das Beten — zu einem feilen Handwerke gemacht werde.

Zur Bezähmung und Bändigung ihrer Fleischeslüste mußte diese Mönchsart beständig grobe härene Hemden, — um das Jucken ihres muthwilligen Fleisches zu vertreiben, oder vielmehr zu vermehren, — auf bloßem Leibe tragen. Ihr Fasten nahm beynahe kein Ende. Ihr tägliches Brod war aus undurchbeuteltem Mehl gebacken und mit Kleyen vermischt. Der Wein wurde ihnen sehr sparsam zugemessen und so stark durchwäßert, daß er sein Phlogiston fast ganz verlor. Fleisch durften sie weder in gesunden noch kranken Tagen eßen, und Fische nur alsdenn, wenn ihnen einige aus Mitleiden geschenkt wurden. Nur am Sonntag und Donnerstag durften sie ein wenig Käß und Eyer genießen, am Dienstag und Sonnabend aßen sie Hülsenfrüchte, Kräuter, Wurzeln, die sich ein jeder selbst in seiner Zelle zubereitete, am Montag, Mittwoch und Freytag mußten sie sich mit Brod, Salz und Wasser begnügen. Gewöhnlich hielten sie des Tags nur eine Mahlzeit, an bestimmten Tagen aber durften sie zweymal essen. Zusammen speißten sie nur selten, etwa an hohen Festtagen, auf ihrem Refektorium, und dann bekamen sie zu ihrem Zugemüße noch etwas Käß.

Sie wohnten in abgesonderten Zellen, wie die ägyptischen Mönche, und ihre Beschäftigung bestand im Lesen, Beten, Händearbeiten und Bücherabschreiben. Hier hielten sie auch ihre kleinern Horas, die mit der Kirchglocke angezeigt wurden; bey den Vespern und Frühmetten aber kamen sie alle in der Kirche zusammen, und wohnten denselben mit viel äußerlichem Andachtsscheine bey. Reden dürften sie fast niemals; wenn sie etwas verlangten, so

mußten sie es durch Zeichen fodern. Innerhalb ihres Hofes oder ihrer Einzäunung durfte sich bey hoher Strafe, wie bey den Kamaldulensern, kein weibliches Geschöpf erblicken lassen; denn ihre Vorsteher wußten wohl, was der Teufel bey solchen von der Welt geschiedenen feuerfänglichen Heiligen für ein gewonnen Spiel hatte, wenn da je einmal eine weibliche Gestalt vor ihnen erschien. Auf ihrem Chore verstatteten sie keinen fremden Gästen oder Weltleuten den Zugang. Gegen Fremde übten sie zwar überhaupt die Gastfreyheit aus, aber man bewirthete sie nicht besser, als die Mönche selbst, und ihre Pferde nahm man, wegen der Armuth des Hauses nicht auf. In ihren Zellen sowohl als in ihren Kirchen zeugte alles, was sie hatten, von dem Geiste der dürftigsten Armuth, der sie beseelte. Ihr ganzes Hausgeräthe bestand in einer Streue zum Liegen, in einem Küßen, einer Bettdecke von grobem wollenen Zeuge, in einigen Kleidungsstücken, Fellen, Schuhen, Kappen u. d. gl. ferner in zwo Nadeln, Zwirn, einer Scheere, einem Kamme, einem Scheermeßer, einem Schreibzeug, Federn, Kreide, Bimssteinen, Schabeisen, um das Pergament damit zu planiren, Pfrieme, Ahl, Bleistift, Lineal, Schreibtafel, Papier u. d. gl. Auch der Schmuk ihrer Kirchen war sehr geringe und dürftig. Da sah man weder Gold noch Silber, ausgenommen an dem Abendmalskelche und an dem Röhrchen, wodurch das sogenannte Blut Christi, damit ja kein Tropfen davon neben abfalle, eingesaugt wurde.

§. XXIX.

Bey aller Strenge, die man gegen die Uebertretungen der Karthäuser Klostersregel anwendet, kann doch keine wahre Sittlichkeit unter ihnen hergestellt werden.

Durch solche Erfindungen einer ganz unbarmherzig

strengen Asketik wurde die Lebensart der Karthäuser verklausulirt und eingeschränkt; so wurden die Bedürfnisse und Foderungen ihrer Menschennatur auf die allerkümmerlichsten und elendesten Nahrungs- und Erhaltungsmittel zurückgewiesen. Die Uebertretungen dieser Klostersregel wurden mit den empfindlichsten Büßungen bestraft. Die Novizen wurden nicht anders als nach den härtesten Prüfungen und Uebungen ihres Gehorsams und ihrer Geduld in den Orden aufgenommen. Und dennoch war auch dieser Kappzaum für die Sinnlichkeit dieser Mönche zu schwach, als daß ihr Eifer in dieser so zugeschnittenen Heiligkeitsform in den folgenden Zeiten nicht hätte nachlassen, und daß ihr Ausweichen über diese Klostersschranken von Zeit zu Zeit nicht neue geschärftere Strafen und Einschränkungen hätte erfodern sollen. Kurz auch dieser Orden rückte endlich die Schranken und Einpfählungen, die seiner Bereicherungssucht gegen die Freygebigkeit reicher Sündenbüßer gesetzt waren, immer weiter hinaus, unter allerhand frommen Vorwänden schlich sich immer mehr Reichthum und Ueberfluß in ihre Klöster ein, und so schlich sich auch wieder Faulheit, Schwelgerey, Uepigkeit, Wollust und Sittenlosigkeit mit ein, so daß alle ihre Bußkapitel, alle von ihren Superioren ihnen auferlegte Zucht- und Strafmittel, die zum Theil sehr empfindlich und schmerzhaft, zum Theil aber auch sehr beschimpfend und erniedrigend waren, dem Einnisten jener Laster nicht zu wehren, vermochten. a)

So war also auch diese Mönchsverbrüderung ein neuer Beweis, wie wenig durch solche Mittel, als jene den Mönchen vorgeschriebene Gebräuche und Beobachtungen

a) S. Pragmat. Geschichte der Mönchsorden IV. Band S. 3 flg. und Fleury allgem. Kirchengesch. Buch LXIII. §. 50. und LXV. §. 19.

waren, bey aller Strenge, womit darüber gewacht wurde, wahre Tugend und Heiligkeit bewirkt werden konnte. Diese Mittel waren auch so schlecht, so verkehrt gewählt, daß man sich nur wundern möchte, wie man sich von dergleichen neu geschärften Klostersregeln nur eine wahre Reform der Mönche versprechen konnte. Den anstatt ihre ungeheure Anzahl einzuschränken, vermehrte man dieselbe vielmehr von einem Jahrhundert zum andern; anstatt jene für die Welt abgestorbenen, und für die Kirche grösstentheils unbrauchbaren Taugenichtse, die Mönche in brauchbare Mitglieder von beyden zu verwandeln, zog und riß man sie immer mehr von der Welt los, und machte sie für Staat und Kirche immer unbrauchbarer, ja schädlicher; anstatt jene von Grund aus verdorbene und ausgeartete Menschenart durch bessere Erziehung, Bildung und Unterricht gründlich zu heilen, drehte man sie vielmehr blos in einem ewigen Zirkel von mechanischen Beobachtungen herum, und legte da nur äußere Salben und Pflaster auf.

§. XXX.

Die von Klostersheiligen und ihren Reliquien verrichteten Wunderkuren sind einem manchen Kloster sehr einträglich.

Was für stupende Wunder durch Heilung solcher Krankheiten, die durch natürliche Heilmittel nicht wohl zu kuriren sind, durch die Fürbitten und Reliquien jener schwärmerisch verehrten Klostersheiligen gewirkt worden, davon haben wir in dieser Geschichte schon mehrere Beyspiele gelesen. Gleichwie nun die Gottseligkeit sich überhaupt zu allen Dingen benützen lassen muß, so wußten schlaue Mönche auch ihre Erzählungen von den vielen wunderthätigen Kuren, die durch die Anrufung der in ihrem Kloster verehrten Heiligen und durch ihre Gebeine sollten

gewirkt worden seyn, zur Anlockung so vieler armer, Rathloser, von ihren Aerzten aufgegebener Kranken gar meisterhaft zu gebrauchen. Solche Schlauköpfe durften dann nur, bey ihrem starken Glauben an die Wunderthätigkeit ihres Heiligen, von desselben Wunderkuren ein recht grosses Aufsehen machen, und sie durch Lungenfeste, stark begeisterte Schreyer in der Welt umher auspofaunen lassen, hingegen die demselben mißlungene Kuren, zu des Heiligen Ehre ins stille Grab der Vergessenheit versinken, so wurde ihre Wunderbude, ihr Kloster, von Rath- und Hilfesuchenden Kranken in kurzer Zeit gewiß so vollgepropft, als die Schwitzstube irgend eines neuern Wunderdoktors, eines Schuppachs, oder eines Cagliostro. Ob die stark- und schnellgläubigen Kranken durch die Fürbitte des Heiligen oder durch seine Knochen wirklich kurirt wurden oder nicht, daran war eben so viel nicht gelegen; genug, wenn sie nur kurirt zu seyn glaubten! Glaubten sie das, so erfoderte es doch ihre Dankbarkeit gegen den Heiligen, daß sie den Ruhm seiner Wunderthätigkeit, so weit sie konnten, mit vollen Backen ausbreiteten. Glaubten sie es aber nicht, je nun, so mußten sie den üblen Erfolg ihrer Kur eben ihrem Mangel an Stark- und Schnellgläubigkeit zuschreiben. So bald aber einmal ein solcher Schwärmerglaube an die Wunderkuren eines Heiligen recht in Gang gebracht war, so bald wurde er auch für die Kirche oder für das Kloster, das einen so wunderthuenden Schutzpatronen besaß, sehr einträglich. Denn ein jeder, der bey dem Heiligen etwas zu suchen hatte, mußte doch Ehrenhalber, und um seine Gunst zu gewinnen, ihm auch ein Opfer mitbringen. Wer nichts opfern konnte, der fand sich verbunden, ein desto größeres Geschrey über die Wunderthätigkeit des Heiligen zu erheben.

§. XXXI.

Entstehung des Ordens der regulirten Chorherrn oder Hospitalbrüder des heil. Antons von Viennois.

Solche Wunderkuren gaben am Ende des eilften Jahrhunderts zur Entstehung eines neuen Ordens, nämlich des Ordens der regulirten Chorherrn oder Hospitalbrüder des heiligen Antons von Viennois Anlaß. Ein gewisser Herr von Gräflicher Herkunft, Namens Jocelin, hatte nämlich von seiner frommen Reise nach dem Morgenlande den theuren Leichnam des heiligen Antons, des großen Stifters und Patriarchen aller Mönche, von Konstantinopel her mitgebracht, a) und ihn in der Pfarrkirche eines Fleckens Didier la Mothe in Viennois in Dauphiné niedergesetzt. Nun entstand bald eine große weit umher ausgebreitete Sage, was der heilige Anton für große Wunder thue, wie er insonderheit eine in Frankreich damals herrschende böse Krankheit, die Rose (Rothlauf) oder das Antonsfeuer genannt, sehr glücklich zu kuriren wisse, wenn der Patient nur einen recht starken und festen Glauben an die Wunderthätigkeit dieses großen Heiligen mit sich brächte. Daß nun in kurzer Zeit eine große Menge von Patienten dahin gekommen um sich der Kur des Wunderwirkenden Heiligen zu übergeben, und daß die Kirche zu Didier la Mothe sich bey diesem Zuströmen des Hilfesuchenden und Opferspendirenden Volkes gar herrlich befunden habe, das läßt sich aus dem vorhergehenden leicht begreifen.

Unter andern aber kam auch ein vornehmer reicher Edelmann Namens Gaston aus dem Gebiete von Vienne

a) Wie dieser Leichnam nach Konstantinopel gekommen, dafür lassen wir die in Erfindung frommer Betrügereyen so sinnreichen Mönche sorgen.

dahin, um für seinen mit dieser Plage behafteten Sohn Hilfe zu suchen. Dieser legte sogleich das feyerliche Gelübde ab, daß, wenn sein Sohn genesen würde, er dem heiligen Anton zu Ehren daselbst eine Stiftung oder ein Hospital für die Kranken dieser Art und für die Menge der von allen Orten her dahin wallfahrenden Gläubigen errichten wollte. Was geschah? In der darauf folgenden Nacht erschien der heilige Anton dem Gaston selbst im Traume, und befahl ihm, eine geistliche Gesellschaft zu stiften, deren Ordenszeichen ein Himmelblaues T. seyn sollte. Da nun der kranke Sohn genas, so widmeten sich beede, Vater und Sohn, dem heiligen Anton, baueten ihm zu Ehren einen von ihren Gütern reich fundirten Hospital, übernahmen die Verpflegung der Kranken und Armen, und da sich zuerst sechs, hernach noch mehrere Personen mit ihnen verbanden, so legten sie im Jahr 1095 den ersten Grund zu der befohlenen religiösen Gesellschaft, indem sie ein schwarzes Kleid mit einem himmelblauen T. an der Brust anzogen.

Diese kleine fromme Brüderschaft machte hierauf bald viel Aufsehen, — oder besser der heilige Anton mit seinen Wunderkuren zu St. Didier ward so weltkundig, von vielen großen und kleinen Herren so häufig besucht, und so reichlich beschenkt, daß endlich die Päpste zu Rom diese Gesellschaft ihres gnädigen Schutzes würdigten, und ihr neues Institut bestätigten. Insonderheit erhielt sie im Jahr 1297. vom Papste Bonifaz VIII. die Ehre und Rechte eines Ordens der unter der Regel des heiligen Augustins streitenden Brüder; eines Ordens, der mit seinem geistlichen Segen ganz Judenmäßig zu wuchern, und ihn gegen die irdischen Segnungen und Vermächtnisse reicher und mächtiger Herren mit großem Profit umzutauschen wußte. a)

a) Pragm. Gesch. der vornehmsten Mönchsorden, IV. Bd. S. 326.

§. XXXII.

Entstehung des Cisterzienserordens. — Der böse Zirkel, den alle jene Mönchsorden oder Mönchscongregationen durchliefen.

Bald nach der Entstehung des Ordens der Antonianer, im Jahr 1098, zur Zeit da die Kreuzzugsschwärmerey ihren Anfang nahm, begann ein anderer großer Ast des allgemeinen Benediktinerordens zu Citeaux, einer mit Disteln und Dorngesträuchen wild verwachsenen Wüste, unweit Dijon, im Kirchensprengel von Chalons, auszuschlagen, und sich bis zu einer erstaunend großen, mit vielen kleinen Zweigen bewachsenen Höhe emporzutreiben. Bey keinem andern Orden aber bestätigte sich die Anmerkung mit dem bösen Zirkel, die der gelehrte Hr. Prof. Walch macht, a) mehr als bey dem Cisterzienserorden, dessen Geschichte wir nun kurz entwerfen wollen: „Die „großen Reichthümer der Mönche, sagt dieser Gelehrte, „schufen Ueberfluß, der Ueberfluß erzeugte den Verfall der „Klosterzucht: dieser Verfall neue Reformationen: die „Reformationen neue Orden (oder Congregationen) und „diese neue Geschenke, neue Reichthümer und neuen Ver„fall, und das immer — in einem bösen Zirkel.“ Zuerst bemächtigte sich der Reformationsgeist irgend eines über den so abscheulichen Verfall der Mönchszucht heiß eifernden Zeloten; nun fieng dieser Zelote an, die alte lax gewordene Zucht, Ordnung und Strenge der eremitischen oder cönobitischen Lebensart wieder herzustellen; wenn dieß geschehen war, so verbreitete sich ein neuer Geruch von der außerordentlichen Heiligkeit und Wunderkraft des neu entstandenen, bescheidenen, stillen, frommen Klosters weit

a) In seiner Vorrede zur pragmat. Geschichte der vornehmsten Mönchsorden. S. XXXVI.

und breit über alle christliche Länder und Gegenden; nun beeiferten sich alle frömmelnde ihres Seelenheils wegen ängstlich bekümmerte Seelen, ihr kleines oder großes Schärflein zur Aufnahme des neuen Klosters beyzutragen, und sich die Gunst und Fürbitte der neugeformten Heiligen zu gewinnen. Nun strömten dem neuen Bettelsak des mit so vielen himmlischen Schätzen begabten Klosters bald so viele irdische Güter und Schätze, die es gegen jene umtauschte, zu, daß bey den so begüterten Heiligen nothwendig der Wunsch und das Verlangen entstehen mußte, die für ihre verbesserten Glücksumstände so gar nicht mehr paßende Mönchsregel bald auf dieser bald auf jener Seite zu durchlöchern, und das so gewaltig drückende und sickende Klostersband ein wenig bequemer und laxer zu machen. Kam dann einmal ein Klostersabt, der ein wenig durch die Finger sah, und nicht jede leichte Uebertretung der Klostersregel so streng ahndete, so ward bald der sie erleichternden Gloßen und Ausnahmen und Befreyungen davon kein Ende. Die alte, alles so genau vorschreibende und vormeßende Klostersregel war ja doch nur ein tödtender Buchstabe, der, wenn man ihn auch noch so genau und noch so pünktlich beobachtete, doch das Herz nicht bessern, und dem Einschleichen des Lasters in dasselbe nicht wehren konnte. Also herrschte nach ungefähr hundert Jahren unter den neu reformirten Mönchen wiederum eben dieselbe Sittenlosigkeit und Ausgelassenheit, wie bey andern, deren Reforme von einem frühern Datum war. Dadurch wurde dann der Reformationsgeist der Zeloten wieder aufs neue erregt und angefacht; man stellte die alte Strenge wieder her, man verabredete sich aufs neue zur genauern Befolgung der ursprünglichen Regel Benedikts, und man ließ nach einiger Zeit wieder eben so, wie vorher von der alten Strenge nach, ja man mußte gewißermassen nachlassen, weil sie weder

für die Natur des Menschen überhaupt noch auch für die individuellen Umstände jedes Einzelnen berechnet war, man wich immer wieder von der neu geschärften und neu verklausulirten Regel ab, und so entstanden immer wieder neue Mönchscongregationen.

§. XXXIII.

Der erste Stifter des Cisterzienserordens, Robert von Molesme in Burgund, und die unmittelbar nach ihm folgenden Aebte dieses neuen Ordens.

Der Stifter dieses neuen Cisterzienser-Ordens aber war eigentlich Robert, Abt zu Molesme in Burgund. Schon lange hatte sich der für den Buchstaben des Gesetzes der Benediktinerregel warm eifernde fromme Mann mit seinen widerspenstigen, alle Besserungsmittel schnöde verachtenden Mönchen herumgezankt; schon manchen Versuch mit guten und bösen Worten, mit Versprechungen und Drohungen, mit Belohnungen und Strafen hatte er gemacht, um sie an die genauere buchstäbliche Befolgung der Regel Benedikts zu binden. Aber vergebens; sie waren und blieben unverbeßerlich! Nur einige unter ihnen, das Salz des Klosters, ungefähr sechs an der Zahl, a) waren mit Roberten von gleichem Eifer beseelt. Diese brachten noch andere vierzehn an der Zahl, zu dem Entschluß, sich von den bösen ungebundenen Mönchen zu trennen, aus dem Babel zu Molesme auszugehen, und nach Citeaux oder Cisterzium zu wandern, um sich dort anzusiedeln. Hier fanden die auf heilige Abentheuer ausgehenden Mönche sogleich mit Ausrottung der Dornhecken und Diestelgesträuche genug zu schaffen, um ihre Sünden

a) Fleury nennt sie Alberich, Odon, Johann, Stephan, Letalde, und Petrus in seiner Kirchengesch. IX. Thl. LXIV Buch §. 64. S. 407.

abzubüßen, denn es war eine Wüste, an deren Urbarmachung seit Erschaffung der Welt wohl noch kein Mensch gedacht haben mochte. Sie errichteten sich also mit Bewilligung des Bischofs von Chalons, in dessen Sprengel der Ort lag, und des Gutsherrn, Rainalds, Vicomte von Beaune bey einer Quelle zuerst nur einige Hütten von Holz, machten das Land, so gut sie konnten, urbar, und fiengen dann nach Benediktinischer Art und Form an, in aller Einfalt und Frömmigkeit mit einander zu leben. Der Herzog Ludo von Burgund ließ hierauf den Klostersbau, den diese neue Mönchskolonie angefangen hatte, auf seine Kosten vollenden; er unterstützte sie mit allen zu ihrer Ansiedlung nöthigen Dingen, schenkte ihnen Aecker und Vieh; und der Bischof von Chalons, Walther, übergab dem Robert mit dem Hirtenstab die Würde eines Abts. Nachdem aber dieser von den über die Entführung so vieler Klostersbrüder aufgebrachten Mönchen zu Molesme, vermittelst schlauer Unterhandlungen zu Rom und bey dem Erzbischof zu Lyon, zu seiner vorigen Würde nach Molesme zurückgebracht worden war, so folgte ihm als Abt zu Citeaux, eben derselbe Alberich, der unter ihm Prior gewesen war, und nun das Vergnügen hatte, im Jahr 1100, vom Papst Paschal II. Bestätigung und Schutz für sein neues Kloster zu erhalten. Auf ihn folgte in der Abts-Würde zu Citeaux Stephan Harding, ein Engländer von Geburt und einer von denen, die mit Roberten aus Molesme ausgezogen waren, ein Mann, auf dem Roberts Mönchsreformatorsgeist siebenfach ruhete.

§. XXXIV.

Die den Cisterziensern vorgeschriebene Ordensregeln.

Diese beeden auf den Robert folgenden Aebte waren die ersten Gesetzgeber des neu entstehenden Cisterzienser-

dens, nicht als hätten sie ihren Mönchen eine neue Regel vorschreiben wollen, sondern nur in so ferne sie die alte Regel Benedikts wieder herstellten, aufs neue einschärften und mit neuen Modifikationen erweiterten. Zuerst setzte Alberich nur für seine aus Molesme mit ihm ausgegangenen Mönche zu Citeaux einige Satzungen a) auf, darinnen er erstlich die strenge Befolgung der Benediktinischen Regel einschärfte, und alle bis daher eingerißenen Misbräuche und Uebertretungen derselben in Kost und Kleidung verdammte und verbot; hernach, weil Benedikts Regel die Armuth zwar empfahl, aber eigentlich nicht befahl, und nur einzelnen Mönchen etwas Eigenes zu besitzen verbot, so erlaubte er seinem Kloster, Aecker, Weinberge, Wiesen, Meyerhöfe u. d. gl., wenn sie ihm geschenkt würden, anzunehmen; auch Layenbrüder zu halten, die die schwersten Feld- und Bauerngeschäfte verrichten oder besorgen mußten. Und dann zeichnete er seine Klosters-brüder von andern schwarz oder grau bekutteten Mönchen durch ein weißes Kleid, mit einem schwarzen wollenen Gürtel umbunden, aus, denn so soll es die heilige Jungfrau Maria, diese Himmels-Königin, selbst verordnet und das Muster dazu vom Himmel herab gebracht haben.

Nachher, da Citeaux für die Menge der Postulanten nicht mehr Raum genug hatte, und sich in mehrere Zweige oder Töchter, wie es die Cisterzienser nennen, das heißt von der Mutter abhängende Klöster, ausbreitete, so setzte Stephan Harding mit Zuziehung der sämmtlichen unter seinem Abtsstab stehenden Aebte eine gemeinschaftliche Vorschrift für das Ganze unter dem Titel: Charte der

a) Unter dem Titel: Satzungen der von Molesme ausgegangenen Mönche von Citeaux. S. pragm. Gesch. der Mönchsorden. Thl. II. §. 57.

der christlichen Liebe auf; darinnen er erstlich die buchstäbliche Befolgung der ganzen Regel des heiligen Benedikts ohne alle Gloße oder Befreyung davon anbefiehlt, sodann in vier folgenden Kapiteln die äußere Regimentsform dieses zu einem neuen Orden sich bildenden Staats-Körpers, die Macht und Rechte der Aebte, die Verhandlungen der Generalkapitel, die Art, wie die Aebte gewählt oder abgesetzt werden sollten, bestimmt. Insonderheit aber schärfte Harding das Gebot der Armuth seinen ihm untergeordneten Aebten und Mönchen sehr nachdrücklich ein, denn was konnte nach der damaligen Moral für eine heldenmüthigere Selbst- und Weltverläugnung gedacht werden, als freywillig arm zu seyn um Gottes willen? Ja, da Harding sah, daß zu seiner Zeit die übermäßigste Pracht in Ausschmückung der Kirchen und Klöster mit prächtigen Altären, kostbar gezierten Bildern, reichbesetzten Kleidern, Kronen, Armleuchtern, und andern heiligen Gefäßen, wo alles von Silber, Gold und Edelsteinen glänzte, nicht nur zu Clugny, mit welchem Citeaux bald in eine heftige Eifersucht gerieth, sondern auch an andern Orten getrieben ward, so konnte Harding nichts Abstechenderes gegen diese Sitte seiner Zeit, nichts, was dem Pöbel mehr in die Augen fallen und was die Cluniacenser und andere Mönche mehr beschämen konnte, vornehmen, als die heilige Armuth auch in die Kirchen wieder einzuführen. Er verbot daher alle die goldenen und silbernen Kreutze, die vielen kostbaren Leuchter, die prächtigen Rauchfäßer, den ganzen Altärschmuck, die vielen mit Gold und Silber besetzten Kleider, die damals in den Kirchen gewöhnlich waren. Dagegen verordnete er blos hölzerne Kruzifixe, eiserne oder auch kupferne Rauchfäßer, nur einen einzigen und zwar eisernen Leuchter, unbesetzte schlechte Kleider. Die Kasel, Alba, Amikt, Stola, Manipulum, und wie dergleichen katholischer Kirchen-

kram sonst heißt, — das alles sollte nur von gemeinem Zeuge, und blos der Kelch von vergoldetem Silber seyn. Des Abts Krummstab war hölzern und grob, — recht wie ein gemeiner Bettelstab, — und um alle Versuchungen zu einem üppigen Aufwande zu vermeiden, wurde verordnet, hinführo keinen Fürsten oder andere großen Herrn mit ihrem Gefolge in ihren Kirchen und Klöstern zu leiden; als welches sonst, zumal an großen Festtagen, nicht ungewöhnlich war. So war also auch bey den Cisterziensern alles, wie es scheint, recht absichtlich darauf angelegt, den Schein der freywilligen Armuth, der damals für den sichersten Beweis von Frömmigkeit und Selbstverläugung galt, auszuhängen, damit die reichen Sünder, denen noch etwas an ihrer Seelen Heil gelegen war, desto mehr Gelegenheit hätten, sich durch milde Schenkungen und Vermächtnisse an ihre Klöster himmlische Schätze zu erkaufen. — Nachdem also durch Stephan Hardings gesetzliche Verordnung der erste Schritt zur Bildung eines neuen Mönchsordens gemacht war, so wandte er sich an den Papst Calixt II, um eine förmliche apostolische Bestätigung desselben, welche er auch im Jahr 1119. erhielt. Darauf folgte im Jahr 1152 eine zwote Bestätigung desselben vom Papst Eugen III.

Ueberdies sollte, nach der Verordnung eines Generalkapitels, das noch unter Hardings Amtsführung gehalten wurde, kein Kloster des neu emporsprossenden Ordens in Städten, Dörfern, oder Bergschlößern, sondern allein in Wüsten oder Einöden, fern von aller menschlichen Gesellschaft angelegt werden. Weil man in der zum Grund gelegten Regel Benedikts nicht fand, daß er Kirchen, Altäre, Zehnten besäßen, noch Backöfen, Zwangmühlen, Dörfer, Knechte gehabt, noch daß er in seinem Kloster Todte begraben, oder den Weibspersonen den Eintritt in dasselbe gestattet hätte, so wurde alles dieses den Cisterziensermön-

chen ebenfalls untersagt. Ueber Ländereyen, Weinberge, Wiesen, Holzungen, Gewässer, Pferde und andere zum Ackerbau nöthigen Thiere sollten nur Conversen- oder Layenbrüder, nicht die Mönche selbst, die nicht über ihre Klostersumzäunung hinaus gehen durften, die Aufsicht führen; übrigens sollten die Layenbrüder, wie die Mönche, gleich gehalten, und als Diener besoldet werden, damit jene die Beobachtung ihrer Klostersregel desto genauer erfüllen könnten. In der Kost und Kleidung sollte alles einander gleich seyn; Mönchskappen, wollene Hemden, wollene Ueberzüge über die Betten, die verschiedenen Gerichte im Eßsaale, das Fett u. d. gl. das alles wurde aus ihren Klöstern verbannt; dagegen schlechte Kleider ohne Pelze, Handarbeit, Feldbau, Viehzucht, wovon die Mönche sich selbst nähren sollten, befohlen. Man untersagte auch Pfeffer, Kümmel und andere dergleichen den Gaumen reizenden Gewürze; desgleichen sollte ihnen nur grobes, kein klares, feines Brod, auch nicht einmal an Festtagen, aufgetischt werden; und den Aebten ward keine bessere Portion gestattet, als dem übrigen Convent. Wer diese Regel übertrat, der bekam später — oder auch weniger zu essen: man zerbrach ihm seinen Teller oder Napf, er mußte an der Thüre des Oratoriums auf der Erde hingestreckt, ohne Kaputze, liegend büßen u. d. gl. a) Durch solche Schranken sollte also die Cisterzienser-Heiligkeit umzäunt und verwahrt werden!

§. XXXV.

Indem das neue Citeaux, aus Mangel an neuen Postulanten, wieder hinzuwelken schien, läßt sich der heil. Bernhard in diesen Orden aufnehmen, und giebt ihm wieder neues Leben.

Inzwischen hatte das arme Citeaux in den ersten zwölf

a) Fleury Kirchengesch. IX. Thl. LXVI. Buch §. 21. S. 512. und pragm. Geschichte der Mönchsorden 12ter Band S. 68.

bis vierzehn Jahren seiner Entstehung eben keinen allzugroßen Zulauf. Die große Armuth und Strenge, der man sich da unterwerfen mußte, wie auch das viele harte und schwere Arbeiten auf dem Felde, und andere dergleichen Mönchsvorschriften schröckten alle Postulanten ab, welche die Abgehenden hätten ersetzen können. Auch muß es unter den von Molesme ausgezogenen Mönchsreformatoren, wenn sie gleich zwey sehr kluge, mit gesetzgeberischen Talenten begabte Männer unter sich hatten, eben noch kein recht feuriges und beredtes Genie gegeben haben, welches das große Verdienst der neue Cisterzienser-Heiligkeit der Welt im Posaunenton hätte anrühmen, und ihrem Unternehmen einen neuen höhern Schwung geben können. Schon hatte das arme Citeaux gewaltig abgenommen, schon war die sehr dürftige aufs Betteln ausgehende Mönchskolonie daselbst bis auf ein halbes Dutzend herabgeschmolzen und das kaum angefangene Mönchsinstitut schien in seiner ersten Wiege gleichsam an dem Hungerbande wieder zu ersticken; — als plötzlich wie von einem Glücksgenius gerufen, ein Mann, oder vielmehr ein Jüngling, als Postulant erschien, der alle Talente eines zur Regierung und Lenkung nicht nur eines Klosters, sondern ganzer Nationen und Völker gebornen Kopfes in sich vereinigte.

Dieß war eben der heilige Bernhard, der hernach als Abt zu Clairvaux so wohl in der politischen als in der kirchlichen und litterarischen Welt eine so große Rolle spielte, daß man ihn mit Recht, das nicht nur von Päpsten, Bischöffen und Concilien sondern auch von Kaisern, Königen und Fürsten befragte Orakel seiner Zeiten nannte. Dieser meldete sich als ein Jüngling von ungefähr achtzehen Jahren a) mit noch dreyßig andern, die er, — man denke

a) Nach Manriquez in seinen Cisterzienser Annalen soll das Jahr 1095, nach andern hingegen, Mosheim und Hamberg das Jahr 1091 seyn Geburtsjahr seyn.

ſich ſeinen frühen Eifer für Mönchsasketik, — zum Kloſterleben angeworben hatte. Denn nicht nur ſeine Brüder und Anverwandte, ſondern auch andere finſtere Frömmlinge aus allerley Ständen erfüllte er mit dem andächtigen Eifer, die im Argen liegende Welt zu verlaſſen, und ſich Gott zu ergeben, das heißt ins Kloſter zu gehen. Machten ſie ihm Einwendungen wegen ihrer bisherigen unauflöslichen Verbindungen dagegen, ſo wußte er alle Bedenklichkeiten mit ſo vieler Geſchicklichkeit und Caſuiſtik weg zu räſonniren, daß ſie ihm nicht länger widerſtehen konnten. Seine Anreden, die er an einzelne oder an mehrere Familien zuſammen hielt, um Seelen zu gewinnen, waren ſo voll unwiderſtehlich göttlicher Salbung, daß Mütter ihre Kinder, Ehefrauen ihre Männer, und Freunde ihre Freunde vor ihm verbergen mußten, um ſie dem alles mit ſich fortreißenden Strome ſeiner Beredſamkeit zu entziehen. Wie froh man deswegen zu Citeaux geweſen, einen ſolchen jungen Menſchen, deſſen feuriger Blick ſchon ſo viel verſprach, mit dreyßig andern zu einer Zeit, da die neue erſt aufkeimende Stiftung wieder hinzuwelken ſchien, um die Aufnahme in das Kloſter anhalten zu hören, und wie gerne man ihn alſo aufnahm, das läßt ſich leicht erachten. Kaum war er auch da aufgenommen, als ſchon eine ſo große Menge von anderen von ſeinem Exempel erweckten Poſtulanten ſich um die Mönchskutte zu Citeaux meldeten, daß nicht mehr Raum genug für ſie vorhanden war, und daß ſchon in demſelben Jahre, da Bernhard ſein Mönchsgelübde abgelegt hatte, im Jahr 1113 ein neues Kloſter La Ferté, die erſte Tochter von Citeaux, für ſie geſtiftet werden mußte. Auf dieſe folgten bald in den nächſten zwey Jahren drey andere von Citeaux abſtammende Töchter, nämlich zu Pontigny, zu Clairvaux, und zu Morimond. Zu Clairvaux, welches nachher die berühmteſte Ciſterzienſer-Abtey wurde, ward eben

derselbe zweyte Stifter und Wiederbeleber von Citeaux, Bernhard im Jahr 1115 also zwey Jahre nach seiner Einkleidung, als ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren, zum ersten Abt erwählt. Wenige Jahre darnach kamen noch vier andere Klöster hinzu, und im J. 1119 wieder vier neue, so daß der heilige Stephan Harding, welcher Citeaux in diesen zehen Jahren seiner Regierung anfänglich dem Untergange so nahe gesehen hatte, nun die Freude erlebte, seine geistliche Gesellschaft auf zwölf Klöster, ohne das Stammhaus, angewachsen, und in den blühendsten Umständen zu sehen.

§. XXXVI.

Charakteristick des heil. Bernhards von Clairvaux.

Ein Mann der nicht nur auf die mit ihm verbundene Mönchsgesellschaft, sondern auch auf sein ganzes Zeitalter so mächtig gewirkt hat, wie Bernhard, verdient wohl, daß wir hier noch etwas länger bey ihm verweilen, und seinen Gesinnungen, Grundsätzen und Handlungen etwas näher kennen lernen. Geboren im Jahr 1091 oder 1095, denn darüber sind die Geschichtschreiber noch nicht einig, zu Dijon in der Burg Fontaine, ward er, wie seine andere Brüder, von seiner frommen Mutter schon bey seinem ersten Eintritt in die Welt Gott gewidmet, das heißt, für das Mönchsleben bestimmt, und frühzeitig mit allen damals herrschenden Schwärmereyen der Gott, wie man wähnte, höchst wohlgefälligen Mönchsheiligkeit erfüllt. Als seine Mutter ihn noch unter ihrem Herzen trug, hatte sie einst einen Traum, — denn alle große Männer müßen der Welt durch Träume zuvor angemeldet werden, — als brächte sie ein kleines weißes Hündchen zur Welt, das schon sehr laut bellete. In ihrer Verlegenheit über des Traums Bedeutung fragte sie einen guten frommen Mönch um Rath,

der ihr zur Antwort gab: Seyd getrost, ihr werdet einen Sohn gebähren, der ein treuer Wächter im Hause des Herrn werden, und die Feinde des Glaubens wacker anbellen wird. a) Schon in seiner frühern Jugend, in der Schule zu Chatillon an der Seine, zeigten sich Spuren von großen Talenten des Verstandes bey ihm. Er übertraf bald alle seine Mitschüler, liebte die Einsamkeit, war sehr nachsinnend, und redete wenig; hatte also schon all die Anlagen an sich, die zu einem großen werdenden Mönche erfodert werden. Wegen seiner schönen Leibesgestalt und einnehmenden Beredsamkeit war er vielen Versuchungen von Seiten des männlichen und des weiblichen Geschlechts ausgesetzt. Aber er kämpfte dagegen so muthig und standhaft, daß, als einst die Reize eines schönen Frauenzimmers seine Augen an sich gezogen, und ein nicht geringes Feuer der Liebe in seinem jungen Blut entzündet hatten, er sich, voller Entschlossenheit, in einen nahegelegenen etwas überfrorenen Teich hineinwarf, und da so lange bis an den Hals stehen blieb, bis sich sein Wollustfeuer ganz abgekühlt hatte. Solche Gefahren, wovon er die arge Welt voll sah, brachten den Entschluß bey ihm vollends zur Reife, sie zu verlassen, und sich in die stille sicherere Einsamkeit zu begeben, und diese fand er, wie wir schon gesehen haben, zuerst in Citeaux, und dann in Clairvaux. Zur Wiederbe-

a) Wie dieser Traum bey dem heiligen Bernhard in Erfüllung gegangen, das weis uns Bayle, in seinem dictionnaire historique et critique unter dem Artikel Bernard noch besser zu erklären. Er sagt: Il s'eleva contre Abelard, contre Arnaud de Breſse, contre Pierre de Bruys, contre Gilbert Parretan etc. En un mot, ce n'est point atteindre à son merite, que de l'apeller simplement chien de meute, chien au grand collier: il faut en un certains sens, le comparer à *Nimrod*, et dire, qu'il etait *un grand Veneur devant l'Eternel.*

lebung und Emporbringung eines beym ersten Entstehen dahin sinkenden Mönchsinstituts konnte gewiß kein geschickterer Mann gefunden werden, als unser heiliger Bernhard, a) der in allen seinen Schriften und Handlungen zwar als ein außerordentliches Genie, voller Feuer und Lebhaftigkeit, geschäftig, unermüdet arbeitsam, wirksam, rüstig, eifrig und dieses alles fast immer mit großer Klugheit, aber auch als ein sehr leidenschaftlicher bigotter Schwärmer erscheint, der zwar noch viel gutes natürliches Religionsgefühl bey sich hatte, auch manche vernünftige richtige Grundsätze von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster unter seinen Zeitgenoßen verbreitete, aber auch unter einem sehr blendenden Schein von Demuth und Heiligkeit ein sehr stolzes, ehrgeitziges, herrschsüchtiges Herz verbarg, alle, die nicht mit ihm gleich dachten, oder nicht von seiner Parthie waren, recht wie ein überall Ketzereywitternder Zinswächter anbellte, anfeindete, und sich gar kein Gewissen daraus machte, die unerwiesensten, und ungegründesten Beschuldigungen auf sie hin zu werfen. Wer konnte dann einem ganz aus der schwärmerischen Asketik und Mystik hervorgehenden Institute mehr Leben und Ansehen geben, als ein solcher Mann?

§. XXXVII.

Bernhards äußerste Strenge gegen sich selbst, und seine mystische Abgezogenheit.

Schon zu Citeaux war Bernhard in seinen mystischen Meditationen oft so sehr vertieft, daß er sah, ohne zu sehen; hörte, ohne zu hören; schmeckte, ohne zu schmeken. So wußte er z. B. nicht, ob in der Novizenstube,

a) Eben daher wird Bernhard wegen seiner großen Verdienste um diesen Orden mit Recht der zweyte Vater und Stifter desselben genannt, und die Cisterzienser nannte man nach ihm die Bernhardiner.

in der er ein Jahr zugebracht hatte, die Decke von Gyps gemacht wäre oder nicht? ob hinten im Chor der Kirche, wo er des Tags öfters hinkam, drey Fenster wären, oder nur eins. Denn, als ein wahrer von der sichtbaren Welt mit seinen Sinnen ganz abgezogener und immer nur in himmlischen Regionen schwebender Mystiker gab er auf dergleichen Dinge gar nicht mehr Acht, oder sie schienen gar keine Eindrücke mehr auf seine Sinne und auf seine in Gott versenkte Seele zu machen. Als er einmal die Anmuth der göttlichen Liebe, nach Fleurys Ausdruck, zu empfinden angefangen hatte, so war er so besorgt, in diesem seinen innern Wonnegefühl durch die Sinne gestört zu werden, daß er ihnen kaum dasjenige mehr erlaubte, was zum Umgange mit den Menschen nöthig war. Um das hohe Ziel seiner mystischen Vollkommenheit beständig vor Augen zu behalten, fragte er sich öfters, wenn es ihm zu entweichen schien, selbst: Bernhard! Warum bist du hieher gekommen? Die Zeit des Schlafens hielt er für verloren, darum gönnete er seinem matten Körper auch kaum eine oder ein paar Stunden des Tags einige Ruhe. Er aß — aber nur aus Furcht, er möchte, wenn er das Essen unterließ, ganz von allen Kräften kommen; er nahete sich daher zum Essen, wie zu einer Marter. Ja er soll, wie Fleury behauptet, ungeachtet seiner zarten Leibeskonstitution in der Strenge seiner Busse so weit gegangen seyn, daß er sich dadurch ein Erbrechen zuzog, das er seine ganze übrige Lebenszeit hindurch behielt. Den ganzen Tag über betete er — oder meditirte er, oder las er in der Bibel; dennoch entzog er sich auch den gemeinen Handarbeiten nicht, die ihn aber so wenig zerstreuten, daß er auch während derselben sich immerhin mit seinen mystischen Grillen beschäftigte oder zu Gott betete.

Wenn er sich daher bey seinen Handarbeiten etwas ungeschickt benahm, oder ein Geschäfte aus Mangel an Ue-

bung nicht recht verrichten konnte, so grub er dafür in der Erde, spaltete Holz, trug es auf seinen Schultern, oder that etwas Aehnliches, und wenn seine Kräfte nicht dazu hinreichten, so unterzog er sich — welch eine Demuth! auch den allerniedrigsten Geschäften. Als seine Mönchsbrüder einst sich mit der Aernde beschäftigten, ach — da wußte der arme Bernhard nicht recht mit der Sichel umzugehen. Man befahl ihm also, sich nur niederzusetzen, und ruhig zu bleiben. Bekümmert über seine Ungeschicklichkeit, flehte er mit weinenden Augen zu Gott um die Gnade, mit der Sichel schneiden zu können. Und siehe! die erbettene Gnade ward ihm gewährt, und er wußte die Sichel nun besser zu führen, als die andern. —

Als er hierauf, wie gemeldet, als Abt nach Clairvaux kam, so führte er auch da die äusserste Strenge, die unnachgiebigste Zucht und Regelmäßigkeit und Arbeitsamkeit in seinem neuen Kloster ein, und gieng seinen Klosterbrüdern in allen Stücken mit seinem guten Exempel vor. Dieses Kloster war im Anfang so arm, daß sich die Mönche öfters genöthigt sahen, ihre Suppe von Buchenlaub zu kochen, und ihr Brod, aus Gersten, Hirsen und Wicken zu backen, so schwarz, so ungenießbar, daß ein durchreißender Fremder Religiose ein Stück davon heimlich zur Probe mitnahm, um es jedermann als eine Seltenheit vorzuzeigen, und dadurch den Geruch ihrer außerordentlichen Heiligkeit weiter zu verbreiten. Inzwischen bekümmerte sich der Abt Bernhard um solche Leibesbedürfnisse seiner Mönche gar wenig, denn er dachte, wie Fleury sich ausdrückt, nur darauf, — Seelen zu gewinnen. Wie viel seine auch die göttliche Vorsehung determinirende Glaubens- und Gebetskraft über den Willen der Gottheit vermochte, das mag folgende Erzählung lehren. Sein Bruder Gerhard, der die Aufsicht über Keller und Küche hatte, kam einst bey Annäherung des Winters mit heftig ängst-

lichen Klagen vor ihn, daß nichts da wäre, wofür sie auch nur die für das Kloster aller nothwendigsten Lebensbedürfnisse einkaufen könnten. Der Abt fragte, wie viel er dann zur höchsten Nothdurft brauchte? Zwölf Livres, war Gerhards Antwort, eine damals beträchtliche Summe? Der Abt trug hierauf seine Noth Gott im Gebete vor. Und siehe! Alsobald trat eine Frau von Chatillon herein, warf sich vor seine Füsse hin, bot ihm zwölf Livres an, mit der Bitte, daß er doch für ihren kranken Mann zu Gott beten möchte. Gehet hin, sagte Bernhard zu ihr, ihr werdet euren Mann wieder gesund antreffen. Dieß geschah, und Gerhard bekam eine Lektion über seinen Mangel an Vertrauen zu Gott. —

§. XXXVIII.

Die Wunderthätigkeit des heiligen Bernhards.

Von seinen vorgeblichen Wundern erzählt die Geschichte sehr seltsame, aber freylich wenig Glauben verdienende Dinge; z. B. „Ein tödtlich kranker Mensch verlor vor seinem Ende auf einmal seine Sprache und Sinne. Die Anverwandten desselben darüber bekümmert, daß sie den Kranken ohne Beicht und Viatikum sterben sehen sollten, suchten Rath und Hilfe bey dem Abt Bernhard. Dieser versprach ihnen, der Kranke sollte sobald wieder reden, beichten, und die Sacramente empfangen können, so bald man das den Kirchen von ihm entwandte Gut wieder ersetzen würde. Diese Bedingung ward wörtlich von den Anverwandten des Kranken erfüllt; Bernhard kam, traf den Kranken noch im vorigen sprach- und sinnlosen Zustande an, betete in der Stille, las hierauf eine Meße; und siehe — während derselben fieng der Kranke wiederum an, ohne Anstoß zu reden; er beichtete dem Abt seine Sünden, empfieng die Sacramente, und soll nachher noch zwey bis drey Tage lang gelebt haben. —

Zu einer andern Zeit begegnete dem Wunderthäter auf dem Felde eine Frau mit einem Kinde, dessen eine Hand vertrocknet und ein Arm von Geburt an krumm war. Von den Bitten und Thränen dieser Frau gerührt befahl ihr der Abt, das Kind auf die Erde niederzulegen. Hierauf schlug er, nach verrichtetem Gebete über der Hand und dem Arm des Kindes das Zeichen des Kreutzes. Sogleich sprang das Kind, auf den Ruf seiner Mutter, vom Boden auf, umarmte seine Mutter mit beyden Armen, und war vollkommen gesund. — Zu Mayland, wohin er vom Papst im Jahr 1134 zur Beylegung einer Spaltung und Unruhe unter der Gemeine berufen wurde, soll er sogar Teufel aus den davon Besessenen ausgetrieben haben, und zwar entweder durch die Kraft des heiligen Abendmals, oder durch das von ihm geweihte Wasser, oder durch das Zeichen des Kreutzes; auch soll er da so viele Kranke, verdorrte Hände, gelähmte Glieder, auch nur durch blosses Anrühren geheilt, so vielen Blinden das Gesicht wieder gegeben haben, daß der Mann Gottes das Gedränge des Volkes vor seiner Thüre fast nicht mehr aushalten konnte; lauter Thaten, die ihm durch die nichts als Wunder von ihm erwartende Neugier und Bewunderung des dortigen Volkes wohl nicht wenig erleichtert wurden. Denn dieses setzte ein so blindes, gar nicht prüfendes, schwärmerisches Vertrauen auf den heiligen Mann, daß es so gar Brod, Wasser nnd andere Dinge herbeybrachte uud sie von ihm weihen ließ, ohne Zweifel, weil seine Benediktionen kräftiger waren, als die, welche sie an Ort und Stelle von ihren ordentlichen Bischöffen und Priestern erhalten konnten. Von seinen übrigen sehr häufigen Wunderkuren, die die Heiligen Legenden von ihm erzählen, wird hier nichts weiter zu erzählen nöthig seyn. Man sieht ihnen allen ja leicht an, daß sie ihren ganzen Grund entweder in der durch den Ruhm des Heiligen

allzuhoch gespannten Erwartung und Einbildungskraft des leichtgläubigen Volks, oder in den Vergrößerungen seiner Lobredner haben, die oft ganz zufällige Begebenheiten zu Wundern erhoben, welche durch seine Gebets- und Glaubenskraft gewirkt worden seyn sollten. Vielmehr wollen wir uns hier nur auf dasjenige einschränken, was er als Abt zu Clairvaux für die Aufnahme des mit ihm verbundenen Ordens vermöge seiner Schwärmerheiligkeit gewirkt hat.

§. XXXIX.

Der ausserordentliche Heiligkeitsgeruch, in welchem die Bernhardiner Mönche zu Clairvaux standen.

Als Bernhard aus dem Cisterzienser Kloster gieng, so, erzählt Fleury, „habe er sich da in der Einsamkeit schon so einen „großen Schatz von himmlischen Wahrheiten gesammelt, daß, „wenn ihn seine Mönchsbrüder ihres Seelenzustandes wegen „um Rath fragten, er keine andere als die Sprache der Engel „mit ihnen geredet habe, die sie, wie leicht zu begreifen, — „kaum verstehen konnten. Auch habe er ihnen eine so erhabene Moral vorgetragen, und eine so große Vollkommenheit von ihnen gefodert, daß seine Worte, seine Foderungen „ihnen viel zu hart schienen.“ Ganz natürlich! denn die Moral des Schwärmers ist immer viel zu sehr überspannt, als daß man ihre Foderungen für thunlich halten könnte, und viel zu einseitig, als daß man sie, ohne Verletzung anderer höchst wichtiger, aber von ihr nicht in die Rechnung genommener, Pflichten befolgen könnte. „Ueberdieß, fährt Fleury „fort, wenn sie ihm verschiedene eitle Gedanken gebeichtet „hätten, denen man in diesem Leben nicht entgehen könne, „so sey ihm die Wahrnehmung gar empfindlich gewesen, daß „Mönche, die er für Engel hielt, noch Menschen und solchen Versuchungen unterworfen wären.“ Eben dieß ist bey der Moral aller Schwärmer der große Fehler, daß sie gar nicht für die gemeine Menschennatur berechnet ist. Doch

bey alle dem horchten seine Schüler der himmlischen Weisheit, die sie in allen seinen Reden fanden, mit einer ganz unbegränzten Verwunderung zu, ja sie hielten, wie Fleury sagt, auch dasjenige in denselben hoch, was sie nicht einmal verstanden, und widersprachen ihm in ihren Beichten nicht, so sehr sie auch über die Höhe seiner Foderungen staunten, und brachten gar keine Entschuldigungen dagegen vor. Ach! die armen Schaafsköpfe hatten sich schon so weit von der Natur und von der gesunden Vernunft verirrt, daß sie das Unnatürliche oder vielmehr das Widernatürliche in seinen Tugendvorschriften gar nicht mehr fühlen konnten. „Ja diese Demuth seiner Mönche, fährt Fleury fort, habe dem Abt endlich seinen eigenen Eifer verdächtig gemacht; er habe sich deswegen „selbst der Unwissenheit und Thorheit beschuldigt, daß er von „andern eine Vollkommenheit foderte, die er doch selbst nicht „ausübte.“ Ein sehr lehrreiches Beyspiel für alle, die eine überspannte Moral predigen! Was kann zweckloser seyn, als von andern eine Vollkommenheit zu fodern, die man selbst nicht erreichen kann?

Inzwischen gab es doch Thoren genug, die diesen Gipfel einer widernatürlichen mystischen Vollkommenheit zu erklimmen strebten, und andere, die dieses thörichte Bestreben für überirdische himmlische Weisheit und Heiligkeit anstaunten. Man traf, sagt Fleury a), zu Clairvaux Menschen an, die zuvor in der Welt reich und angesehen waren, nunmehr in der Armuth Jesu Christi ihre größte Ehre suchten; die beschwerlichsten Arbeiten, Hunger, Durst, Kälte, Verfolgungen und Beleidigungen erduldeten, ihren Mangel für nichts hielten, und nur dafür sorgten, ihren Nachfolgern den nöthigen Unterhalt, der Armuth unbeschadet (?) zu hinterlassen b).

a) Fleury allg. Kirchengesch. des n. T. LXVI. Buch. §. 32. aus dem Leben des heil. Bernhards, von Wilhelm von Thierri, der ein Augenzeuge davon gewesen.

b) Dieß geschah nämlich noch im güldenen Jahrhundert des Cister-

Beym ersten Anblicke, wenn man vom Berge nach Clairvaux hinabgieng, habe man der Einfalt und Armuth der dortigen Klostergebäude es schon angesehen, daß Gott darinnen wohnte. In dem Thale, das voller Menschen gewesen, deren jeder sein vorgeschriebenes Geschäfte verrichtete, habe man mitten am Tage, das Geräusche der Arbeit und den Gesang der Mönche ausgenommen, ein so tiefes mitternächtliches Stillschweigen wahrgenommen, daß die dahin kommenden Weltlichen aus Ehrfurcht es nicht wagten, an diesem heiligen Orte auch nur zu mucksen. Ihrer Menge ungeachtet, seyn die Mönche dennoch immer — Einsidler (?) geblieben, denn die Einigkeit des Geistes und das Gebot des Stillschweigens habe einen jeden bey der Einsamkeit des Herzens erhalten. Indessen hätte die erste Mönchskolonie zu Clairvaux mit aller ihrer so harten Arbeit aus dem unfruchtbaren Boden doch kaum ihren spärlichen Unterhalt ziehen können; sie hätten aber von ihren Früchten keinen andern Geschmack gehabt, als den ihnen der Hunger und — die Liebe Gottes gegeben. Sie hätten sich auch damit begnügt, und ihr erster Eifer habe ihnen alles, was ihnen beym Essen noch Vergnügen machte, als — ein Gift vorgestellt. — O der heiligen, närrischen, einbildungsreichen Mystik! — Denn, nachdem sie durch die Sorgfalt ihres Abts einmal dahin gebracht worden, daß sie alles, was ihnen vorher unerträglich schien, nicht nur ohne Murren, sondern sogar mit Freuden erdulden konnten, so habe auch dieses Vergnügen — wer sollte sich eine solche Narrheit denken können? — ihnen sogar Gewissensunruhe gemacht, wovon sie aber der Bischoff zu Chalons endlich befreyt habe.

---

zienser Ordens. In der Folge wußten die Herren Cisterzienser Mönche den von ihren Vorfahren im Herrn gesammelten sehr reichen und überflüßigen Vorrath so gut zu benutzen, wie andere.

§. XL.

Fortsetzung. Der heil. Bernhard stellt einen Wechselbrief auf zukünftige himmlische Schätze aus.

Ein solcher mehr als balsamischer, paradiesischer Heiligkeitsgeruch, den unser heiliger Bernhard mit den unter seinem Abtsstabe stehenden Cisterzienser Mönchen ausdüftete, konnte nun freylich nicht lange in den engen Klostersmauern und in dem Thale von Clairvaux verschlossen bleiben. Der alles vergrößernde Ruhm von der strengen Observanz, welche die Cisterzienser Mönche nicht blos, wie sie in der Regel und in ihren Klostersatzungen vorgeschrieben, sondern von ihrem Buß- und Heiligkeitseifer noch mehr geschärft war, beobachteten, von ihren freywilligen Enthaltungen, von ihrer Armuth und schlechten Kleidung, von ihrem Fasten, Wachen, Arbeiten, Lesen, Beten, Stillschweigen und von andern solchen Klosterstugenden, verbreitete sich bald weit und breit umher in der ganzen Christenheit. Und zu einer Zeit, da die ganze Welt dem bleyernen Scepter des fanatischen Aberglaubens unterworfen war, da man noch so wenig gesunden moralischen Verstand hatte, daß man selbst die allernothwendigsten und gerechtesten Foderungen der Natur und deren Befriedigung für — Sünde hielt, da darf man sich nicht wundern, wenn eine solche widernatürliche Strenge für übernatürliche Heiligkeit gehalten wurde, und wenn bey dem allgemeinen Sittenverfall und bey der Zuchterschlaffung aller andern früher gestifteten Mönchsorden die ganze Welt jetzt nur den neu übersirnißten Heiligkeitsglanz der zu Citeaux oder nach Cisterzienserform gebildeten Mönche angaffte. Die ehrfurchtsvolle Bewunderung dieses neuen Mönchsordens gieng so weit, daß selbst Könige, Fürsten und Päpste ihre Generalkapitel mit ihrer Gegenwart beehrten, sich der Fürbitten dieser heiligen Männer empfahlen, und um die Rechte ihrer Ordensbrüderschaft

schaft a) anhielten; daß ein jeder, wer nur einen Cisterzienser Mönch aufnahm, oder ihm sonst Gutes that, damit schon einen gewissen Antheil an der ewigen Seligkeit zu verdienen glaubte; daß man ihnen allenthalben Plätze zu Niederlassungen anbot, weil sichs jedermann für eine hohe Ehre schätzte, mit solchen Heiligen in Verbindung zu stehen, und für ein Glück, so mächtige Freunde und Fürsprecher bey Gott zu haben, ja daß man gar keinen unvortheilhaften Tausch oder Kontrakt einzugehen glaubte, wenn man den Cisterzienser Mönchen irdische Besitzungen und Güter gegen die von ihnen angebotenen schimärischen Schätze im Himmel schenkte. So soll insonderheit der heilige Bernhard, — zum Beweis, daß auch Er mit solchen frommen Mäcklereyen oder vielmehr Betrügereyen umzugehen wußte, — einem gewißen Wohlthäter seines Ordens einen auf den Himmel anweisenden Wechselbrief ausgestellt haben, kraft dessen jener dem Wohlthäter eben so viel Land und Güter im Himmel zusicherte, als dieser dem Orden hienieden auf Erden geschenkt hatte. Ein Wechselbrief, der wohl heut zu Tage von keinem Kaufmanne oder Länderbesitzer mehr würde honorirt oder angenommen werden!! Sollten daher die Stiftungen und Klöster in Frankreich kein gegründeteres Recht auf ihre weltlichen Besitzungen haben, als solche geistlichen Wechselbriefe, so konnte sich die fränkische Nation dieselben ohne die mindeste Ungerechtigkeit wieder vindiciren.

a) Um solche lettres d'affiliation soll besonders Ludwig VI., König von Frankreich, bey dem Generalkapitel im Jahre 1121 angesucht und sie wirklich erhalten haben.

§. XLI.

Der heil. Bernhard ist auch ein groſser Gelehrter und Staatsmann. Aus seiner sehr zahlreichen Mönchsschule gehen viele berühmte Männer hervor.

Man sieht leicht ein, wie ein Mann wie Bernhard, der mit dem Himmel selbst einen so wucherlichen Handel zu treiben wuſste, sich und seinen Orden in das höchste Ansehen bey der ganzen damaligen Welt setzen konnte. Denn ausserdem, daſs er selbst die gesetzlichstrengste Lebensart führte und seine Mönche mit dem unerbittlichsten Ernste bey der eingeführten Zucht und Ordnung erhielt, so hatte er sich auch in den damals üblichen Wissenschaften, besonders in der Theologie, Staatskunde, kanonischen Jurisprudenz so viele Stärke und Einsicht erworben, daſs man ihn mit Recht einen der gröſsten Gelehrten, einen der einsichtsvollsten Theologen und Rechtslehrer, und einen der angesehensten Staatsmänner seiner Zeit nennen kann. Besonders machte ihn sein lebhaftes feuriges Genie zu einem so gewaltigen alles mit sich fortreiſsenden Redner, daſs er, wie wir weiterhin sehen werden, bey den Kreuzzügen eine der bedeutendsten Rollen spielte und fast ganz Europa gegen die Muhammedaner, als Besitzer des gelobten Landes, in Aufruhr brachte. Daher geschah es denn, daſs jedermann seine Zöglinge gerne hatte, daſs er beständig bey hundert Novizen hielt, wovon er nach Befinden oder auf Verlangen in andere Klöster versenden konnte, daſs viele andere Orden und Brüderschaften, wie z. B. der Tempelherrnorden, ihn um Vorschläge und Vorschriften zu ihrer Einrichtung ersuchten, daſs er in den allerwichtigsten Angelegenheiten nicht nur von Päpsten, Bischöffen und Klerikern, sondern auch von den mächtigsten Königen und Fürsten um Rath befragt wurde, daſs sein Urtheil bey ihren Fehden und Streitigkeiten

fast immer das entscheidendste Gewicht hatte, und daß er, wie Mosheim sagt, im ganzen christlichen Europa oft mit einem Worte oder durch einen Wink, was er nur wollte, zu Stande bringen, und selbst Königen befehlen konnte. Als er daher im Jahre 1153 den 20. August starb, so hinterließ er zu Clairvaux über 700 Mönche, — ein fürchterlicher Mönchsschwarm! — und mehr als 160 von ihm gestiftete oder neu eingerichtete Klöster, oder Pflanzschulen der Mönchsschwärmerey. Aus seiner Zucht und Schule sind über dreyßig Bischöffe und Erzbischöffe, sechs Kardinäle und ein Papst, nämlich Eugen III. hervorgegangen.

§. XLII.

Neid und Eifersucht zwischen Citeaux und Clugny. Daraus entstehen große Händel und gegenseitige Vorwürfe.

Je mehr jetzt die Abtey zu Citeaux mit den von ihr abstammenden Töchtern empor kam, desto mehr wurde bey den Mönchen zu Clugny Neid und Eifersucht rege gemacht; zum deutlichen Beweis, daß es ihnen nicht sowohl um wahre Heiligkeit, als vielmehr um Vermehrung ihres weltlichen Vermögens und Ansehens zu thun war. Diese giengen jetzt, da ihre Reform nach Benedikts Regel schon viel früher, seit dem Jahre 927, angefangen hatte, ihrem Sittenverfall wieder mit schnellen Schritten entgegen. Denn nun kleidete man sich zu Clugny schon viel besser und üppiger als zuvor; man schlief auf weichen Betten; auf ihren Tafeln wurden viele niedlich zubereitete Gerichte, herrliche große Fische, allerley kostbare edle Weine und andere solche den Gaumen reizende Speisen und Getränke aufgetischt; wer an Fasttägen nach Fleisch lüstern war, der gieng auf die Krankenstube; bey Tische unterhielt man sich mit allerley muntern Gesprächen; in der Pracht ihrer Gebäude und ihres Kirchenschmucks, — da kannte man gar keine Gränze

mehr; man hielt viele Wagen und Pferde; an harte Arbeiten mit den Händen war bey den bequemlich und weichlich gewöhnten Herren gar nicht mehr zu gedenken; dieses alles stach nun freylich gegen die zu Citeaux beobachtete Enthaltsamkeit, Strenge, Zucht, Ordnung, Regeltreue und Arbeitsamkeit gewaltig ab, die so leicht in die Augen fallende Heiligkeit der Cisterzienser Mönche mußte natürlicher Weise die Bewunderung des Volks und die Freygebigkeit reicher Sünder desto stärker anziehen, je mehr sie durch die Sittenerschlaffung der Cluniacenser in ein helleres Licht gestellt wurde. Dieses Licht wurde durch das weisse Kleid der Cisterzienser und durch ihren von der heiligen Jungfrau Maria empfangenen Gürtel, wenn man sie gegen die schwarzbekutteten Cluniacenser verglich, noch mehr erhöhet. Denn, wenn gleich die Farbe des Kleids eigentlich nichts zum Werthe eines Menschen beyträgt, so weiß man ja wohl, wie viel sie bey der gemeinen Sinnlichkeit, in der Schätzung eines Menschen ausmacht, wenn ihr ein günstiger Nebenbegriff von besonderer Würde oder Heiligkeit anklebt. Ueberdieß hatte Clugny zwar den Vorzug des Alters, des Ansehens, der Macht, des Reichthums; aber Citeaux hatte dagegen einen andern nicht geringern, nämlich die Empfehlung der Neuheit, der Begeisterung, der Bewunderung.

Alles dieses gab Anlaß, daß eine jede Mönchskongregation der andern ihre Kandidaten oder Novizen abwendig und zu Ueberläufern von der einen zur andern zu machen suchte, und daß jede über die Erweiterung der andern entweder an Ansehen, oder an Vermögen höchst eifersüchtig wurde. Ein jeder Theil des öffentlichen Kredits, den Clugny verlor, war Gewinn für Citeaux; ein jeder neue Beyfall oder Ruhm, den Citeaux erhielt, war Verlust und Schaden für Clugny. So wurde unter andern Robert, ein naher Anverwandter des heil. Bernhards, dem Kloster zu Clairvaux abtrünnig gemacht und zum Ueberlaufen nach Clugny bewogen. Bernhard schickte ihm sogleich ein nachdrückliches Straf- und Ermahnungsbillet nach, darin-

nen er ihm wegen seiner geistlichen Desertion sehr empfindliche, jedoch mit vielen Zärtlichkeiten überzuckerte Verweise gab. — Nun erhob also jeder Orden gegen den andern sehr heftige Vorwürfe, Beschuldigungen und Verläumdungen. Clugny beschuldigte die Cisterzienser einer allzuharten unnachgiebigen Strenge, die nicht einmal in Benedikts Regel geboten wäre; und Citeaux warf den Vorwurf der Sittenerschlaffung, der Schwelgerey, Ueppigkeit, Hoffart, Weichlichkeit, des Stolzes, des Müßiggangs auf die Cluniacenser hin. Es entstand eine heftige Fehde zwischen den schwarzen und weissen Mönchen. Und da Bernhard insonderheit, als der Haupturheber aller dieser Mönchsfehden angesehen wurde, so vertheidigte er sich dagegen in einer eigenen besondern Apologie, darinnen er den Cluniacensern über ihre Pelzröcke, weiche Betten und Polster, über ihre Ueberschreitung des vorgeschriebenen Speißenmaaßes über die für die Novizen bestimmte Zeit, über die Aufnahme jedes schlechten aus andern Orden entloffenen Lumpenkerls und über andere solche Nachlaßungen der alten Klosterobservanz, die Bernhard für eben so viele Beweise ihrer Ungebundenheit ausgab, sehr große und ernsthafte Vorwürfe machte a). Dagegen vertheidigte der Heerführer der Schwarzen, Peter Moriz, Abt zu Clugny seinen Orden, so gut er konnte, mit den verschiedenen Modifikationen oder Abänderungen, deren Benedikts Regel nach Beschaffenheit der Zeit, des Orts und der persönlichen Umstände fähig, ja selbst bedürftig wäre. Dieses alles geschah noch mit vieler Bescheidenheit und Mäßigung; aber bald darauf erfolgten noch heftigere Streitschriften von beeden Seiten, wodurch aber, wie gewöhnlich, weiter nichts ausgerichtet wurde, als daß die Gemüther beeder Partheyen immer mehr

a) Fleurys Kirchengeschichte. X. Thl. LXVII. B. §. 49. Jene Schrift ist sonst bekannt unter dem Titel: Apologie des heil. Bernhards, und soll überhaupt eine getreue und lebhafte Schilderung des damaligen Klosterlebens enthalten.

gegen einander erbittert wurden; besonders da sich mit ihren durch Eifersucht angefachten Federkrieg auch noch ein Streit über Zehentsachen verband. Denn da der Papst Innocenz II. dem Cisterzienser Orden im Jahre 1132 unter andern sehr beträchtlichen Freyheiten und Privilegien auch die Befreyung von allen Zehnten seiner Ländereyen ertheilte, so erregte dieß bey ihren Nebenbuhlern, den Cluniacensern, nicht nur große Mißgunst, sondern auch offenbaren Schaden, weil Citeaux an Clugny aus allen denen Ländern, die sonst dahin zehentpflichtig waren, keinen Zehnten mehr geben wollte.

§. XLIII.

Der heilige Bernhard stirbt und wird unter die Heiligen erhoben. Erstaunliche Vermehrung des Cisterzienser Ordens.

Im Jahre 1153 starb endlich der heilige Bernhard, entkräftet von den Selbstpeinigungen und Martern, womit er seinen Körper, besonders in frühern Jahren, gequält hatte. Bey der Aussetzung seines Leichnams lief das vom Dunste seiner Heiligkeit benebelte Volk haufenweise hinzu, um seine Füße zu berühren, seine Hände zu küssen, oder Brod, Münzen und andere solche Sachen an ihm zu reiben, um sich derselben als geweihter Dinge im Nothfall bedienen zu können. Und zwanzig Jahre hernach wurde er vom Papste Alexander III., wie billig, auch unter die Zahl der Kalender-Heiligen erhoben. Was von seinen übrigen, theils politischen, theils kirchlichen, theils litterarischen Händeln und Thaten, und besonders auch von seiner theologischen und philosophischen Denkungsart noch zu sagen wäre, das werden wir bey einer andern Gelegenheit beybringen.

Hier wollen wir nur noch einige Merkwürdigkeiten, welche den von ihm so hoch emporgebrachten Cisterzienser Orden betreffen, anführen. Allerdings ist es zum Erstaunen, wenn

man die so schnelle Vermehrung und so weite Ausbreitung dieses Ordens ansiehet. Das armselige Institut der Einöde Citeaux, welches in den ersten Regierungsjahren des Abts Stephan Hardings bis auf ein halbes Dutzend armer Einsiedler, wahrer Bettler, die im Lande herum betteln mußten, herabgeschmolzen war, hob sich nachher, gröstentheils durch den Schwung, den ihm Bernhards Ruhm und Ansehen gab, so schnell und so gewaltig in die Höhe, daß es in Zeit von zehen Jahren schon ein aus mehreren Abteyen bestehender Orden wurde, daß es nach ungefähr 50 Jahren seit seiner ersten Stiftung bey 500 Abteyen zählte; daß, obgleich durch ein Generalkapitel im Jahr 1151 fernere neue Stiftungen ausdrücklich verboten wurden, dennoch um das Jahr 1200 die Anzahl der Cisterzienserabteyen schon anderthalbtausend, und um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts bis an die achtzehn hunderte, in allen Ländern der Christenheit zerstreut, gestiegen war. So erstaunlich aber eine solche Ordensvermehrung seyn mag, so ist es doch ganz in der Regel, daß eine solche so großmüthig, so edelscheinende und mit so vieler Selbstverläugnung verbundene, dem Dienste Gottes so ganz allein gewidmete, Heiligkeitsform zu einer Zeit, da man Schein und Wesen, Täuschung und Wahrheit so wenig unterscheiden konnte, überall die höchste Bewunderung, den ungemeßensten Beyfall und die tiefste kriechendste Ehrfurcht finden mußte; daß hingegen eine Tugend, die sich an keinen Orden binden, nach keiner äußern Form formen läßt, und nur im stillen, von menschlichen Augen ungesehen und unbemerkt, geübt wird, entweder gar keine oder nur wenige Bewunderer gewinnt. Nur darüber möchte man sich wundern, daß, da die Cisterzienser-Regel es recht absichtlich darauf angelegt hatte, mit ihren heiligen Verdiensten den Angel nach den Besitzungen der Reichen auszuwerfen, — denn sie erlaubte ja ausdrücklich Schenkungen von liegenden Grün-

den, Aeckern, Wiesen u. d. gl. anzunehmen, — daß die Welt nicht endlich durch lange Erfahrung klug gemacht, den Kniff der saubern Heiligen merkte, und die blos auf Vermehrung ihrer Macht abzweckende Absichten derselben entdeckte. Aber wer kann so etwas merken, wo alles mit dem schwarzen finstern Gewölke der Schwärmerey überzogen ist?

§. XLIV.

Die Cisterzienſermönche sind wahre Schutzpatronen der Dummheit und Unwissenheit. Dagegen müssen Gesichte, Erscheinungen und Wunder den Ruhm ihres Ordens verherrlichen.

Durch Gelehrsamkeit zeichnete sich dieser Orden zu keiner Zeit sonderlich aus. Denn wenn es gleich unter den Cisterzienſermönchen auch Ausnahmen geben mag von Männern, die sich noch etwas mehr auf die Wissenschaften gelegt haben, wie dann ihr zweyter Stifter, der heilige Bernhard selbst die erste und größte Ausnahme davon macht, so vertrug sich doch kein anderer Ordensgeist mit dem Eifer für die Wissenschaften weniger, als der so finstere, so traurige, so engherzige, so sklavisch gebundene Geist des Cisterzienſermönchs. Dieser Geist bestand hauptsächlich in unverbrüchlicher Regeltreue und pünktlicher Befolgung des geistlosen Buchstabens der Benediktiniſchen Regel, ohne alle Gloße oder Ausnahme, und dann in der Strenge, in einer oft überverdienstlichen Strenge der Lebensart. Der Mönch muß eben weinen, beten, Bußethun, aber nicht lehren — folglich auch nicht studiren; das war der alte, schon zu Hieronymi Zeiten geltende, Mönchsgrundsatz, dem kein anderer Orden so treu blieb als dieser. Dieß war der Geist, der schon die ersten Stifter desselben Robert, Alberich, Stephan Harding, die nichts als gute einfältige Waldsbrüder, Eiferer, Schwärmer, Bettler, aber keine Gelehrte waren, beseelte. Dieß war

der Geist, der auch in den nachfolgenden Zeiten die spätere Reformatoren dieses Ordens einen Rancé, Barriere und andere beseelte und antrieb; der Geist, der jeden Superior, jeden gemeinen Bruder, wenn er ein braver Cisterzienser heißen wollte, regierte, und der sie also zu wahren Schutzpatronen der Dummheit und Unwissenheit machte. —

Dagegen war diese Mönchsbrut desto sinnreicher und erfindsamer an Wundern, Gesichten, Erscheinungen, Entzückungen, Mährchen und Legenden aller Art. Schon ihr erster Stifter Robert durfte nicht ohne eine Wundererscheinung in die Welt eingeführt werden. Die heilige Jungfrau Maria mußte seiner Mutter, als sie mit ihm schwanger gieng, im Traume erscheinen, ihr einen goldenen Ring vorhalten, und zu ihr sagen: „Siehe! das ist der Ring, womit „ich den Sohn, den du unter deinem Herzen trägst, mit mir „vermählen will!“ Eben diese heilige Jungfrau war es, die diesem Orden, wie schon gemeldet wurde, das weiße Gewand und den schwarzen Gürtel vom Himmel herab brachte, und dieser Kleidung noch oben drein, eine von aller Gewalt des Teufels erlösende Wunderkraft beylegte. Ueberhaupt muß diese Himmelskönigin ihren lieben Cisterzienserm̈önchen sehr zugethan gewesen seyn, und damit bey andern Orden eine gewaltige Eifersucht gegen sie erregt haben. Denn bald besucht sie dieselbe auf dem Felde während ihrer Aerndtegeschäfte, um ihnen den Schweis von ihren Angesichten abzuwischen, und mit den Ermeln ihrer Röcke kühlenden Wind zuzuwehen; a)

a) Der Verf. der Cisterzienser Annalen Manriquez läßt noch zwey andere Himmelsdamen, nämlich die heilige Anna und die heilige Maria Magdalena in der Gesellschaft der sogenannten Mutter Gottes erscheinen. Wahrscheinlich war also die Erfindung dieser Fabel entweder für die Aufmunterung jener Mönche zur Handarbeit berechnet, — oder mögen es auch andere mehr fleischliche Marien, Annen und Magdalenen, die ihnen da bey ihrer Arbeit erschienen, gewesen seyn. Denn wer will

bald stimmt sie mit ihnen in ihren Chor ein, wenigstens glaubten sie dieselbe mit singen zu hören; bald kömmt während des Chorsingens eine gar prächtige güldene Krone vom Himmel herunter, worauf die sämmtliche werthe Namen der Conventualen standen, und beym Schlusse des Chors läßt die heilige Jungfrau mit lauter Stimme die Worte von sich hören: So, wie ich heute in meiner Herrlichkeit bin, so sollen alle diese mit mir seyn in meiner Herrlichkeit!! Ja, diese Himmelsregentin ließ sich gar einmal so weit zu diesen ihren Lieblingen herab, daß sie dem berühmten Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, als er vor der Ungnade seines Königes sich in ein Cisterzienser-Kloster nach Pontigny geflüchtet hatte, und daselbst, zu aller Erbauung, ein sehr heiliges Mönchsleben führte, in seiner eigenen Zelle einen Besuch machte, sich ganz traulich neben ihn hinsetzte, und ihm seine zerrissene Kleider flickte. Welch eine unbeschreiblich gnädige Herablassung!! Der heilige Abt Stephan wäre einmal bey all seinem Bettelbrod beynahe verhungert, aber siehe, da kömmt ein Vogel daher geflogen und bringt ihm einen Fisch. —

Der Bruder Achard zu Clairvaux schlägt einmal den Teufel selbst, in einem Zweykampf, den Hirnschädel ein, so daß ein Stück des teuflischen Gehirns an seiner Hand hängen blieb, und daß diese noch ein ganzes Jahr hernach einen ganz unerträglich höllischen Gestank von sich gab. —

§. XLV.

Die Absichten, worauf ihre Wunderdichtungen berechnet zu seyn scheinen.

Nirgends aber spuckte es mit Geistern und Erscheinungen mehr, als in einem gewißen Kloster Milros bey dem

allen solchen Liebesintriguen der Mädchen und Mönche bis auf den Grund nachforschen??

Abt Wallene und bey Bertrand. Bertrand ward einmal bis in das Paradies entzückt, machte da Bekanntschaft mit Henoch und Elias, und fand seinen eigenen Namen im Buche des Lebens angeschrieben; ein andersmal ward er in ein himmlisches Chor versetzt. Der andere Träumer, Wallene, wird bald, gleich dem Ulysses und Aeneas, im Geist durch den Himmel und durch die Hölle hindurch geführt; bald erscheint ihm der böse Feind in Gestalt eines geharnischten Kriegers, der Feuer aus Mund und Nase ausspeyt; aber Wallene schlägt ihm das heilige Ciborium um den Kopf, und — der grimmige Feind flieht davon. Bald siehet er Christum gekreuziget, begraben, auferstehen, gen Himmel fahren: Der Abt fährt im Geiste selbst mit gen Himmel, er sieht den Himmel offen, Gottes Herrlichkeit und die Wohnungen aller Heiligen, sogar seinen eigenen künftigen Platz daselbst; ein andersmal, am Abend vor dem Fest der Erscheinung Christi sieht er — denn was kann ein solcher Träumer nicht alles sehen? — einen hellstrahlenden Stern und die heilige drey Könige vom Himmel kommen, und das Kind Jesus auf seiner Mutter Schoos anbeten! Bald bekömmt er sogar Briefe vom Himmel, in welchem ihm zu wissen gethan wird, an welchem Tag er zu den Heiligen in den Himmel werde aufgenommen werden. —

Jedoch alle diese Wunder und Erscheinungen geschahen, wie man leicht sieht, blos um dem höchst ehrwürdigen Cisterzienserorden den Ruhm und das Ansehen der Gott wohlgefälligen Heiligkeit zu verschaffen. Es geschahen aber auch andere, deren Zweck mehr moralisch war und auf Hervorbringung dessen, was jene armselige Schwärmer Tugend nannten, abzielte. Unter allen Tugenden aber wurde den Cisterzienser-Mönchen keine mehr empfohlen, auch durch die handgreiflichsten Wunder empfohlen, als Armuth, Keuschheit und Gehorsam; nämlich nicht Ge-

horsam gegen Gottes Gebote, sondern Gehorsam gegen die willkürlichen, positiven Befehle des Klosterabts. Welcher Cisterzienser-Mönch konnte z. E. noch länger ungehorsam bleiben, wenn er jene so fürchterliche Mähre hörte: Es war einmal ein Klostersbruder, der beharrte in seinem Ungehorsam bis an sein Ende. Als er nun starb, siehe da kamen zween Teufel, schwärzer als Ruß und grimmiger als Drachen, die schleppten ihn aus seinem Bette mit fort, und spielten Ball mit seiner armen Seele, und warfen ihn endlich in einen garstig stinkenden Sumpf hinein. — Ein anderer Bruder wusch einst — seine Hosen, ohne Zweifel — weil sie es wohl bedurften, aber — ohne vorgängiges Gebot seines Superiors; als er nun im besten Waschen war, da hörte er, ohne jemand zu sehen, eine laute Stimme, zugleich bekam er ein paar derbe Schläge, den einen an die Ohren, den andern an den Fuß; — wahrscheinlich wegen seines Ungehorsams gegen den Superior!

Zu der Zeit, als Citeaux und Clugny eine heftige Eifersuchtsfehde gegen einander führten, zur Zeit des heiligen Bernhards, da gabs, wie wir schon gesehen haben, zu keiner Sünde mehrere Versuchungen, als zu der Todsünde der Klosters-Apostasie, da die Mönche von einem Orden zum andern so gerne überliefen. Da gieng der Satan immerfort, wie ein brüllender Löwe um Clairvaux herum, und suchte — besonders die Novizen zu verschlingen. Der heilige Bernhard kannte ihn im Geiste. Eines Abends also nach dem Gebet, da er eine Ahndung hatte, warnte er seine Mönche mit ernster Miene und sagte: „Einer unter euch wird in dieser Nacht durch des „Teufels List apostasiren; darum wachet!“ Aber der Satan schläferte alle Conventualen ein, außer dem einzigen Achard, der tapfer wachte. Dieser sah denn also mit wachenden Augen um die Mitternachtsstunde zur Kloster-

thür herein kommen — zween Mohren in Riesengröße mit schwarzen Kappen bedeckt. Der eine, welcher vorangieng, hatte einen Bratspieß mit einem gebratenen Huhne in der Hand: — denn zu Clugny aß man gerne gebratene Hünlein, — an demselben Spieß aber zugleich — eine große Schlange, welche immer um den Hünerbraten herum leckte. Hiermit traten sie an das Bett des Novizen, hielten ihm den warmen Braten unter die Nase, daß er den Geruch und Dampf desselben an sich zog. Und nun geht der Novize zum Kloster hinaus, wird abtrünnig, und endlich — horrendum dictu — noch gar besessen. —

Auch gegen das viele Studieren eiferte der fromme Cisterzienserm̈önch, wie alle Frömmlinge zu allen Zeiten, gewaltig als gegen eine Sache, die seiner Frömmigkeit leicht nachtheilig werden kann. Man höre nur, wie es einmal einem gewißen Peter, nachmaligen Abt zu Morimond ergieng. Dieser sollte in seiner Jugend studieren, aber in seinen harten, dummen, ungelehrigen Kopf wollte nichts hinein. Da erschien ihm einsmals, als er ganz betrübt über seine Hartlernigkeit da saß, — der Teufel, und gab ihm einen Stein, mit dem Versprechen, so lange er denselben bey sich trüge, sollte ihm alle nur ersinnliche Gelehrsamkeit eingegeben werden. Peter nahm den Stein an, und wurde nun auf einmal so gelehrt, daß kein Doktor seiner Zeit vor ihm bestehen konnte. Aber nicht lange, so wurde unser gelehrter Peter todtkrank und starb. Nun kamen die Teufel und holten seine Seele, und warfen dieselbe auch wie die Seele jenes ungehorsamen, in einem von dickem Schwefeldampfe rauchenden Thale, wie einen Ball einander zu; und fiengen sie in ihren Klauen, die so scharf wie die feinsten Nadelspitzen waren, auf. Aber Gott erbarmte sich seiner, — denn vor seinem Tode hatte er sein mit dem Teufel gemachtes Bündniß bekannt — und schickte seine Engel aus, um seine arme Seele

aus Satans Klauen zu retten. Die gerettete Seele kehrte also in ihren vorigen Leib zurück, Peter wurde wieder lebendig, ward ein Cisterzienser-Mönch, und lebte nachher auch, als Abt zu Morimond so streng und heilig, daß er sein Lebenlang wie eine aus dem Fegfeuer entronnene Leiche einhergieng. —

Doch noch mehr sollte einem gelehrtseyn wollenden Jüngling das warnende Exempel jenes jungen Baccalaureus das Studieren entleiden. Dieser, in der Sünde seiner gelehrten Wißbegierde vom Tode weggeraft, erschien nach seinem Abscheiden seinem gewesenen Lehrer, dem Doktor Silos, mit einer papiernen Mütze voller Sophismen und Syllogismen auf dem Kopfe. Staunend fragte Silos, was ist das? Ach, sagte der Geist, diese Mütze drückt mich schwerer, als ein Kirchthurm, und brennt ärger, als Feuer. Zum Beweis davon wischte sich der von seiner gelehrten Bürde belastete Geist einen Schweistropfen vom Gesichte, und lies ihn dem Doktor auf die Hand fallen, der denn so abscheulich brannte, daß die Hand davon durchbohrt wurde. Hierauf verschwand der Geist, Silos sagte seinem Studieren, seinem Latein, und seinen Büchern gute Nacht, gieng nach Clairvaux, und wurde — ein devoter Mönch. — Jedoch, wir wollen unsere Leser nicht länger mit solchen elenden Kindermährchen, die, wie man wohl siehet, blos dazu erfunden wurden, die vorgebliche Heiligkeit dieses Ordens dem damaligen höchst leichtgläubigen Zeitalter sehr ehrwürdig zu machen, Langeweile machen, sondern jetzt nur noch dem Verfall desselben zusehen.

§. XLVI.

Wie unmöglich es gewesen, dem Sittenverfall dieses Ordens durch bloße Mönchsvorschriften vorzubeugen. Die daher entstehende neue Congregationen des Cisterzienserordens.

Wir haben schon oft gesehen, wie wenig das, was gegen des Menschen Natur und Vernunft streitet, in die Länge bestehen könne. Je höher die Schwärmerey ihre Pflicht-Foderungen hinauf spannt, oder je mehr sie ihre so willkürlichen, von der menschlichen Vernunft und vom Gewissen so gar nicht gebilligten Gebote schärft, desto bälder sieht sie sich durch die Foderungen und Bedürfnisse der Natur selbst gezwungen, sie nachzulassen, Befreyungen oder Ausnahmen davon zu gestatten, und den Buchstaben ihres Gesetzes bald so, bald anders zu drehen, je nachdem es die ungezügelten Lüste des daran gebundenen Sklaven verlangen. Und ein solches Nachlassen, ein solches Mildern und Herabspannen der vorher zu hoch gespannten Gebote ist gewiß für die Sittlichkeit solcher sinnlichen Menschen höchst nachtheilig, eben weil sie dann keinen Zaum zur Bezähmung ihrer sinnlichen Begierden und Leidenschaften mehr haben, und die Gränzen nicht kennen, wie weit sie in der Befriedigung derselben gehen dürfen. So ergieng es auch unsern Cisterzienserm̈önchen. Ihr güldenes Zeitalter — denn so nannte man die Zeit ihres immer weiter emporstrebenden Wachsthums, — dauerte nicht länger als ungefähr anderthalb Jahrhunderte, bis in die Mitte des dreyzehnden Jahrhunderts. Nach dieser Zeit erhoben sich viele innerliche Unruhen in dem Orden. Man zankte über den wahren Sinn des Gesetzes, der obgedachten Charte der christlichen Liebe, besonders über das, was die darinn verordnete Hierarchie, Regierungs-

form und Gerichtsbarkeit betraf. Man fand nöthig, sich deswegen an den Papst nach Rom zu wenden. Dieser — es war Clemens IV. — gab im Jahr 1265 Erklärungen, Veränderungen und Zusätze in den streitigen Punkten der Regel durch eine Verordnung, die man nach ihm Clementina nannte, dadurch wurde nun der Streit zwar auf einige Zeit beygelegt, und Ordnung wie auch Eintracht im Orden wieder hergestellt. Aber mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem sie sich reich und fett genug gebetet und gefastet hatten, fieng ihr Eifer an, gar sehr zu erkalten und nachzulassen. Die nach Fleisch lüsternen Mönche und ihre Aebte streckten ihre Hand nach dem verbotenen Baume aus, und Papst Benedikt der XII, ein ehemaliger Bruder und Abt dieses Ordens, mußte durch eine im Jahr 1334 ergangene Verordnung, nach ihm die Benediktina genannt, die alte nun erschlafte Strenge wieder aufs neue anziehen und schärfen. Aber weder Benediktina noch Clementina, noch Generalkapitel, noch Geißel bey Wasser und Brod war der bösen Fleischeslust gewachsen. Mann konnte nicht verhindern, daß nicht aufs neue Nachlassungen, Ausnahmen, Befreyungen, folglich auch Unordnungen und Misbräuche einrißen; und mit Verdrehung der Benediktinischen Regel kam es bald so weit, daß die Generalkapitel am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nicht nur ganzen Abteyen und Klöstern, sondern auch einzelnen Religiosen den Besitz eines Eigenthums erlaubten. —

In der Folge wurde das Uebel immer größer, und die ganze Geschichte dieses Ordens kann vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an für einen redenden Erfahrungsbeweis gelten, wie unmöglich es sey, daß ein großer und reicher Orden, blos durch äußere Beobachtungen und Regeln geleitet, sich lange Zeit in guter Zucht und Ordnung erhalte. Noch schlimmer gieng es, als vom Papst und

durch

durch ein Generalkapitel im Jahre 1481 den Aebten und Superioren freye Macht gegeben wurde, ihren Untergebenen im Nothfall, nach Befinden der Umstände das Fleischessen zu erlauben. Denn nun war der Nothfälle, der Bitten und Vorwände, womit die Mönche ihren Abt um Erlaubniß zum Fleischessen überliefen und quälten, kein Ende mehr. Wollte der Abt strenge seyn, und die gesuchte Erlaubniß nicht geben, so knurrten, murrten und schimpften die Mönche über ihn, wie Bootsknechte, sie empörten sich, nannten ihn einen Tyrannen oder desertirten sie gar; denn da gabs so manche andere Aebte, die gegen ihre Untergebenen gefälliger wären und das Fleischessen leicht erlaubten. Wollte er hingegen, um nur seine leibliche Ruhe vor den ungestümmen Mönchen zu haben, gelinde seyn, und die verlangten Fastendispensationen gerne ertheilen, so entstand große Unordnung, Frechheit, Ungebundenheit unter den Mönchen, und aus dieser wieder Faktionen und Spaltungen im ganzen Orden oder auch in einzelnen Klöstern.

Natürlicher Weise mußte bey einem solchen allgemeinen Sittenverfall des Ordens der Eifer der Zeloten, das heißt, aller derer, die noch für pünktliche Regeltreue sorgten, entbrennen, und auf abermalige Reformationen des Ordens bedacht seyn. Und solche Reformen brachten dann, zwar keine neuen Orden, aber doch immer neue Kongregationen zur Welt. So entstand in Spanien im Jahre 1425 die Kongregation von der Observanz; im Jahre 1497 die Kongregation des heil. Bernhards von Toskana und der Lombardey; weiterhin die Kongregation des heil. Bernhards von Arragonien; die Kongregation von Rom; die Kongregation von Calabrien. So entstanden auch in neuern Zeiten noch mehrere Reformen und Kongregationen dieses Ordens sowohl bey dem weiblichen als bey dem

männlichen Geschlechte; wie z. B. die Rekollektinnen, eine Reform der Cisterzienser Nonnen in Spanien, die zwey Kongregationen der Töchter von der göttlichen Vorsehung und von dem theuern Blute in Frankreich; hernach die Feuillants oder Julienser; die Reform von Orval; von Tart; von Portroyal; von la Trappe; von Septfons; und die von der sogenannten strengen Observanz in Frankreich; denn das ist ein Land, das von je her immer sehr viele politische und religiöse Schwärmer erzeugte a).

a) Meine Gewährsmänner bey dieser ganzen Cisterzienser Geschichte sind Fleurys Kirchengeschichte IX. und X. Theil, Frankf. und Leipz. Koppe 1766, 1768, und Pragmatische Geschichte der vornehmsten Mönchsorden, Leipz. Weygand 1775, 2. Band, S. 51 — 208, und ebendieselbe 3. Band, S. 3 — 110.

Ende des dritten Bandes.

BAYER. STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druckfehler

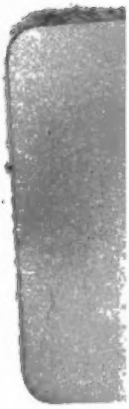
des zweyten Bandes.

Titelblatt. ſtatt Prediger in der, lies: Prediger an der.
Seite 66 letzte Linie unten, ſt. Wir konnten, lies: Wie konnten.
— 119 dritte Linie oben, ſt. vor l. von.
— 134 Lin. 14 von oben, ſt. ſey l. ſeyn.
— 140 Lin. 14 — — ſt. englichen l. ängſtlichen.
— 157 Lin. 2 von unten, ſt. oder noch nicht l. oder nicht.
— 207 Lin. ult. unten, ſt. ſeinen l. ſein.
— 217 Lin. 2 unten, ſt. entſcheidenſten l. entſchiedenſten.
— 226 Lin. 1 oben, ſt. erklärt l. erklärte.
— 260 Lin. 6 von unten, ſt. begleitet l. bekleidet.
— 267 Lin. 21 nach willſt lies du.
— 271 Lin. 6 u. 7 von unten, ſt. vergangene l. vergangen.
— 287 Lin. 12 von unten, ſt. blauſilbernen l. plauſiblen.
— 335 Lin. 20 nach Zeit lies: des ſo wohl gedeyhenden.
— 365 not. b Lin. 15, ſt. accleſiam lies: eccleſiam.
— 381 Lin. 13 von unten, ſt. befanden l. behalſen.
— 402 Lin. 14 von oben, ſt. Meslemim l. Moslemim.
— 421 Lin. 11 von unten, ſt. das l. daß.
— 424 Lin. 4 von oben, ſt. Halsbald l. Halsband.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google